

## Zu diesem Heft

Die „Badische Heimat“ hat sich in ihren Heften in gewissen zeitlichen Abständen immer wieder dem Thema „Kraichgau“ zugewandt, so erstmals 1922 mit dem Heft „Kraichgau — Land und Leute, Kunst und Kultur“, 1972 (Heft 3) und zuletzt 1975 („Bruchsal — Kraichgau, Heft 3). Im Mittelpunkt dieser Hefte standen jeweils grundsätzliche Aufsätze zur Landschaftsbeschreibung, im Jahre 1922 aus der Feder von F. Metz („Der Kraichgau“, S. 5–15), 1972 schrieb G. Umminger den einleitenden Aufsatz „Der Kraichgau — eine alte Durchgangslandschaft“ (S. 153–170), und für das Heft im Jahre 1975 schrieb E. Kiehnle den Aufsatz „Der Kraichgau“ (S. 319–326). Nach den Heften mit den Schwerpunkten „Mundart“ (Heft 2/83), „St. Blasien“ (Heft 3/83), der Festschrift und Chronik im Jahre 1984 und dem Heft zum 225. Geburtstag J.P. Hebels (Heft 1/85) versuchen wir mit diesem Heft, die Tradition der „Landschaftsbeschreibungen“, die von H. E. Busse in den Heften der „Badischen Heimat“ begonnen wurde, in zeitgemäßer Form wieder aufzugreifen. Das ist bei der inzwischen institutionalisierten Landschafts-, Heimat- und Regionalforschung, des administrativ organisierten Denkmal-, Landschafts- und Umweltschutzes eine nicht eben leichte Aufgabe.

Diese „Institutionalisierung“ von Aufgabebereichen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren noch fast ausschließlich von Heimatvereinen wahrgenommen wurden, hat nicht zuletzt zu einer gewissen Identitätskrise der Vereine geführt. Dieser bereits abgeschlossenen Entwicklung läuft in den letzten Jahren parallel die Differenzierung und „Regionalisierung“ heimatlicher Aktivitäten vor Ort, die sich zumeist unserer Kenntnis entziehen. Eine so umfassende Behandlung einer Landschaft, wie der Titel des Kraichgauheftes unter der Redaktion von Max Wingenroth — „Land und Leute, Kunst und Kultur“ — nahelegt, ist heute nicht mehr möglich. Aber trotzdem: Akzente können gesetzt, Hinweise gegeben, Bewußtsein geweckt werden; auch dies ist für einen Landesverein keine geringe Aufgabe.

Der Kraichgau ist heute kein „kaum entdecktes Land“ (O. Rombach) mehr, genauso wenig ist der Kraichgau in geschichtlicher und heimatkundlicher Hinsicht „unbekanntes Land“ (H. Böhm, „Unbekanntes Kraichgau“, 1946), und an Ansätzen zur „publicity“ fehlt es ihm durch die Bestrebungen der „Fremdenverkehrsgemeinschaft Erholungsgebiet Kraichgau e.V.“ wohl auch nicht mehr. Die „bescheidene Lieblichkeit“ (W. Bickel) der sanften Hügelwellen kann nur er-

halten werden, wenn der Kraichgau „*Erholungs- und Wanderlandschaft*“ bleibt und nicht touristischem Konsum von Landschaft und ingenieur-agrarischem Denken Vorschub leistet. Schon ist es schwierig, so berichtet der Zeichner unseres Heftes, Prof. Richard Bellm, einen für die Lößlandschaft charakteristischen, naturbelassenen Hohlweg ausfindig zu machen. Spricht Adolf Gängel im „Großen Nordbadbuch“ von 1967 noch vom Kraichgau als „einem stillen, versonnenen Land mit wohlhabenden Dörfern und betriebsamen Städtchen, reich an alten Marktplätzen und idyllischen Winkeln“ (S. 380), so sieht Marliese Klingmann nur einen Weg, das Land, das F. Ratzel und O.

Rombach mit der bukolischen Landschaft Vergils in Verbindung gebracht haben, zu erhalten:

„*Numme net droo riibre, sou kommer d Londschaft, die stille Winkl un scheene Flecklin em Kraichgau rette!*“

Was den Kraichgau so anziehend macht:

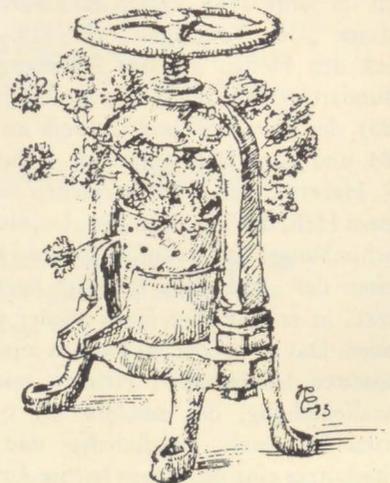
Die Struktur der Landschaft bleibt noch wahrnehmbar, dosierte Geschichte noch verkraftbar, Orte begehbar:

„*Numme net droo riibre!*“

Heinrich Hauß  
Schriftleiter

Neue Anschrift der Schriftleitung:  
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31,  
Tel.: 07 21/75 43 45

Bitte, Zuschriften stets Rückporto beilegen, wenn Antwort erwartet wird!



## Werk von Heinrich Hübsch in Gefahr

Die Stadt Weinheim an der Bergstraße ist die Heimat von Heinrich Hübsch, des nächst Weinbrenner bedeutendsten badischen Baumeister. 1795 wurde er dort als Sproß einer hoch angesehenen und wohlhabenden Postmeisterfamilie geboren. Sein Geburtshaus, ein stattliches Barockgebäude wurde 1972 abgebrochen, um einem gesichtslosen Neubau Platz zu machen. Im selben Jahr fiel die von Heinrich Hübsch 1846—1848 in seiner Vaterstadt erbaute Dürre-Schule. An deren Stelle trat eine Tiefgarage.

Der Platz darüber ist immer noch öd und leer.

Die Stadt Weinheim ist im Begriff, diesen Verlusten einen neuen, weitaus empfindlicheren hinzuzufügen. So soll eine von Hübsch 1836 in der oberen Bahnhofstraße für den Arzt Dr. Ludwig Bender erbaute Villa demnächst abgebrochen werden. Das Haus, dem kurz vor dem Krieg ein Ladenanbau hinzugefügt wurde, ohne daß die Bausubstanz dadurch angegriffen worden wäre, weist besonders schön die für Hübschs Architektur bezeichnenden Merkmale auf. Über nahezu quadratischem Grundriß erhebt sich das zweistöckige Gebäude in gelbem und rotem Sandstein. Darüber sitzt ein flaches Walmdach. Unter dem Dach läuft um das ganze Haus ein Terrakottafries mit geometrischen Formen. Bemerkenswert ist auch eine vierteilige Fenstergruppe mit vorgesetzten achteckigen Säulchen.

Besitzer des Bauwerks ist die Bezirkssparkasse Weinheim, die an dessen Stelle einen großen Erweiterungsbau errichten möchte. Bedauerlicherweise konnte der Denkmalschutz gegen die Pläne der Sparkasse nichts ausrichten, so daß mit dem baldigen Verlust

des Hauses zu rechnen ist, wenn es nicht doch noch gelingt, die Verantwortlichen dazu zu bewegen, nach anderen Lösungen zu suchen.

Von einer Sparkasse als kommunalem Unternehmen, dessen Verwaltungsratsvorsitzender der Oberbürgermeister der Stadt ist, wäre zu erwarten, daß sie sich die Pflege des Kulturerbes und des Stadtbildes mehr angelegen sein ließe als dessen Zerstörung, selbst wenn dadurch gewisse Nachteile in Kauf genommen werden müßten. Sollte sich Ministerpräsident Späth getäuscht haben, wenn er kürzlich in einer Rede sagte: „So mancher Sparkassenverwaltungsrat ... betreibt jetzt mit demselben Stolz, mit dem sie früher Abrisse durchgeführt und perfekte Funktionsgebäude mitten in der Stadt errichtet haben, den Kauf von Altobjekten um sie in Ordnung zu bringen. Das ist ein gutes Zeichen. Das zeigt wie lernfähig wir alle sind.“

Sollte das für den Aufsichtsrat der Bezirkssparkasse Weinheim nicht gelten?

Dem Landesverein Badische Heimat ist es nicht gleichgültig, was mit dem Werk des großen badischen Baumeisters Heinrich Hübsch geschieht, dessen Leistung Stadt und Universität Karlsruhe in einer großartigen Ausstellung gewürdigt haben.

Wir appellieren daher an den Verwaltungsrat der Bezirkssparkasse Weinheim, den Oberbürgermeister und den Gemeinderat der Stadt, ein bedeutendes Werk ihres großen Sohnes zu erhalten. Spätere Generationen werden es ihnen zu danken wissen.

Landesverein Badische Heimat  
Ludwig Vögely  
Präsident

Sinsheim. In den Drei Königen eingekehrt. Hat das Ansehen eines nach der Landsrat heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster nach dem Kriege nicht repariert. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckargemünd auch schon, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte, daß Mist und Gassenkot mehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern blieben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Mist und Kot auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei gequält, und wenn er den Unrat sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publikum aber ist auf der Straße wenig oder nicht inkommodiert.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und alles ist Stallfütterung. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, in der Nachbarschaft grassiert sie noch. Die Gemeinde hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, es ist verpachtet mit einer Anzahl Wiesen, diese zu überwintern. Sie werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Wenn das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf; die Schafe nicht eher als bis es gefroren hat, und betreiben sie bis Georgentag. Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen teil nehmen. Eine Klafter Holz, sechs Fuß breit, sechs Fuß hoch, und die Scheite vier Fuß lang, kostet bis ans Haus achtzehn Gulden, das Pfund Butter kostet gegenwärtig dreißig Kreuzer, in Heidelberg achtundvierzig Kreuzer.

Um zwei Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein ansehnliches Kloster; eine alte schöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinsfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der Höhe aufhören, fangen Kirschbäume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Höhen und auf den sanften Gründen wie bisher; der Weg steigt sanft aufwärts. Die Kirschbäume zeigen sich schöner gewachsen. Flözalk in schmalen, horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Über der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchardt. Der Weg geht wieder auf- und absteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chausseen und schöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landort. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieser ganzen Fahrt sieht man wenig oder gar kein Wasser. Man erblickt nun die Berge des Neckartals.

Kirchhausen liegt zwischen anmutigen Garten- und Baumanlagen; dahinter ist eine schöne Aussicht nach den Gebirgen des Neckars; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis Frankenbach. Die Kieshügel an der Chaussee erleichtern sehr die Erhaltung derselben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrscheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat und deren baldige Rekrutierung nach dem Frieden jeder Reisende zum Vergnügen seiner Nachfolger wünschen muß. Überhaupt sind von Heidelberg hierher die Chausseen meist mit mehr oder weniger Sorgfalt gebessert.

Goethe,  
Reise in die Schweiz 1797

## Stadtplowner und Strooßebauer

Wie mer scheene Flecklin em Kraichgau rette kann

Der Kraichgau mit seinerne stille Winkl, mit seinerne scheene Ecklin un Baudenkmäler isch unner Kenner un Liebhaber sou ebbes wie en Geheimitip. Awwer mir beede noch viel mehner stille Winkl un scheene Ecklin un alte Baudenkmäler, wonn als d Leit, wu sou en Winkl, sou e Kostbarkeit entdecke, ihm Mund halte deete.

Awwer, wie's halt sou isch, koun oon Mensch kann e Entdeckung for siich bhalte, jeder muß nausposoune, was er entdeckt hot, daß sich die onnere Leit aa droo fraaije solle — moont er —.

Un des isch e groußi Dummheit! Koun heert nämlich en Strooßebauer ebbes vumme scheene kurvische Streeßl, mit emme Rooi voller Schwarzdornhecke un wilde Blumme, do wacht en dem Monn der Ehrgeiz uff. Der ploogt en donn sou aag un er ruugt net, bis er des Streeßl braait und kerzegraad ausgebaut hot, bis er die Schwarzdornhecke un die wilde Blumme wegrasiert hot (wer will donn aa heit noch Schwarzdornhecke un wilde Blumme, des hot mer doch nimmi!) Dodefor setzt er donn die Blumme un Hecke noo, wu eer will, blouß um zu bewaise, daß eer alles viel besser un scheener mache kann, ja viel perfekter noch wie unsern Herrgott selwer!

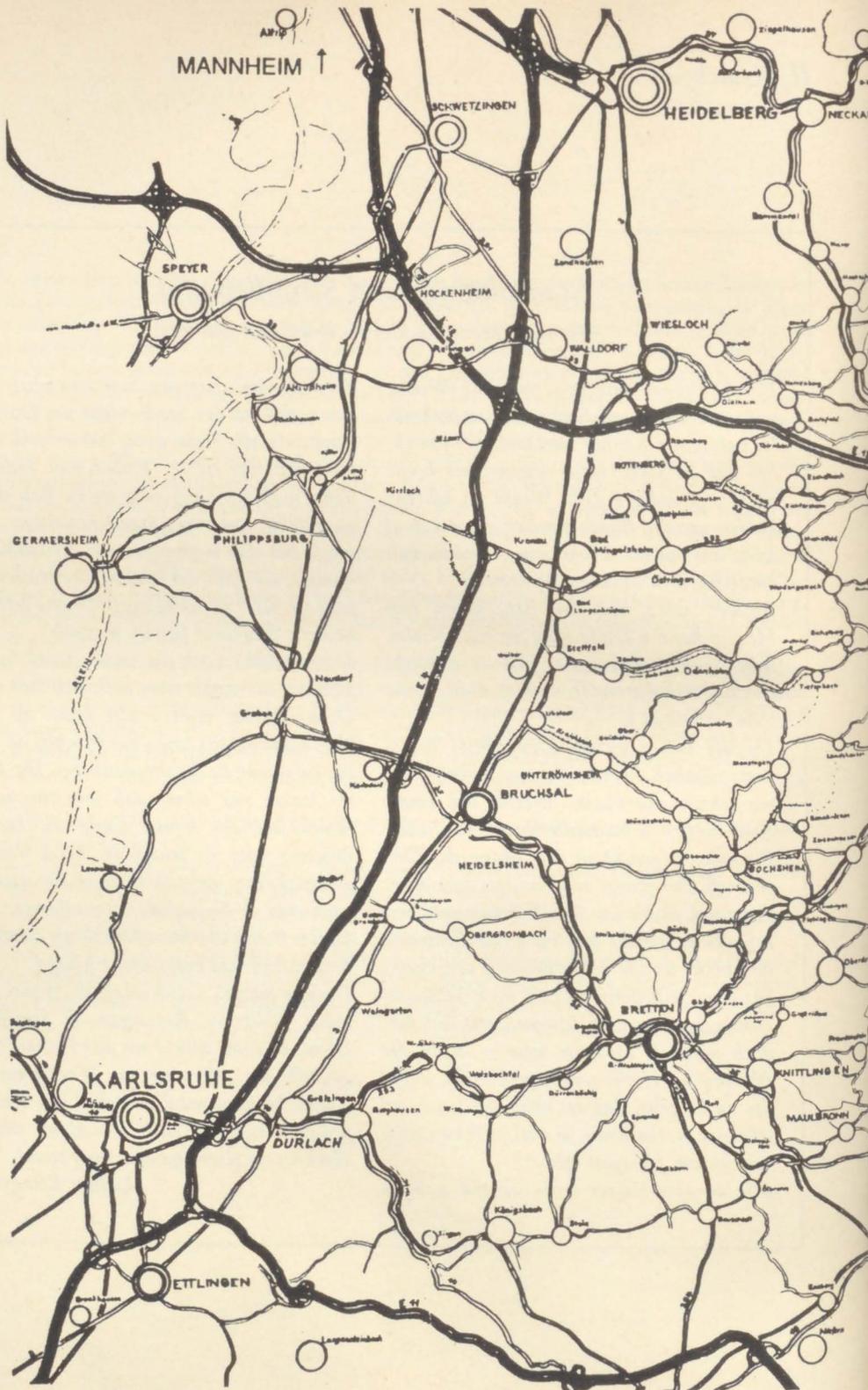
Mit de alte Haiser isch's aa sou e Sach.

Kummt nämlich emme Stadtbaumeister zu Ohre, daß en der Stadt odder em Dorf irgendwu e alts Haus steht, wu monche Leit gut gefällt, wu sie ihr Fraaid droo bewwe, donn muß des Ding weg un en Bau werd noogstellt, wu der Stadtbaumeister entworfe hot. Do muß oom doch der Gedonke kumme, die reiße die scheene alte Haiser ab, weil sie die Vergleichsmeeglichkeite mit der heitiche Baukunst beseitiche welle.

Donn gebbt's noch die onner Sorte Stadtplowner, die wußt rum, hellt sich Rot vum Denkmalsomt, reißt e alts Haus ab und baut's widder uff, gonz genau noch de Ooweisinge vum de Denkmalschitzer. Die Haiser werre sou schee, daß mer des schier nimmi aushalte kann! Unne nei kummt meistens noch en Jeanslade. Beim Vorbeigeh guckt mer unwillkirlich, ob net noch irgendwu d Nylonfäde runnerhenge. Sou Haiser stehne am Strooßerond un warte uff Kundschaft wie halbseidene Maaid.

Desweg meeget i jedem empfehle, wonn Eich ebbes gefällt em Kraichgau. E Streeßl, e Bächl, en stille Winkl mit alte Haiser, donn genießt des till, wie en Weikenner sei Trepfl. Numme net droo riibre, sou kommer d Londschaft, die stille Winkl un scheene Flecklin em Kraichgau em beste rette!

Marliese Klingmann



MANNHEIM ↑

SCHWETZINGEN

HEIDELBERG

SPEYER

HOCKENHEIM

WIESLOCH

GERMERSHEIM

PHILIPPSBURG

ROTENBERG

WALDDORF

BRUCHSAL

HEIDELSHHEIM

KARLSRUHE

DURLACH

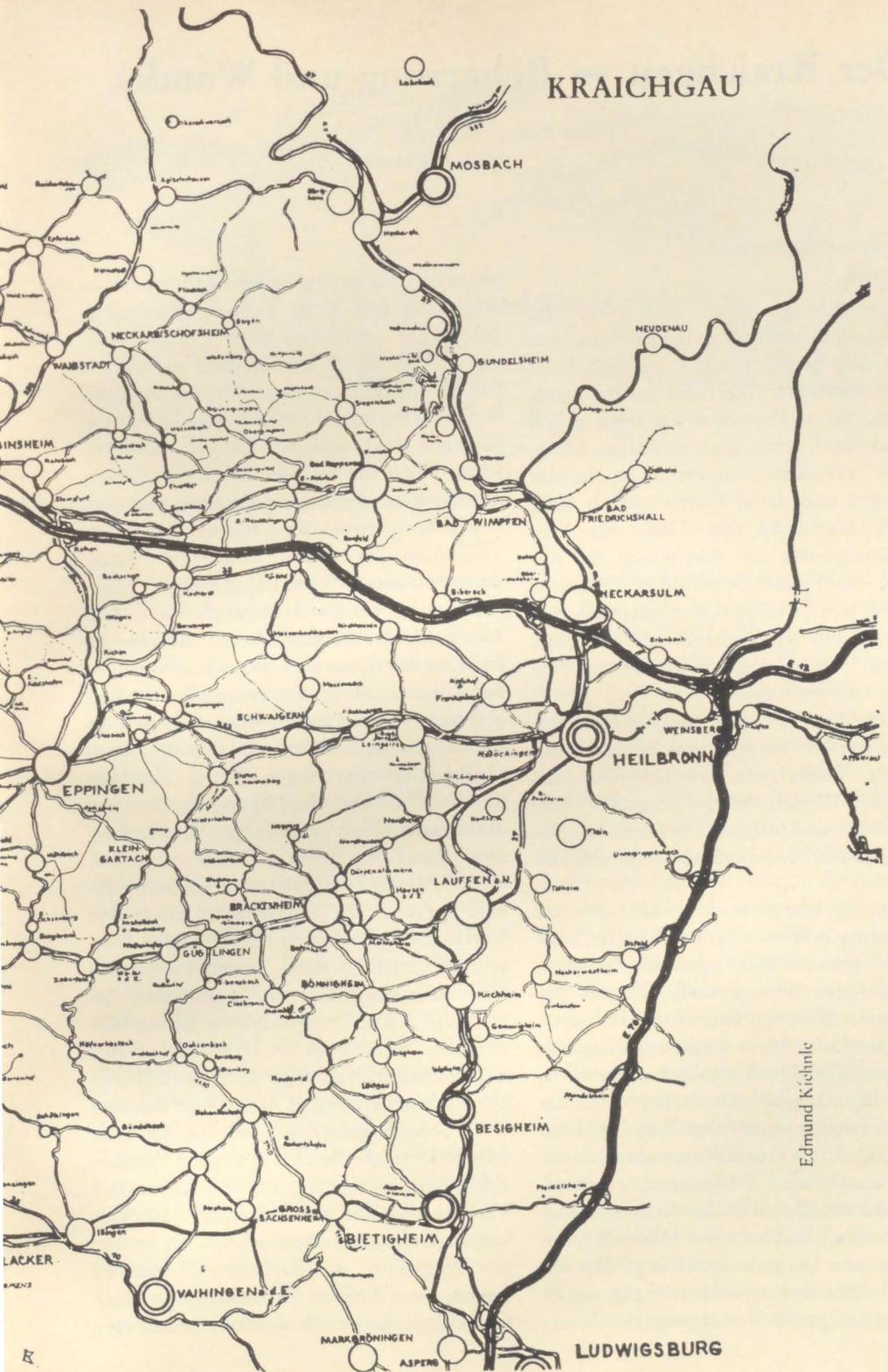
BRETTEN

KNITTLINGEN

ETTLINGEN

MAULBRONN

# KRAICHGAU



Edmund Kiehnle

R

# Der Kraichgau — Beharrung und Wandel

*Bertold Rudolf, Karlsruhe*

## **Zuordnung**

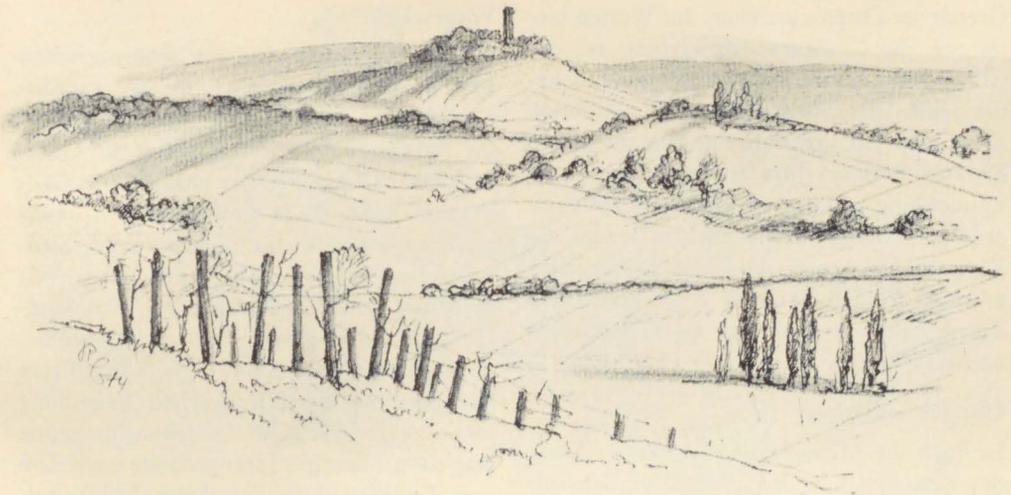
Die Bezeichnung „Gau“, auch „Gäu“ im Schwäbischen, bedeutet im landläufigen Sinn offenes, also gerodetes Land. Sie zielt damit auf den deutlichen Gegensatz zu den Landschaften, deren Physiognomie noch durch das Waldkleid, wenn auch in seinem Artenbestand verändertes, bestimmt ist, in das Siedlungen und deren Fluren nur als helle Flecken eingebracht sind. Findet für diese Erscheinungsform die Verbindung mit der Endung -wald ihren sprachlichen Ausdruck, verknüpft sich „Gau“, aus dem germanischen *gaawja* („Land am Wasser“) herleitbar, oft mit einem Gewässernamen, dem ältesten Namensgut unseres Raums.

Offensichtlich liegt dem unterschiedlichen Erscheinungsbild ein struktureller Gegensatz zugrunde. Räume guter natürlicher Ausstattung stehen Ungunsträumen gegenüber. Früher besiedelt und intensiver genutzt, kontrastieren Altsiedellandschaften mit Jungsiedelräumen.

Mit dem Kraichgau reichen die Gäue am weitesten nach Westen, in bevorzugter Lage zwischen den vom Wald geprägten Gebirgen Odenwald und Schwarzwald. Das tief liegende, nach Westen offene Hügelland bietet maritimen Luftmassen bequemen Zugang; auch dem West-Ost-Verkehr hat die durch eine geringe Meereshöhe bedingte Durchgängigkeit schon immer den Weg leicht gemacht. Mit den Westwinden wurde auch das aus den eiszeitlichen Ablagerungen ausgeblasene Feinmaterial weit in den Kraichgau hinein verfrachtet und zu einer mächtigen, oft geschlossenen Decke aufgeschüttet. Die außerordentliche Bodenfruchtbarkeit ist vor allem an diese große Verbreitung des Lösses

gebunden. Sie ermöglichte eine frühe, durchweg dichte Besiedlung. Es ist mit ökologisch geschärfter Sensibilität heute leicht einsichtig, daß die besondere Eignung des Raums für die Nutzung des Menschen neben positiven auch negative Entwicklungen in der natürlichen und sozialen Umwelt bewirken kann. Noch nie sind die Wechselbeziehungen der Raumelemente so deutlich geworden wie in der gegenwärtigen technischen Hochzivilisation. Es scheint also eine Zusammenschau dieser Potentiale geboten.

Seit den Arbeiten von Friedrich Metz, dem Altmeister der süddeutschen Länderkunde, ist keine den Raum als Ganzes beschreibende Landeskunde mehr erschienen. Das ist freilich nicht verwunderlich, wenn man sich die Richtungskämpfe innerhalb der deutschen Geographie vor Augen führt, ausgelöst durch den Protest einer heranreifenden Studentengeneration, gegen die Verwendung unwissenschaftlicher Worthülsen wie „Landschaft“, denen kein realer, d. h. meßbarer Inhalt zugrunde läge. Mit quantifizierenden Verfahren sind zweifellos methodische Fortschritte erzielt worden; immer wieder war aber auch ein Mißverhältnis zwischen Arbeitsaufwand und verwertbarem Ertrag festzustellen, wenn etwa im Hinblick auf eine wissenschaftliche Aussage über Einflußbereiche städtischer Zentren dreistellige Summen von Variablen einbezogen wurden. Andererseits bedeutet die Beschränkung auf Pendlerzahlen eine Verengung auf rein funktionale Verflechtung, die zur Grundlage der Verwaltungsreform gemacht wurde. So ist aus der Perspektive der Badischen Heimat zu fragen, ob es für den Verbleib des altpfälzischen Eppingen im badischen Städtewesen



Ravensburg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

nicht auch Gründe, etwa historische, gegeben hätte. Inzwischen scheint der Zwang aufgehoben, sich für länderkundliches Arbeiten rechtfertigen zu müssen, wenn auch mit einer Verzögerung gegenüber angelsächsischer Forschung und Lehre. Größere methodische Toleranz hat sich durchgesetzt. Schon droht das Pendel in eine nostalgische Richtung umzuschlagen aus der allgemeinen Sorge für die Umwelt gegen eine rücksichtslose Wachstumsideologie.

Aufgabe dieser Zeilen soll sein, gegenüber den epochalen Veränderungen der Gegenwart, ein die Zeit durchhaltendes, in Teilen aber veränderliches Muster einer Landschaft aufzuzeigen. Diese Zielsetzung veranlaßt mich, auf die historische Reichweite des Namens „Kraichgau“ im Rahmen der mittelalterlichen Gaueinteilung nicht einzugehen. Zur Diskussion dieses Problems sei auf die Arbeiten von F. Gehrig in den Veröffentlichungen des Heimatvereins Kraichgau (Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, 1968, S. 67) verwiesen.

### Eigenart

Geographisch relevant ist ein Name, mit dem sich eine gewisse Gleichartigkeit der Gestalt

zum Ausdruck bringen läßt, der ein komplexes, doch recht homogenes Wirkungsgefüge zugrunde liegt. „Der Naturraum des Kraichgaus unterscheidet sich in der Gesamtheit seiner Naturlausstattung deutlich von allen angrenzenden großräumigen Einheiten“ (J. Schmithüsen in *Oberrheinische Studien*, Bd. III, S. 6, Bretten 1975). F. Metz nennt den Kraichgau „das Land flacher Hügel und breiter Wiesentäler, welliger, von niedrigen Bergen überragter Hochflächen, das die Senke zwischen den höheren Berglandschaften des Odenwalds und Schwarzwalds ausfüllt“ (Der Kraichgau, Karlsruhe 1922). Er spricht damit das wenig markante Relief an, das von Muschelkalkplatten und dem darüber verbreiteten unteren Keuper bestimmt ist, dessen Konturen den Kraichgau von den im Osten anschließenden Gäuflächen unterscheiden. Seine tiefe Lage ist durch eine großräumige Einmündung zwischen den Grabenrandgebirgen bedingt, von denen er sich deutlich, wenn auch nach einer breiten Übergangzone, abhebt. Das dicke Lösspolster verhüllt den Gesteinswechsel Buntsandstein/Muschelkalk, die wichtigste, alle Kulturbereiche tangierende Grenze. Mit den Steilhängen des tief eingeschnittenen Neckars ist die

Grenze im Osten zu ziehen. Im Westen bietet sich die Grabenrandverwerfung an, obwohl sie sich im Bereich der „Langenbrückener Senke“ dem Auge entzieht. In tektonisch tiefer Lage hat sich dort eine Schichtenfolge bis zum Braunen Jura erhalten. Diese tiefe Einmuldung ordnen wir der ostwärts streichenden Fränkischen Mulde zu, in der die Keuperhöhen Strom- und Heuchelberg sich erheben (Reliefumkehr!); diese markanten Berggestalten dienen hier als Grenzsäume unseres Raums.

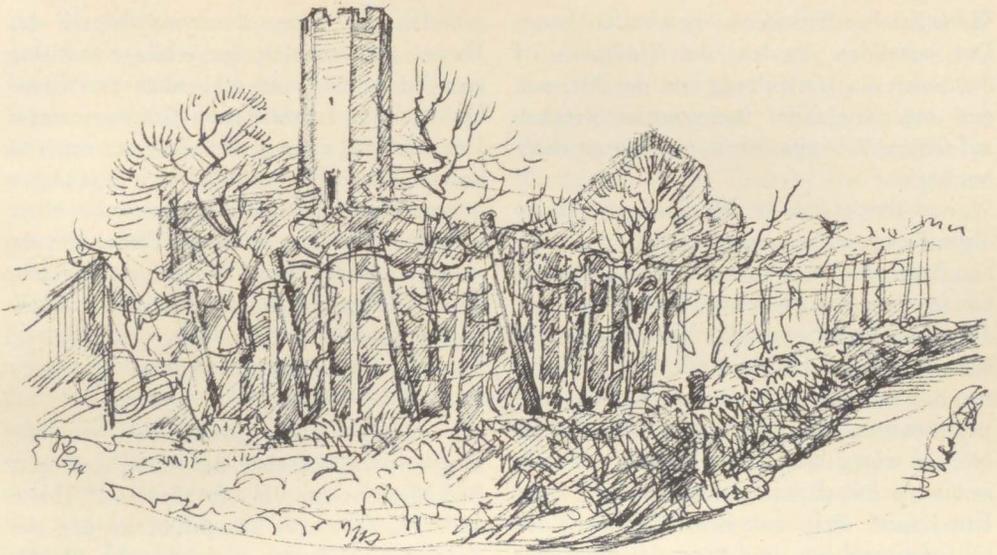
### Oberflächenformen

Ist auch die Meinung über die Einordnung des Kraichgaus in den süddeutschen Landschaftsverband einheitlich, über die Entstehung der Oberflächenformen herrschen unterschiedliche Ansichten. Waren bisher die morphologisch wirksamen Eigenschaften des Gesteins, ihre Widerstandsfähigkeit also gegen äußere Kräfte, ausschlaggebend für die Erklärung der Formung des Reliefs, bezog man sich mit der Schichtstufentheorie i. w. auf die Gesteinsbedingtheit der Landformen — eine auf die Formung durch das Klima orientierte Morphologie schränkte die Wirksamkeit der Gesteine auf lokale Ausprägungen ein. Die Landformen wurden im größeren Zusammenhang erdzonal wirkender Prozesse gesehen. Der heutige Formenbestand ist nach J. Büdel (Geographische Rundschau 7/1963) das Ergebnis länger dauernder Vorgänge der Flächen- und Talbildung unter sich im Verlauf der Erdgeschichte ändernden Klimabedingungen. Das gegenwärtige Landschaftsbild differenziert sich so zu einer Kombination verschiedener Reliefgenerationen. Die Flächen — nach Büdel morphologisch bedeutsamer als die Stufen — werden innerhalb dieser Theorie als Einebnungsflächen mit der Einwirkung randtropischer Klimabedingungen im Jungtertiär erklärt; die für unsere kleinen Wasserläufe viel zu breiten Talräume finden ihre Erklärung in der „exzessiven Talbildungstätigkeit“ während der Kaltzeiten.

### Vorgeschichte

Gestützt auf Ergebnisse der prähistorischen Forschung und Untersuchung der nachezeitlichen Klima- und Vegetationsgeschichte im südwestdeutschen Raum hat R. Gradmann den Disziplinen der Historischen Geographie neue Wege gewiesen. Die unterschiedliche Funddichte prähistorischer Siedlungsreste veranlaßte ihn, einen Gegensatz zwischen siedlungsfeindlichen Waldlandlandschaften und siedlungsgünstigen Steppenheideldandschaften in Kalk- und Lößgebieten zur Zeit der bandkeramischen Besiedlung herauszuarbeiten. Die Steppenheidetheorie war ein großartiges Ideengebäude nach dem damaligen Stand der Forschung (1898). Aufgrund der Pollenanalyse ist jedoch die Annahme waldfreier Gebiete prähistorischer Zeit nicht mehr aufrecht zu halten. Wohl war der Wald an unterschiedlichen Standorten in verschiedenen Typen ausgebildet. Wir dürfen also zwar nicht mit Waldlosigkeit, aber mit einem lichten, an Unterholz reichen, wärmeliebenden Eichenmischwald zur Zeit der ersten bäuerlichen Besiedlung rechnen, der den Neolithiker geradezu angelockt haben mag (O. Schlüter), weil er für die Viehhaltung, besonders die Schweinemast, die notwendige Nahrung lieferte und einer kleineren Siedlergruppe die Möglichkeit für eine „wilde“, düngerlose Feld-Graswirtschaft bot. Das neolithische Fundgut, das in den mittelalterlichen Rodungslandschaften fehlt, hier aber in großer Menge vorhanden ist, bestätigt die Annahme, daß der Kraichgau zu den Räumen früher und kontinuierlicher Besiedlung gehört.

Siedlungskontinuität einer Landschaft bedeutet nicht Kontinuität einzelner Siedlungsplätze. Das Grabungsgebiet auf dem Michelsberg, der Bruchstufe über dem Rheingrabenrand bei Untergrombach, ist eine der bedeutendsten und ergiebigsten Fundstätten des Kraichgaus. Die hier gemachten Keramikfunde haben wegen ihrer charakteristischen Gestaltung der jungsteinzeitlichen Mi-



Steinsberg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

chelsberger Kultur ihren Namen gegeben. An den Hängen dieser markanten Erhebung entlang, im widerstandsfähigen Hauptmuschelkalk, der eines lichtereren Bewuchses wegen durch den vorgeschichtlichen Menschen wohl bequemer nutzbar war, führte die prähistorische Bergstraße. Namengebung und die dem streitbaren Erzengel Michael geweihte Kapelle erinnern an die Christianisierung, während der häufig Kultorte vorchristlicher Gottheiten umgewidmet wurden. Der Michelsberg bei Untergrombach ist ein Vertreter der Michaelsberge, die oft als exponierte Berggestalten im Altsiedelland auftauchen, so bei Sinsheim, Gondelsheim am Muschelkalk-Neckar und Clebronn im anschließenden Zabergäu.

Am nördlichen Rand des Kraichgaus wurde das älteste Menschenrelikt auf europäischem Boden, der massive Unterkiefer des homo erectus heidelbergensis, eigentlich des Menschen von Mauer, gefunden. Aufgrund weiterer Fossilfunde einer altpleistozänen Waldfauna (H. Graul, Heidelberger Geographen-

tag, Wiesbaden 1965, S. 55) in den Maurer-Sanden und Kiesen konnte er der Günz-Mindel-Warmzeit zugeordnet werden. Er mag hier, ein altsteinzeitlicher Jäger, Tieren wie Mammut, Nashorn, Wisent u. a., die zur Tränke kamen, aufgelauert haben. Daß an dieser Stelle, im Bereich der Schichtgrenze Buntsandstein/Muschelkalk, Sande und Kiese auch anderer Gesteine in so großer Menge zur Ablagerung kamen, können wir aus den heutigen Verhältnissen nicht erklären.

### Flußgeschichte

Die kurze Elsenz mit ihrer geringen Wasserführung war weder in der Lage, das Material heranzuschleppen, noch das breite, asymmetrische Tal zu bilden. Die wechsellagernden kalt- und warmzeitlichen Schotter bestehen aus Fernmaterial, das nur ein größerer Fluß wie der Neckar aufgenommen und transportiert haben kann. Nur der Neckar war kräftig genug, das untere Elsenztal auszuräumen, nachdem er das südwärts gerichtete

Wiesenbacher Trockental geschaffen hatte. Der bewaldete Rücken des Hollmuth ist dann also ein Umlaufberg von der Art, wie der mäandrierende Buntsandstein-Neckar auf seinem Weg zum Rhein mehrere geschaffen hat.

Warum aber „fließt der Neckar in merkwürdiger Beharrlichkeit nach Norden in die hohen Berge des Odenwaldes hinein“ (Schmitt-henner), wo er doch auf viel kürzerem Wege durch die Kraichgaumulde hätte zur Rheinebene gelangen können? Wir dürfen nicht von den heutigen Höhenverhältnissen bei der Beantwortung dieser Frage ausgehen. Als der Neckar seinen Weg wählte, bewegte er sich in einer schwach welligen Landschaft, einer Fast-Ebene. Erst mit dem Absinken des Oberrheingrabens und der Hebung der „Grabenschultern“ entstand das gebirgige Relief. Der Neckar ist also älter als das Gebirge, das er durchfließt. Er hat seinen Weg in die langsam kippende Odenwald-Scholle eingetieft, denn er konnte sich gegenüber dem aufsteigenden Gebirge nur behaupten, indem er es durchsägte. Er gilt darum als Musterbeispiel eines antezedenten (vorhergehenden) Flusses.

Warum aber hat er diese Schlinge geschaffen, um sie dann wieder zu verlassen? Zweifellos gehen hier dem Grabenrand parallele Verwerfungen durch den Gebirgskörper, die den trägen mäandrierenden Urneckar bewegen haben mögen, nach Süden auszuschwingen. Durch die Ausräumung der wenig widerstandsfähigen Schichten des Wellenkalks entstand eine Art Schotterfang, in dem sich während der Kaltzeit Gerölle von Juragestein, Keuper und Kristallin in einer Mächtigkeit von fast 40 m ablagern konnten (Meier-Hilbert, Graul-Festschrift, Heidelberg 1974, S. 201). Die Krustenbewegungen halfen kräftig mit. Der Neckar war zur Ablagerung gezwungen (Stau-Akkumulation), wenn er mit der Hebung der Königstuhl-Weißenstein-Scholle Schritt halten wollte. Die Abschnürung der Schlinge läßt sich besser klimamorphologisch erklären und be-

gründen. Der lange dauernde Anprall des Flusses auf den Hals der Schlinge bewirkte eine Einbeulung und schließlich den Überlauf auf den kaltzeitlichen Schottermassen. Das Gastspiel eines großen Stromes war von kurzer Dauer. Keiner der den Kraichgau querenden Bäche konnte seine Rolle übernehmen, schon gar nicht die Elsenz mit ihrem von Süden nach Norden gerichteten, also zwischen den Waldlandschaften vermittelnden Lauf.

### **Verkehrsbedeutung**

Als morphologische Senke zwischen Gebirgskörpern bot aber der Kraichgau gute Bedingungen für ein „Straßenland“ (Metz 1922, S. 148). Die Hauptfließrichtung der Bäche ist auch die Richtung des Hauptverkehrs. Seine Brückenfunktion zwischen Oberrheinland und Neckarbecken zeigt sich bereits im Verlauf der Römerstraßen, läßt sich an den Poststraßen des Mittelalters erkennen, manifestiert sich in der Trassenführung der Eisenbahn. Der Nord-Süd-Verkehr zog immer entlang der großen Wasserläufe am Kraichgau vorbei. Erstmals in der Geschichte des Durchgangsverkehrs stellt sich einer projektierten Schnellbahntrasse zwischen den Verdichtungsräumen in Westen und Osten der Widerstand vieler Bevölkerungsgruppen entgegen.

### **Stadtentwicklung**

Es hieße freilich die Verkehrsbedeutung des Kraichgaus überschätzen, wenn man ihn als „Verkehrslandschaft“ (Metz, Ländergrenzen, S. 25), d. h. einen Raum der i. w. vom Verkehr geprägt ist, bezeichnet. In dem von wichtigen Verkehrslinien gequerten Altsiedelland erwartet man aufgrund der „städtezeugenden Kraft“ des Verkehrs bedeutende, auf den Fernverkehr orientierte und durch Fernstraßen florierende Städte. Der Kraichgau besitzt zwar einen großen Reichtum an Städten, doch sie sind klein geblieben. Nur kurzfristig hatte eine einzige Stadt im Mittelalter größere Bedeutung: Wimpfen „im Tal“,

also am Neckarufer, randlich zum Kraichgau. Neben der geographischen Lage an einer Römerstraße und einer der wichtigsten Fernstraßen des Mittelalters bot die Flußuferlage mit guter Übergangs- und Umlademöglichkeit vom Wasser- auf den Landweg für einen Marktort günstige Voraussetzungen. Mit der Errichtung einer Pfalz, ihrer größten, schufen die Staufer eine Klammer zwischen ihren Besitzungen in Elsaß und Franken, dem „großartigen Gürtel von Königsgut, Pfalzen, Reichsministerialen-Burgen und Reichsstädten“ (Pfeifer in Graul-Festschrift, S. 385). Im Zuge ihrer Reichspolitik entsteht mit der Pfalz der trutzige Eckpfeiler der Großburg „Wimpfen am Berg“. Die Bergstadt ist zu sehr auf die Schutzsituation bedacht. Die Enge der Spornlage wird ihr zum Verhängnis; denn sie ist für ein größeres Wachstum hinderlich. Bald lassen Raumnot, Verfall der staufischen Macht und Veränderungen der Verkehrsspannung Wimpfen gegenüber dem verkehrsoffener gelegenen Heilbronn ins Abseits geraten (Scheuerbrandt, S. 136). Wie andere altfränkische Städte begann die freie Reichsstadt schon früh zu stagnieren. Die imponierende Silhouette mit ihren hochragenden Türmen, Steinbauten und Fachwerkgiebeln über dem Tal, ein „verkleinertes Abbild von Rothenburg“ (Metz, Land und Leute, S. 654) ist dadurch erhalten geblieben und zeugt vom Glanz einer großen Vergangenheit. Funktional fiel Wimpfen jedoch in die Rolle eines Kraichgaustädtchens zurück.

### Städtewesen

Die Gruppe der Kraichgaustädte hatte bescheidene Funktionen als Sitze der Verwaltung und Marktorte für das engere Umland (Wochenmärkte!). Anzahl, Größe und Physiognomie sind Spiegel der territorialen Zersplitterung zur Zeit ihrer Gründung während des Hochmittelalters, besonders aber im Spätmittelalter. Der Zerfall der Reichsmacht begünstigte im Straßenland den Zugriff politischer Herrschaften auf die Straßen: Sie be-

dienten sich dabei verschiedenster rechtlicher Grundlagen. Die Errichtung so zahlreicher fester Plätze, bewirkt durch die extreme Besitzzersplitterung, war freilich für den Zustand der Straßen keineswegs förderlich.

Wichtiger als der Erwerb der Stadtrechte war für das junge Stadtwesen die Macht des Gründers. Einen Vorsprung konnten die alten Grafensitze Sinsheim und Bretten nutzen: Die Burgen der Gau grafen dienten ihnen als Kristallisationskerne. Auf einer breit angelegten Hauptstraße entfaltete sich das Marktgeschehen. Bis heute konnten beide ihre beherrschende Stellung durch ihre Lagegunst im nördlichen und südlichen Kraichgau erhalten. Sinsheim wuchs mit dem Bau der Kraichgau-Autobahn in die Funktionen eines Mittelzentrums hinein, das auf den Rhein-Neckarraum orientiert ist. Bretten besaß schon früh ein bedeutendes Handwerk und konnte mit seiner handwerklichen Tradition den Vorsprung ausbauen. Ein Patriziat hat sich in keiner der Städte des Kraichgaus ausgebildet. Der Charakter der Ackerbürgerstadt dominierte. Als Konkurrenzgründungen des Spätmittelalters haben sich viele in ihrer Entwicklung gegenseitig behindert.

Ähnlichkeit von Zielen und Bedingungen ließ oft eine gewisse Gleichartigkeit von Grund- und Aufriß entstehen. Die meisten Altstadtgrundrisse sind in Rippenform angelegt, mit der Hauptstraße als Achse und mehr oder weniger regelmäßig abzweigenden Nebengassen zu beiden Seiten. Um den beachtlich großen Einstraßengrundriß fügte sich eine längliche, meist ovale Siedlungsfläche mit Mauerring und Graben. Wenn sich auch der Grundriß i. a. bis heute erhalten hat, so sind doch dem Aufriß durch häufige Brände und kriegerische Ereignisse, besonders im Westteil des Straßenlandes, manche Veränderungen widerfahren. Das Giebelhaus beherrscht zumeist die Straßenzüge; traufständige Häuser, die mit durchgehenden Trauflinien den Straßen größere Geschlossenheit verleihen, treten bei jüngeren Aus-

bauten hinzu (z. B. Eppinger Vorstädte). Die auf Bergrücken, Verwitterungsterrassen oder Talsporen gelegenen Festungs- und Burgstädtchen mußten für die Bewahrung ihrer malerischen Silhouette Raumnot und Stagnation in Kauf nehmen (Hilsbach und Rotenberg, Gochsheim und Obergrombach).

### „Adelslandschaft“

Wenn auch die meisten Herrensitze — wie die Mehrzahl der Städte — in den Tälern lagen und als Wasserburgen befestigt waren, so verfügt der Kraichgau doch über einige markante Höhenburgen. Eine der bedeutendsten trägt der 333 m hohe Steinsberg, der beherrschende Richtpunkt in einer wenig reliefierten Landschaft, der „Kompaß uff den Craichgowe“, wie ihn der Chronist nennt. Der Heimatverein hat ihn neuerdings zum Symbol der Förderung heimatkundlicher Aktivitäten gewählt. Als widerstandsfähiger Pfropfen aus Nephelinbasalt, damit ein „Härtling“, der in einem 300 m breiten Vulkanschlot aufgedrungen ist, hat der Steinsberg die Abtragung überstanden. Er bezeugt die rege vulkanische Tätigkeit im frühen Tertiär mit Magmenauftrieb entlang Nord-Süd (rhenanisch)-gerichteter Störungslinien, die auch den Lauf der Elsenz vorzeichneten. Der eigentliche Vulkanberg ist mit den überlagernden Schichten, die bis zum schwarzen Jura reichten, der Erosion zum Opfer gefallen (Geyer/Gwinner, S. 144). Der die Basaltkuppe krönende, weithin sichtbare Turm ist der wehrhafte Bergfried einer zentralen Gipfelburg. Mit einem zum Teil 4 Meter mächtigen Mauerwerk, seinen Buckelquadern aus gelblichem Schilfsandstein und seiner Achteckform zählt er zu den Meisterwerken staufischen Burgenbaus.

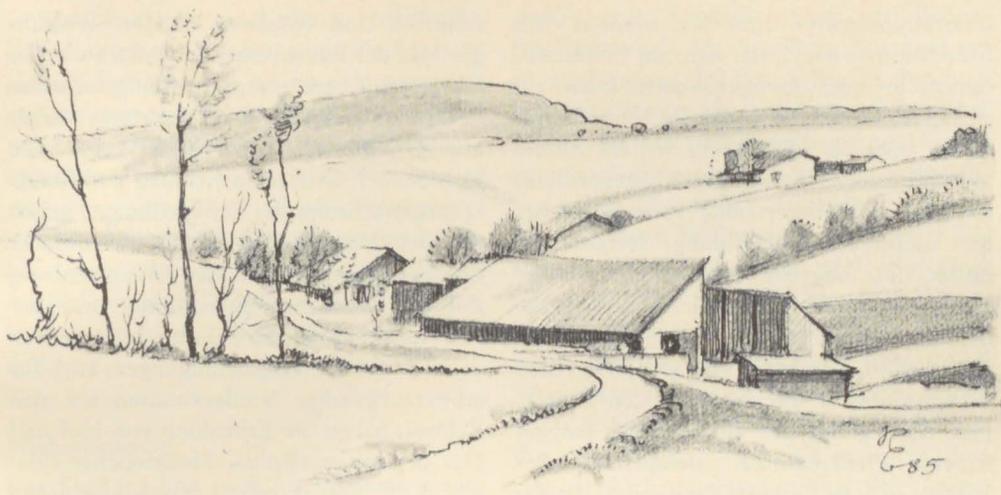
Die Burgen des Kraichgaus als wehrhafte Sitze des Adels sind Zeichen der wehrpolitischen Bedeutung der Ritterschaft in der reichen Durchgangslandschaft, zugleich aber auch der staufischen Reichserneuerung, die sich auf den Niederadel stützte gegen den

Aufstieg der Territorialfürsten und die wachsende Macht der Städte. Die Bezeichnung „Adelslandschaft“ (H. Kehrer) gibt die Situation des Kraichgaus am Ende des Mittelalters wieder. Mit einem Vertreter seiner Ritterschaft, der tragischen Gestalt Franz von Sickingen, dem gefürchtetsten Condottiere im Hl. Römischen Reich wurde der Name eines Kraichgaudorfs in das Licht der Geschichte gehoben bei einem letzten Versuch, eine Einigungsbewegung gegen die Territorialmächte in Gang zu setzen.

Die Erfolge der vom Oberrhein in das Machtvakuum Kraichgau vordringenden Territorien Kurpfalz, Hochstift Speyer und Markgrafschaft Baden waren längst viel zu groß, die Kriegstechnik zu weit entwickelt. Besonders zielbewußt waren die Grafen von Württemberg bei der Erweiterung und Arrondierung ihres Territoriums. Der Zusammenschluß der zahlreichen Adelsgeschlechter im Ritterkanton Kraichgau mit dem Sitz der Kanzlei in Heilbronn am Neckar hatte den defensiven Charakter einer Pufferzone zwischen den Machtballungen der Territorialstaaten. Zu den bekanntesten Rittergeschlechtern zählen neben den Sickingen die Gemmingen, Venningen, Menzingen, die Neipperg, Helmstadt und Degenfeld. Die Ravensburg (s. Seite 327) der „Raven von Wimpfen“, einem staufischen Ministerialengeschlecht, die in der Blütezeit des Burgenbaus errichtet wurde (1231 erstmals genannt), ist heute ein beliebtes Ausflugsziel. 27 m hoch überragt der Bergfried einen Sporn der Stufenfläche des Schilfsandsteins. Auch Ringmauer und Palas mit Bauelementen der Gotik und Renaissance haben Bauern-, Religions- und Erbfolgekriege überstanden.

### Landesausbau

An die territoriale Zersplitterung der Vergangenheit erinnert auch die Konfessionszugehörigkeit der heutigen Bevölkerung. Württembergisch, damit evangelisch wurde die



*Stebbach, Aussiedlerhöfe, Zeichnung von Richard Bellm, 1985*

einstige Zisterzienserabtei Maulbronn. Während viele Klöster, die nach der Reformation in katholischem Besitz geblieben sind, in der Barockzeit nach dem Zeitgeschmack überformt wurden, in evangelischen Gebieten verfielen oder umgebaut wurden, erhielt Maulbronn eine Klosterschule für den württembergischen Pfarrernachwuchs und blieb aus Sparsamkeitsgründen im alten Zustand fast unverändert erhalten. So besitzt der Kraichgau die wegen ihres künstlerischen Rangs und ihrer Unversehrtheit bedeutendste mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen. Die Lage des Klosters ist durch die Ordensziele der Zisterzienser, der zweiten Reformbewegung des mittelalterlichen Mönchtums, bestimmt. Im Geiste des Ordensgründers sollte in den Klöstern auf Askese und Arbeit, der Urbarmachung des Bodens und der Entwicklung der Landwirtschaft, gepflegt werden. Ein Talgrund am Westrand der Keuperberge, wo die Salzach aus dem bewaldeten quellenreichen Stromberg in die offenen Ackerfluren des Altsiedellandes hinaustritt, bot den von Neuburg im Elsaß kommenden Mönchen einen idealen Standort. Er vereint die den Raum beherrschenden Form-

elemente: Die Gäufläche, die darin eingetieften Täler und die darüber aufsteigenden Stufen des Keupers. Auf der unterschiedlichen naturräumlichen Ausstattung beruhte die ökonomische Struktur der Klostergemeinschaft. Ihr Landbesitz war nicht verpachtet, wie es bei den Benediktinern üblich war, sondern wurde nach dem Prinzip der bäuerlichen Selbstversorgung im Eigenbetrieb bewirtschaftet. Die Mönche waren führend in allen Bereichen der Bodenbearbeitung, bei Getreidebau und Viehzucht, im Reb- und Obstbau; vorbildlich war auch ihre Teichwirtschaft. Der geräumige Wirtschaftshof im Westen der ummauerten Klosteranlage, z. T. angelehnt an die Wehrmauer, Gebäude der verschiedensten Funktionen, Scheunen und Vorrathshäuser, Ställe für aller Art Tiere, Werkstätten wie Wagnerei, Schmiede, Kuferei, Verarbeitungsbetriebe wie Bäckerei und Klostermühle an einem von der Salzach abgeleiteten Mühlkanal, Einrichtungen also, deren ein sich selbst versorgender Gutsbetrieb bedarf, außerdem Gebäude für Gesinde und Verwaltung, Herbergen für Gäste. Eine straffe innere Organisation ließen die Zisterzienserklöster zu bedeutenden

Innovationszentren ihrer Zeit werden; viele Landesherren bemühten sich um Niederlassungen in ihren Ausbaubereichen. Innerhalb eines Jahrzehnts entstanden im Umkreis von wenig mehr als 50 km fünf weitere Zisterzienserklöster! Die aus der Klostersiedlung erwachsene Stadtgemeinde versucht heute, die kulturelle Ausstrahlung fortzusetzen durch das Angebot von anspruchsvollen Konzerten im Herzstück des Klostergevierts, dem inneren Bezirk.

Nach einem Idealgrundriß gruppieren sich dessen Gebäude um den zentralen Bauteil, den Kreuzgang, der sich an die langgestreckte Pfeilerbasilika anlehnt. Bei aller Vielfalt sind die Grundformen vom Geist der zisterziensischen Reform geprägt. Unter Verzicht auf aufwendigen Schmuck erreichte der mittelalterliche Klosterbau hier seinen Höhepunkt; die Suche des Menschen nach einer sinnvollen Ordnung von Dauer erfuhr in dieser idealen Miniaturstadt ihren sinnhaften Ausdruck.

Im Umkreis des Klosters weisen mehrere Hof- und Flurnamen auf ehemalige Dörfer hin; sie waren durch die Äbte zu Musterbetrieben (Grangien = Kornspeicher) umgewandelt worden. Sonst sind große Gutshöfe selten in dem durch Klima und Böden begünstigten Raum. Ihre Verbreitung unterliegt einer „gewissen Gesetzmäßigkeit der Anpassung an die Landesnatur“ (Metz, 1922, S. 98).

### Ländliche Siedlungen

Die bäuerliche Besiedlung der Landnahmezeit suchte das Wasserangebot der Täler. In den breiten Tälern finden wir daher die ältesten Siedlungen, deren Namen oft auf -ingen und -heim endeten. Ausbausiedlungen ziehen den Wasserläufen nach, die versumpften Talauen freilich meidend. Sie mieden auch die Hochflächen, wo der durchlässige Kalkstein der Verkarstung Vorschub leistete. Manche Ansiedlung war dort durch Wassernot zum Untergang verurteilt. Besonders

zahlreich sind verlassene Dörfer, Wüstungen, auf der Bauschlotter Hochfläche.

Die weitaus verbreitetste Siedlungsform des Lößlandes ist das Dorf, im Kraichgau vor allem das große, baulich stark verdichtete Haufendorf. Größenentwicklung und Bevölkerungswachstum der Dorfsiedlungen gehen mit der Schrumpfung landwirtschaftlicher Betriebsgrößen parallel. Der Zusammenhang zwischen Betriebsgrößenstruktur und der hier vorherrschenden Erbsitte ist selten so deutlich. Gute Ertragsbedingungen, auch für arbeitsaufwendige Sonderkulturen wie den Rebbau, haben die Erbteilung von Hof und Flur begünstigt (Röhm, Huttenlocher Festschrift, S. 359). Ergebnis war häufig neben dem hohen Überbauungsgrad der Hofreite die Zersplitterung der Betriebsfläche auf mehrere, räumlich getrennt liegende Grundstücke. Oft standen die Hof- und Gebäudeflächen in anteiligem Besitz mehrerer Eigentümer. Auch Stockwerkseigentum war nicht selten. Bauvorschriften, Besitz- und Nutzungsrechte, auch Feindseligkeiten aller Art behinderten eine Verbesserung der fehlentwickelten Bausubstanz und der räumlichen Betriebsorganisation.

### Strukturwandel

Die Entwicklung des ländlichen Raums in der Nachkriegszeit hat das Verhältnis von Boden und Arbeitskraft in der hergebrachten Selbstversorgungswirtschaft endgültig aufgebrochen. Die dörfliche Bevölkerung richtet sich in ihren Lebensansprüchen nach Maßstäben der Gesamtgesellschaft. Ein vergleichbares Einkommen für eine landwirtschaftliche Existenz war nur durch eine Verbesserung der Produktionsbedingungen zu erreichen. Die beengte Dorflage ließ dies nur in wenigen Fällen zu. Arbeitswirtschaftliche Ansprüche eines modernen Betriebs waren durch Neuplanung besser zu befriedigen als durch Althofsanierung innerhalb des Ortes. Ethers, eines Zauns, der früher das Dorf mit seinen Gärten vor dem weidenden Vieh ge-

schützt, aber auch die Siedlungsverdichtung gefördert hatte. Vernetzung und Zustand der innerdörflichen Wege waren dem schnellen motorisierten Verkehr nicht mehr gewachsen. Neue Quellen der Lärm- und Geruchsbelästigung hatten Einzug gehalten. In diesem kleinbäuerlichen Dorfsiedlungsgebiet wurde daher am frühesten mit Aussiedlungen bäuerlicher Betriebe begonnen. Nach der Aussiedlung in die Feldflur ist die Binnenlage landwirtschaftlicher Betriebe selten geworden.

### **Flurbereinigung**

Das Siedlungsbild muß im Zusammenhang mit der Flurform gesehen werden. Eine Dorferneuerung kann nur im Rahmen einer umgreifenden Flurbereinigung ihr Ziel erreichen. Die „kreuzlaufende Kurzstreifengewannflur“ war das Dokument der besitzrechtlichen Ordnung der Anbaufläche einer Gemarkung, eine Erblast auch anderer fruchtbarer Agrarlandschaften, in denen Realerbteilung herrschte. Die Parzellierung besonders wertvoller Besitzstücke war oft so weit vorgetrieben, daß man sie auf wenige Quadratmeter schrumpfen ließ.

Noch vor wenigen Jahren konnte man im Luftbild der Gemeinde Elsenz trotz extrem parzellierter Flur eine einheitliche Farbgebung zur Erntezeit feststellen: Großflächiges Gelb kontrastierte mit dem Grün in einem Drittel der Flur. Das Luftbild zeigte eine Situation, in der man noch an einer einheitlichen Nutzung von Parzellenkomplexen festhielt, die früher für die Landwirte verbindlich war. Wegen der starken Parzellierung mußten die verschiedenen Feldarbeiten der Bauern aufeinander abgestimmt werden, da nicht alle Flurstücke über das Wegenetz erreichbar waren. Überfahrtsregelungen traten an die Stelle des Wegeanschlusses. Der Anbau auf den drei Zelgen wechselte bei dieser Dreifelderwirtschaft in einer Rotation von Wintergetreide, Sommergetreide und Brache. Die Brachzelge wurde ursprünglich be-

weidet, zur Rückgewinnung der Bodenfruchtbarkeit durch natürliche Düngung; mit einem Zaun wurden die beiden Fruchtzelgen vor dem Weidevieh geschützt; es herrschte Flurzwang. Erst mit der verbesserten Dreifelderwirtschaft wurde auch die Brachzelge ackerbaulich, durch den Anbau einer Brachfrucht genutzt. So findet die Streu- oder Gemengelage der Besitzstücke, d. h. der bisherige regellos über die Flur gestreute Grundbesitz der bäuerlichen Betriebe, ihre Erklärung: Bei zelgengebundenem Anbau und Weidegang war die Existenz eines Einzelnen nur durch die Streulage seines Besitzes in den verschiedenen Flurteilen gesichert. Eine einheitliche Farbgebung infolge gleichartiger Nutzung, trotz Ablösung von Flurzwang und Beweidung, hatte sich nur an wenigen Stellen bis in die Gegenwart erhalten. Zumeist war sie in das buntscheckige Farbmosaik individuell geregelter Nutzung der Flurstücke in freier Fruchtfolge aufgelöst. Beide Erscheinungen sind Zeichen erschwerter Arbeitsbedingungen, sowie großen Zeit- und Kostenaufwands.

Strukturschwäche war die Grundsituation der Freiteilbarkeitsgebiete: Kleinbäuerliche, kapitalschwache Betriebe, Besitzzersplitterung, weite Feldentfernungen, beengte Hofstellen infolge fortschreitender Überbauung, überalterte und unzureichend ausgestattete Gebäude, Behinderung der Ausfahrten. Ihre typischen Folgen: Starke Bodenbewegung, unangemessener Anteil von Pachtland, Gebäudeverfall, Berufswechsel der jungen Generation, Entvölkerung des ländlichen Raums, um nur einige zu nennen.

### **Modellbeispiel der Neuordnung**

Die ersten zukunftsweisenden Modellversuche einer Gesamterneuerung von Dorf und Flur wurden in Stebbach gemacht. Die Flurbereinigung hat die Feldmark grundlegend gewandelt: An die Stelle einer schmalstreifig parzellierten Gewannflur sind breite Flurböcke einer „Blockflur“ getreten. Ihre

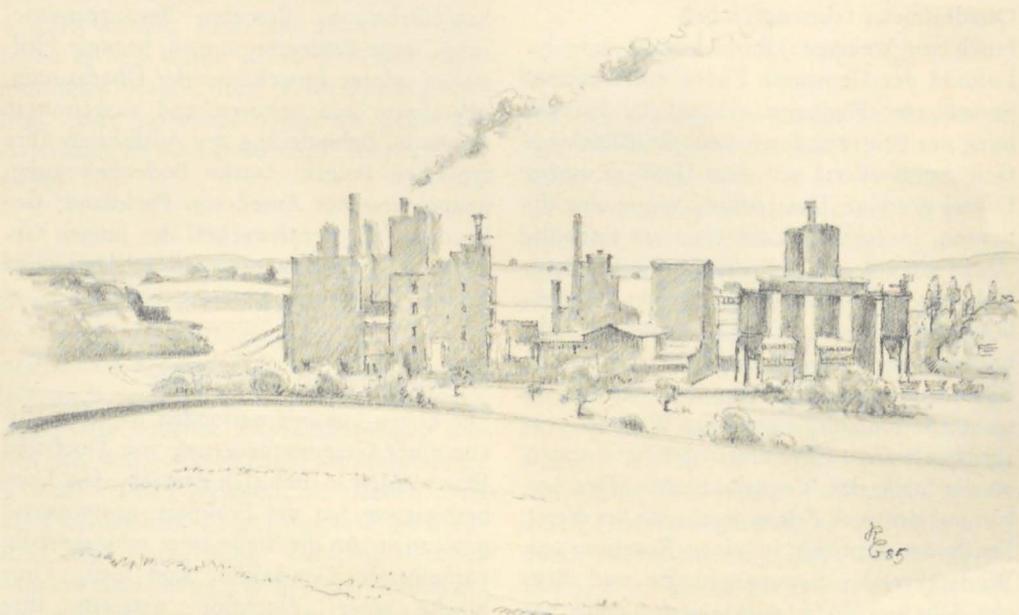
durchschnittliche Größe beträgt 2,1 ha, überschreitet also die Mindestgröße für den Einsatz von Vollerntemaschinen; vor der Umlegung hatte ein „Handtuch“ im Durchschnitt nur 0,14 ha! 98 Betriebe bewirtschafteten damals etwa 5000 solcher Parzellen auf einer Fläche von 794 ha. Der Zusammenlegungsgrad liegt bei 15:1. Zur Erschließung der Felder wurden 20 km Wege angelegt, zur Hälfte mit einer Schotter- oder Asphaltdecke; 9 km Gräben, 12 ha Drainierungsflächen wurden neu geschaffen, außerdem Reihenpflanzungen für Windschutz und Landschaftspflege. Durch diese Maßnahmen wurden fast optimale Arbeitsbedingungen für die ausgesiedelten Betriebe geschaffen; man vermied eine Vereinödung, weil sich eine Gruppensiedlung leichter versorgen und an das Dorf mit seinen Einrichtungen anbinden läßt.

Flurbereinigungen und Aussiedlungen der vergangenen Jahrzehnte waren die tiefgreifendsten Eingriffe des Menschen in den

ländlichen Raum seit den Rodungen des Mittelalters. Sie haben zwar neue Möglichkeiten der Mechanisierung, der Rationalisierung der festen und beweglichen Ausstattung ermöglicht und damit eine gewaltige Steigerung der Produktivität bei geringerem Arbeitseinsatz bewirkt, das Streben nach einer Einkommensparität mit dem Durchschnitt der Erwerbstätigen hat den Landwirt aber auch bewogen, durch weitere Betriebsvereinfachung, Aufstockung und Kapitaleinsatz neue Pflichten und Lasten und damit wirtschaftliche Risiken zu übernehmen, von den ökologischen Gefahren durch Beseitigung natürlicher Ökosysteme und vermehrter Düngung der beackerten Flächen ganz zu schweigen.

Der von den Agrarbetrieben verlassene Dorfkern war besonders erneuerungsbedürftig. Da fast die Hälfte des Baubestandes überaltert und für eine moderne Wohnnutzung nicht mehr brauchbar war, da sich also eine Einzelsanierung aus baulichen und hygieni-

Wössingen, Zementwerk, Zeichnung von Richard Bellm, 1985



schen, aber auch aus besitzrechtlichen und arbeitstechnischen Gründen zumeist nicht mehr lohnte, entschloß man sich zur Gesamtsanierung: Mit der „Auskernung“, dem Abriß also der oft funktionslos gewordenen Bauten wurde eine tabula rasa von etwa 5 ha geschaffen, die ein Bündel von Maßnahmen möglich machte: Neuregelung der Verkehrsverhältnisse (innerörtliche Verbindungswege, Fußgängerbereiche, Zufahrten, Autoparkplätze, Omnibushaltebuchten), Bereitstellung von zweckmäßig geformten Flächen in zentraler Lage, die den Einsatz von Kapital für zentrale Einrichtungen eines ländlichen tertiären Sektors lohnend erscheinen ließen, Freiraum für individuelle Erholung und gesellschaftliches Zusammenleben. Der von Dienstleistungsunternehmen gesäumte Dorfplatz zeigt sich heute als ein mit Grünflächen, Blumenrabatten, Baumgruppen und einem Springbrunnen geschmückter Binnenraum. Die Kontrastierung des alten, giebelständigen, im landesüblichen Fachwerk errichteten Rathauses mit dem aus einem Architektenwettbewerb hervorgegangenen Rathaus in moderner Flachbauweise läßt das Bestreben erkennen, städtischen Ansprüchen gerecht zu werden, auch wenn das Dorfbild gestört wird. Seit dem Jahr des Denkmalschutzes mehren sich kritische Stimmen, die behaupten, man habe Stebbach zwar saniert, seine geschichtliche Identität aber zerstört. Die Bezeichnung „Kahlschlagsanierung“ ist häufig zu hören.

Der Trend der die 60er Jahre bestimmenden Abwanderung ist jedenfalls gebrochen. Mit einer leichten, aber stetigen Zunahme der Wohnbevölkerung, die sich in einer geordneten Neubauzone niederließ, zeigt Stebbach die typischen Merkmale einer florierenden Wohngemeinde außerhalb der Entwicklungachsen. Die mit dem Strukturwandel oft verbundenen Folgen der Kernfäule, der unkontrollierten Auswucherungen („Zersiedelung“), des geringen Versorgungsgrads der Einwohner und das Brachfallen von Flurteilen konnten weitgehend verhindert wer-

den. Die Arbeits- und Ausbildungsplätze müssen freilich in täglichen Pendelwanderungen außerhalb der Gemarkung aufgesucht werden. Das dörfliche Handwerk ist mit dem Aufkommen der Massenfertigung verschwunden, aber einige gewerbliche Kleinbetriebe haben Fuß gefaßt. Die Möglichkeit des Sonderkulturanbaus bindet noch heute viele Auspendler an die Landbewirtschaftung (Abstockung zum Nebenerwerbsbetrieb).

Kürnbach ist ein Musterbeispiel für eine besonders starke Siedlungsverdichtung, durch Befestigungsanlagen verstärkt, im Weinland. Eine in mehreren Stufen durchgeführte Dorfsanierung und ein Zusammenlegungsverfahren mit Aussiedlungen haben die Verhältnisse von Grund auf geändert.

### **Weinbau und Rebflurereinigung**

Der engen Ortsverbauung entsprachen die extrem parzellierten Wein-„Berge“. Es sind Rückzugslagen des vor der Zeit der verheerenden Kriege und Rebkrankheiten sehr viel weiter verbreiteten Weinbaus. Zu den guten regionalen Klimabedingungen treten hier kleinklimatische Gunstfaktoren in bestimmten Höhenlagen der Süd- und Südwesthänge. Sie erwärmen sich schnell und werden durch Fröste vergleichsweise wenig gefährdet, da kalte Luft abfließt, also eher tiefe Lagen schädigt.

Der Neigungswinkel der Hänge bedingt Strahlungsgewinn, aber auch die Gefahr verstärkter Bodenerosion. Immer wieder mußten die Weinbauern die abgespülte Erde mühsam hangaufwärts schleppen, sofern sie nicht bei katastrophenartigen Niederschlägen in fernen Talauen zur Ablagerung gekommen war. Namen wie Leimbach oder Dreckwalz weisen auf die Schwebstoffführung und die Abtragung hin, der besonders Lößlehm und Keupermergel unterliegen. Terrassierung und Anlage von Weinbergsmauern waren Versuche, die Hangbewegung aufzuhalten. Schon der Arbeitsanfall zur Bo-

denpflege zeigt den hohen Intensitätsgrad der alten Terrassenkulturen. Dazu kommt der große Pflegebedarf der Weinrebe. Bei keiner anderen Kultur ist die Zerstückelung des Grundbesitzes so weit fortgeschritten. Keine andere Kultur hat eine ähnlich verdichtende Wirkung auf Bevölkerung und Siedlung ausgeübt wie der Rebbau, lokal wie regional im Stufenvorland des Keupers wie an den Abhängen zur Ebene. Das Erntegut braucht weniger Bergeraum; Weingärtnerhäuser konnten daher enger zusammenrücken. Keine Kultur unterlag aber auch solch großen Schwankungen des Ertrags wie der Anbaufläche. Oft wurden die hangparallelen Weinbergterrassen aufgelassen oder für weniger arbeitsintensive Nachfolgekulturen genutzt, z. B. Beerensträucher.

Das neue Rebland ist nach arbeitssparenden Gesichtspunkten gestaltet. Die Rebflurbereinigung — im Kürnbacher Weinbaugebiet Morforst wurde sie 1968 durchgeführt — verlangte beträchtliche Kapitalinvestitionen: Schaufellader und Planiertraupen kamen zum Einsatz, um die Hangneigung auf ein geringeres Maß zurückzuhobeln, Steinwälle und Stützmauern zu beseitigen. Breite, asphaltierte, hangparallele Wirtschaftswege bilden heute das Grundgerüst der Erschließung, auch für schwere Maschineneinheiten. Weitständige, monoton wirkende Drahtanlagen haben die herkömmlichen Rebpfähle ersetzt. So wurde motorisierten oder durch Seilwinden gezogenen Bearbeitungsgeräten für Boden und Pflanzen Zugang geschaffen.

Einer wachsenden Erosionsgefahr durch Pflugeinsatz oder die Verwendung schwerer Maschinen, die den Boden in der Hangneigung zu sehr freisetzen oder verdichteten, war man sich in einem rein ökonomisch befangenen Denken meist nicht bewußt. Zu Auffanggräben und Wasserstaffeln sind inzwischen auch weitere bodensichernde Maßnahmen hinzugekommen. Die durch den Kapitaleinsatz erhöhte Arbeitsproduktivität hat einer Verringerung der im Weinbau Tätigen möglich gemacht und trotzdem eine Zu-

nahme der Wertschöpfung erzielt, sowohl nach Menge wie Güte des Ertrags. Doch stößt man nun an die Grenze der Aufnahmefähigkeit des Marktes. Gelegentlich erledigt eine Mißernte die Aufgabe der Mengenbeschränkung — wie im Jahre 1984 nach zwei Überschußjahren. Die Konkurrenz der Sonnenländer Südeuropas wird die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen im EG-Markt erneut verändern. Die Kellertechnik der Zentralgenossenschaft in Wiesloch, wohin fast die ganze Weinlese des ehemals badischen Kraichgaus in großen Tankwagen befördert wird, strebt daher Spitzenweine an.

### **Zuckerrübenanbau**

Die Leitkultur der tiefgründigen Lößflächen, wird durch die Kontingentierung der Zuckerrübenfabrik eingeschränkt, nach dem Maß ihrer Kapazität und den Absatzmöglichkeiten. Die Verarbeitung erfolgt außerhalb des Kraichgaus, da er als Wassermangelgebiet den großen Wasserbedarf nicht befriedigen kann. Zuckerrübenanbau gehört heute zu den lohnendsten Betriebszweigen der Landwirtschaft auf den Gäuflächen. Er hat, obwohl die Zuckerrübe als Hackfrucht gilt, seinen arbeitsintensiven Charakter, der ihm früher eine Grenze setzte, verloren. Die Entwicklung der Verfahrenstechniken, der überbetrieblichen Maschineneinsatz und die günstigen Transporteinrichtungen haben den Arbeitsaufwand gedrosselt.

### **Natursteine, Baustoffe**

Die rohstoffständige Natursteinindustrie hat ihre frühere Bedeutung für die Bauwirtschaft, die Erwerbsstruktur und die Physiognomie der Siedlungen, wie in der „Baustoffprovinz“ des Keupersandsteins im Ost-Kraichgau, eingebüßt. Der Beton hat als Baustoff die Rolle des Natursteins übernommen. Für die Zementherstellung bietet das an mineralischen Bodenschätzen arme Gäuland dort die Voraussetzungen, wo man günstig

Zu- und Abfahrten hat. So finden sich ältere Zementwerke im Muschelkalktal des Neckars und am Gebirgsabfall im Westen. Mit der Wiederaufbauphase der Nachkriegszeit fällt die Gründung des Portlandwerks Wössingen zusammen. Seinen Fortbestand verdankt es wie die anderen Werke den guten Abbauverhältnissen, der technischen Ausstattung und der Nachfrage in dem Raum bisher lebhafter, nun aber abklingender Bautätigkeit. Die Planung von Erweiterungen und Neuinvestitionen zeigt einen optimistischen Blick in die Zukunft mit dem Bedarf des Schnellbahnbaus (1985). Das Werk kann als idealtypisches Beispiel der Rohstoffständigkeit eines Verarbeitungsbetriebs dienen. Eine kleine Arbeitsgruppe schiebt die Abbauwand durch Großlochsprengrung in die flachlagernde Muschelkalkplatte vor, Schaufellader und Transportbänder befördern das Rohmaterial in die Mühlen, die immer genügend Vorrat schaffen, um die Öfen kontinuierlich zu beschicken. Der durch Sintern gewonnene Zementklinker wird erneut gemahlen, mit Zusätzen für verschiedene Zementsorten vermischt und in Silos zum Abtransport über die Straße gelagert. Das ist ein Vorgang, der heute eine größere Belastung darstellt als die Entwicklung von Staub bei der Produktion, denn dieser wird fast vollständig wieder in die Produktion zurückgeführt.

### Salinen und Bäderwesen

Wesentlich früher wurde der mineralische Reichtum der Tiefe gefördert. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1815) brachte man auf württembergischem Boden eine Bohrung in das Salzgebirge des mittleren Muschelkalks nieder. Kurz danach erfolgte eine Bohrung in dem damals hessischen Wimpfen. Schließlich nahm auch Baden am Wettbewerb um das wirtschaftlich bedeutende Salzvorkommen teil, in der Nähe der Grenze und unmittelbarer Nachbarschaft zu seinen Konkurrenten. Schon 1823 wurde die Ludwigs saline in Rapp nau feierlich eröffnet

und das Siedehaus mit 4 Pfannen, in denen die Sole aus 180 m Tiefe zu Speisesalz gesotten wurde, eingeweiht. Die Saline mit ihren mächtigen Schornsteinen kam in den letzten Jahren zum Abbruch, um für den Ausbau von Kureinrichtungen Platz zu machen. Sole wird heute nur noch für den Badebetrieb gefördert; er wurde schon im Jahre 1833 mit 100 Kurgästen in diesem ältesten badischen Solebad eröffnet. Heute erfolgt das BADELEBEN in kommunaler Eigenregie mit dem Ergebnis, daß man über 2000 Kurbetten verfügt, daß die Zahl der Übernachtungen seit Anfang der 70er Jahre eine halbe Million übersteigt. Lange hat es jedoch gedauert, bis dem Kraichgaudorf der begehrte Titel „Bad“ verliehen wurde (1930), obwohl es schon in die Mittelgruppe des an Bädern nicht armen Landes aufgerückt war. Schließlich wurde nach dem kommunalen Zusammenschluß im Jahre 1973 dem neuen Gemeinwesen mit 14 000 Einwohnern — das Kerndorf hatte inzwischen 7000 — sogar der Titel „Stadt“ zuerkannt.

Das Solebad wirbt heute für Kuren gegen chronische Infektions- und Konstitutionskrankheiten (Bronchial- und Rheumaleiden); Bewegungstherapie spielt eine dominierende Rolle. Das in einer mittleren Meereshöhe von 235 m ausgebildete Lokalklima wird mit einer Jahresdurchschnittstemperatur von 17,3 °C, ausreichendem Sonnenschein — besonders im Winter — und mäßigen Niederschlägen als besonders schonend ausgewiesen und empfohlen. Mit seiner Aufgeschlossenheit für die Erfordernisse der Zeit hat das „ländliche Heilbad“ hinsichtlich der Menge der Kurbetten, der Zahl der Gäste und der Durchschnittsdauer der Kuraufenthalte die Bädergruppe weit hinter sich gelassen. Dies gilt besonders für Wimpfen, das sich heute auch mit dem Titel „Bad“ schmückt, aber nicht über die räumlichen Entfaltungsmöglichkeiten verfügt. Dagegen besitzt das einst nachgeordnete Rapp nau als begehrter Wohnort in ländlicher Umgebung heute eine der höchsten Bevölkerungswachstumsraten.

Auch die Bädergruppe am Westrand des Kraichgaus hat sich kräftig entwickelt. Hier stammen Wässer aus schwefelhaltigen Schichten des Jura, der sich in der Muldenachse erhalten hat. Die unter dem Namen der baufreudigen Barockfürsten Schönborn als Bad Schönborn zusammengeschlossenen Badeorte Mingolsheim und Langenbrücken stehen in der Reihe der an das Spaltensystem am Ostrand des Oberrheingrabens gebundenen Thermen.

### Industrieentwicklung

Hier, wo in tektonisch tiefster Lage die Grenze des Kraichgaus morphologisch kaum zu bestimmen ist, hat sich in mehrerer Hinsicht eine Sondersituation ergeben. Klima und Boden ermöglichen Sonderkulturen der verschiedensten Art. Auch die Verkehrslage ist günstiger als im inneren Kraichgau; früher als dort ist hier der Anschluß an die Eisenbahn erfolgt.

Für das besonders verdichtete Großdorf Östringen, das sich seit 1981 „Stadt“ nennen darf, wurde Tabakanbau und Tabakverarbeitung stützend und stabilisierend. Der im 17. Jahrhundert durch am Oberrhein angesiedelte Exulanten eingeführte Tabak breitete sich, gefördert durch die Speyerischen Fürstbischöfe, von den Innovationszentren der Ebene in den Kraichgaurand aus. Hier entstanden auch durch ihre Initiative die ersten, kaum mechanisierten Kleinbetriebe der Tabakverarbeitung. Wirtschaftliche Not im Gefolge von Weinbaukrisen begünstigten den Innovationsprozeß, die Ausweitung der Produktion von Rohtabak und Zigarren. Die Manufakturen setzten keine technischen Kenntnisse und Fertigkeiten voraus; so konnten sie mit Filialbetrieben der in großer Zahl freiwerdenden billigen Arbeitskraft in den kleinbäuerlichen Gemeinden nachrücken. Absatzkrisen und saisonbedingte Fluktuationen der halbbäuerlichen Arbeitnehmer

waren durch die Betriebe auszugleichen, ohne daß große soziale Härten entstanden. So gab es am Anfang dieses Jahrhunderts kaum ein Dorf, das nicht von kleinen Zigarren-„fabriken“ durchsetzt war. Sie fielen, da sie in einfachen Räumen unterzubringen waren, im Siedlungsbild weniger auf als die physiognomisch so auffälligen Trockenspeicher der Erzeugerbetriebe bzw. -gemeinschaften. Östringen besaß in der Zwischenkriegszeit allein 20 Betriebe der Tabakverarbeitung, wobei kleinere Unternehmen sicher nicht mitgezählt sind.

Der letzte Zweigbetrieb wurde im Jahre 1980 aufgegeben. Änderung der Verbrauchergewohnheiten (Vormarsch von Zigarette, Virginia- und Orienttabaken), Gefährdung durch Pflanzenkrankheiten, Rationalisierung und Technisierung der Arbeitsprozesse hatten der Blüte der kleinen Betriebseinheiten, die der billigen Arbeitskraft nachgezogen waren, den Garaus gemacht. Die Verarbeitung zog sich auf die Innovationskerne an den Binnen- und Seehäfen zurück.

Die Anbaumöglichkeiten für Intensivkulturen haben die Realteilung gefördert, nicht-agrarische Teilzeitarbeit konnte die Existenz von Kleinbetrieben sichern und der Bevölkerungsverdichtung Vorschub leisten. So reichte das Angebot des dicht besiedelten Raums an männlicher Arbeitskraft aus, um den Bedarf eines industriellen Großbetriebs, der hier in den 60er Jahren seine Produktion aufnahm, zu befriedigen. Die Standortentscheidung des englischen Chemie-Weltkonzerns ICI erfolgte im Hinblick auf den sich bildenden Markt der Europäischen Gemeinschaft nahe einer seiner wichtigsten Entwicklungsachsen. Die Nähe der Autobahn, durch eine Auffahrt ohne Umwege zugänglich, erwies sich als besonders günstiger Standortfaktor. Entscheidend für die Standortwahl war das große Arbeitskräfteangebot. Die für die Produktion benötigten Mitarbeiter konnten problemlos angeworben werden, ohne daß andere Betriebe in eine Krise gerieten.

## Industriestandorte

Die Zeit der Vollbeschäftigung ist vorüber. Arbeitskräfteknappheit hatte eine Dispersion unternehmerischer Initiativen und Aktivitäten in die ländlichen Gebiete in Gang gesetzt. Die Dezentralisierung wurde durch regionalpolitisch motivierten Ausbau der Verkehrsnetze und die dadurch wachsende Mobilität gefördert. Das Angebot von Steuervorteilen, von niedrigen Boden- und Mietpreisen für Grundstücke jeglichen Zuschnitts konnten Arbeitskräfte und Flächen suchende Industriebetriebe aus den beengenden Verdichtungsräumen anlocken. Ansiedlungen entstanden besonders dort, wo die Lage schon frühe Aktivitäten begünstigt hat: An den Pforten des Kraichgau und an den Kreuzungspunkten des Innern. Waren die älteren Industriestandorte in den Bahnhofbereichen der Schienenstränge noch recht bescheiden, in der Zeit der Vollbeschäftigung wurden sie großzügiger angelegt. Der Schienenverkehr hatte seine Vorrangstellung gegenüber dem Verkehrsträger Straße eingebüßt, die neuen Industriestandorte waren nicht mehr an die Schiene gebunden. Räumlich getrennt von diesen Industriezonen entwickelten sich weitflächige Wohngebiete, ganz auf Stichstraßen und Individualverkehr bezogen.

## Zentrale Orte

*Wiesloch*, an der Nordwestecke des Kraichgau, reiht sich in die Gruppe der Straßennetze ein, die den Grabenrand begleiten. Hier kreuzen sich, die feuchten Niederungen meidend, Bergstraße und eine alte West-Ost-Verbindung vom Rheinübergang bei Speyer über Wimpfen nach Nürnberg. Durch den Eisenbahnbau wurden die Standortbedingungen nur in Nord-Süd-Richtung verstärkt. Autobahn und Motorisierung brachten Wiesloch in den Sog des Verdichtungsraums am unteren Neckar, vermittelten aber zugleich auch — nach dem regionalpolitischen Konzept der Auflockerung von Industrieballun-

gen und der Diffusion wirtschaftlicher Tätigkeiten — der jahrhundertlang stagnierenden Kleinstadt wirksame Entwicklungsimpulse. Altstadtanierung, Ausbau und Ausstattung der Kernstadt zu einem leistungsfähigen Mittelzentrum an der Peripherie des Verdichtungsraums hat jedoch zu baulichen Veränderungen geführt, die nicht immer als geglückt bezeichnet werden können.

„Verkehrsdrehscheibe“ nennt eine Untersuchung über „Die Wirtschaft im Mittelbereich Bruchsal“ der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Oberrhein aus dem Jahre 1983 das Mittelzentrum *Bruchsal*. Seine Bedeutung als Straßen- und Eisenbahnknoten, die bereits in der Vorkriegszeit bestand, hatte für die Stadt verheerende Folgen. Drei Viertel des Baubestands fielen noch in der Schlußphase des Krieges Luftangriffen zum Opfer. Ein Teil der Häuser erfuhr einen schnellen Wiederaufbau, andere wurden der Einkaufszentralität geopfert (Parkflächen um den alten Burgturm, den Kristallisationspunkt der Stadt) oder durch moderne Zweckbauten ersetzt. „Der starke Durchgangsverkehr hemmt und stört jedoch erheblich die Einkaufs- und Kommunikationsfunktion“ der Innenstadt (IHK-Studie, S. 58). Die Mobilität erhöht den Konkurrenzsog der nahen Oberzentren und somit die Gefahr des Kaufkraftabflusses.

Die kriegsbedingten Substanzverluste wurden ausgeglichen, der in der Vorkriegszeit von der Tabakverarbeitung beherrscht war, zu neuem Beginn geführt und vervielfältigt (diversifiziert). Arbeitsplatzangebot und Einwohnerzahl sind jedoch konjunkturellen Schwankungen unterworfen; besonders die „erwerbsstarken und mobilen“ Arbeitnehmer zeigen Abwanderungstendenz. Kaufkraftverluste werden spürbar.

Der konjunkturellen Anfälligkeit sucht die Stadt nicht nur mit attraktiven Einkaufsmöglichkeiten und Flächenangeboten für das produzierende Gewerbe entgegenzuwirken, sondern auch mit kulturellen Aktivitäten, die sich auf das wiederaufgebaute fürstbischöfliche

che Residenzschloß konzentrieren, das großartige Werk barocker Baukunst von europäischem Rang. Die Stadt hat sich weit über den Schloßbezirk hinaus entfaltet, sich einen breiten Bildungssektor gesichert, wengleich nach der Kreisreform viele Funktionen an die nahe Großstadt Karlsruhe, die junge Gründungsstadt mit ihrer einst gleichrangigen Residenz, verloren gingen.

Das zur ältesten Siedlungsgeneration zählende *Grötzingen* (Ersterwähnung des -ingen-Orts 991), das den südlichsten Talausgang der Kraichgaustädte besetzt, dessen topographische Lage durch die Ansatzstelle des schwach geneigten Schwemmkegels der Pfalz markiert ist, Grötzingen, die Muttersiedlung der Niederterrassenstadt Durlach und damit die Großmutter der ebenen Planstadt Karlsruhe, ist nicht Stadt, nur städtischer Ortsteil, d. h. administrativ in die Großstadt eingegliedert worden, nachdem das großstädtische Wachstum die räumlichen Distanzen überwuchert hatte. Grötzingen ist ein Beispiel der Vergrößerung und der sich verstärkenden Hierarchisierung der Zentren, zugleich aber auch für die sogenannte Stadtflucht, der Präferenz der Städter also für ein Leben auf dem Lande, frei von den Belastungen der Innenstädte.

Belastungen durch den Individualverkehr sind freilich in den kleinen Kraichgaustädten eher stärker spürbar, bauliche Veränderungen der Hauptstraßen unangemessener — wie etwa in *Sinsheim*, dem zentralen Ort des nördlichen Kraichgaus. Die Marktstraße, die das Altstadt oval in der Längsrichtung schneidet, bildet noch heute die Achse des Stadtkerns; damit fiel ihr die Rolle der Hauptgeschäftsstraße des Mittelzentrums zu mit einer Funktionsausweitung, deren Dimensionen sie nicht gewachsen war. Dieser für mittelalterliche Verhältnisse angelegten axialen Marktstraße schlossen sich schmale Eigentumsparzellen an und mit gewisser Regelmäßigkeit abknickende Gassen, gleich Rippen am Rückgrat. Die Stadtentwicklung gründet sich also auf einen rippenförmigen Grundriß

innerhalb einer Fläche von 4 ha mit kleinbürgerlichem und bäuerlichem Zuschnitt; ein Patriziat hat es sicher nicht gegeben. Der alte Baubestand hat nach Bränden und Zerstörungen der Bauern- und Franzosenkriege mehrfach sein Gesicht geändert; die Abstimmung auf das Ensemble schien gewahrt, das Eingriffe der Gegenwart aber empfindlich stören. Die Vertikalentwicklung ist eher erträglich im Bereich des einstigen Obertors, wo sich eine Hochbebauung mit einem Funktionsschwerpunkt dem Altstadttring anfügte. Der Konzentration städtischer Funktionen im Kernbereich stehen die pilzartig in der Peripherie wuchernden Neubaugebiete gegenüber. An beiden Erscheinungen läßt sich die sprunghafte Entwicklung der Nachkriegsjahre ablesen. Als Auslöser des Wachstums nach jahrhundertelanger Stagnation kann die Verkehrsentwicklung angesehen werden. Angelockt durch den Eisenbahnbau ließen sich kleinere Betriebe der Metall- und Holzverarbeitung in einem am Gleiskörper entlang laufenden Fabrikstreifen nieder, der so locker bebaut war, daß heute dort eine Erholungszone eingerichtet werden konnte mit Stadthalle und Sportzentrum.

Die Einwohnerzahl stieg explosionsartig durch die Aufnahme von Heimatvertriebenen und Evakuierten. Förderungsprogramme des Landes für wirtschaftlich schwach strukturierte Gebiete setzten weitere Arbeitskräfte aus der kleinbäuerlichen Landwirtschaft frei und gaben das Startzeichen für den Aufschwung der gewerblichen Wirtschaft mit einem großen Angebot neuer Arbeitsplätze. Ihre Expansion erfolgte vor allem nach der Fertigstellung der Kraichgau-Autobahn im Jahr 1968, einer Art Querspange zwischen den Verdichtungsräumen am mittleren und unteren Neckar. In den Jahren 1969—1974 ließen sich 8 Betriebe hier nieder, vor allem Zulieferer der Großindustrie (A. Schlitt in Kraichgau, F. 2, S. 69). Ihre Belieferung erfolgt ausschließlich über die Straße durch Speditionen und eigene Fahrzeugparks. Mit der Schaffung dieser Arbeitsplätze, vor allem

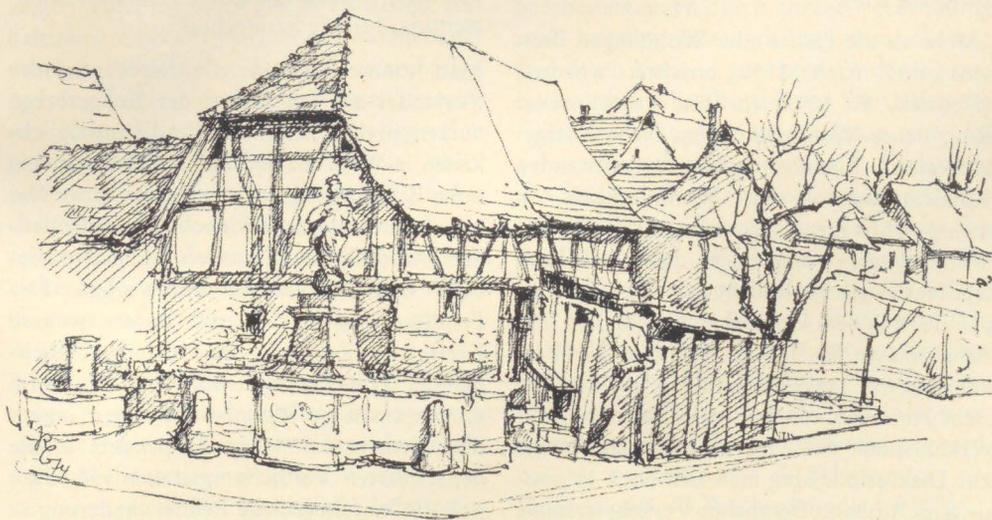
in der großflächigen Industriezone entlang der Autobahnauffahrt, ist Sinsheim zum bedeutendsten Einpendlerzielort, zugleich auch zum stärksten Zuwanderungspol des nördlichen Kraichgaus geworden. Das Ausmaß dieses Wachstums — annähernd Verdreifachung der Bevölkerung der Kernstadt von 3900 auf 9644 zwischen 1939 und 1980 — läßt sich an der Neubautätigkeit ermes sen, die in wenigen Jahren zu einer Verdoppelung der überbauten Fläche führte (K. Deutsch, S. 106). Durch den Industrialisierungsschub hat Sinsheim die Stagnationsphase als Landstadt hinter sich gelassen und sich als industrieller Randkern an die Aktiv räume angeschlossen.

Durch die Kreisreform verlor die als Mittelzentrum ausgestattete Stadt zwar eine Reihe von Funktionen an das Oberzentrum im Verdichtungsraum am unteren Neckar, konnte aber durch die Kommunalreform 12 Gemein den als Teilorte wiedergewinnen. Für sie nimmt Sinsheim als Große Kreisstadt Funktionen des Landratsamtes wahr (80% der Landkreisaufgaben). Mit diesen Ortstei-

len hatte die Stadt im Jahre 1980 eine Ein wohnerzahl von 26 177 erreicht.

Auch *Bretten*, der einstige Sitz des Kraichgaugrafen und heute das Zentrum des südlichen Kraichgaus, erlebte die stürmischste Entwicklung in der Nachkriegszeit. Mehr als alle anderen Städte hatte Bretten schon früher den Charakter einer Gewerbestadt; älter und bedeutender war ihre Handwerker schicht, die sich vor allem der Textil- und Lederverarbeitung widmete. Das heutige Wirtschaftsleben wird von Industriebetrieben geprägt, von denen sich einige aus dem Handwerk zu Großfirmen entwickelt haben. Die beiden bekanntesten Großunternehmen gehören der metallverarbeitenden Industrie an und sind spezialisiert auf Haushaltsma schinen und Kücheneinrichtungen der verschiedensten Art. Die schnelle Reaktion auf den großen Nachkriegsbedarf und die sich ändernden Verbrauchergewohnheiten, die Schaffung weltweiter Handelsbeziehungen aufgrund eines hervorragenden Qualitäts image haben zu einer gewaltigen Ausweitung der Produktion mit hohem Exportanteil ge-

*Langenbrücken, Zeichnung von Richard Bellm, 1985*



führt. Zweigwerke wurden notwendig, nachdem Boden- und Arbeitsmarkt erschöpft waren. Ein Ring von Zuliefererbetrieben der Elektrotechnik, der Feinmechanik und Kunststoffverarbeitung entstand.

Bretten hat heute wieder fast 10 000 Arbeitsplätze anzubieten und ist bestrebt, das Angebot zu erhöhen durch Anlage und Ausbau eines neuen Industriegebiets seit dem Ende der 70er Jahre. Konjunkturerinbrüche in der Mitte der 70er und erneut zu Beginn der 80er Jahre mit einem Anstieg der Arbeitslosenzahlen weit über den Landesdurchschnitt hinaus hatten in erschreckender Weise auf die Gefahr einer Monostruktur für die örtliche Wirtschaft aufmerksam gemacht. Der in die Krise geratene Großbetrieb mußte sein Produktionsprogramm straffen, um die Zahl der Arbeitsplätze annähernd erhalten zu können.

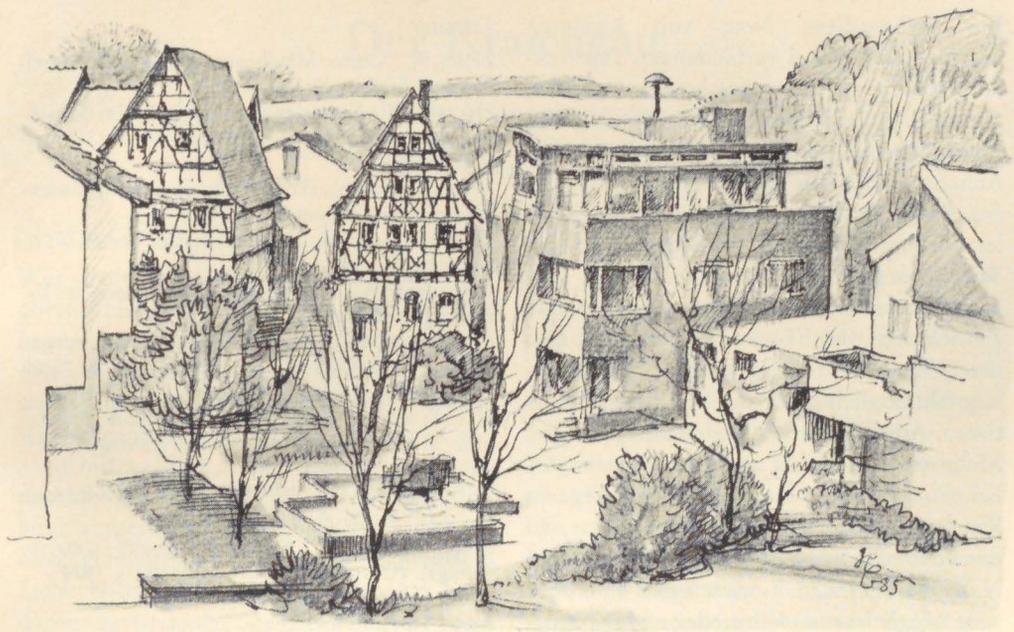
Die Entwicklung zur Industriegesellschaft hat ein bislang unbekanntes Anwachsen der Bevölkerung begründet. Vom Ende des 2. Weltkriegs bis zum Jahre 1970 konnte die Kernstadt ihre Einwohnerzahl verdoppeln; inzwischen (1984) ist sie leicht zurückgegangen, dagegen in den eingemeindeten Teilorten so angestiegen, daß man von einer Ver vierfachung der Bevölkerung (Gesamtstadt) sprechen kann.

„Mehr als die Hälfte aller Wohnungen Brettens sind nach 1950 errichtet worden“ (Deutsch, S. 104), ein fast geschlossener Ring neuer Wohnsiedlungen. Neben aufgelockerten Eigenheimgebieten entstanden Konzentrationen der Wohnfunktion in mehrgeschossigen Hochbauten. Trotz der Wanderungsgewinne reicht das Arbeitskräftepotential der Stadt nicht aus; fast 4000 Einpendler aus dem Umland suchen täglich ihre Arbeitsplätze in Bretten auf. Um die Verkehrsströme besser bewältigen zu können, steht eine Anbindung Brettens an das Nahverkehrsnetz des Oberzentrums Karlsruhe zur Diskussion. Mag man sich noch so positiv zum Ausbau öffentlicher Verkehrssysteme

einstellen, muß man doch fragen, ob der Sog der nahen Großstadt sich nicht dadurch verstärken wird. Schon heute besteht — nach einer Untersuchung zur Einzelhandelsstruktur der Großen Kreisstadt Bretten, im Auftrag der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Oberrhein aus dem Jahre 1980 — nur noch eine „Kaufkraftbindung von weniger als 50% bei Gütern des mittel- und langfristigen Bedarfs“ nach Bretten. Die Ströme der Einkaufspendler richten sich also vermehrt nach den besser ausgestatteten Oberzentren Karlsruhe und Pforzheim, Kaufkraft fließt ab.

An einem Standort ohne Eisenbahnanschluß, aber in enger Verbindung mit der aufstrebenden Brettener Industrie entstand in dem bis in die Vorkriegsepoche hinein noch vorwiegend bäuerlich bestimmten Dorf *Oberderdingen* durch unternehmerische Initiative in der Wiederaufbauphase der Nachkriegszeit ein weiterer industrieller Schwerpunkt. Ausgerichtet auf den steigenden Bedarf konnten sich zwei Firmen der Metallverarbeitung aus kleinen Anfängen zu Großbetrieben entwickeln. Ihr rascher Aufstieg stützte sich auf die Verarbeitung von nichtrostendem Stahl für Spültischabdeckungen, auf eine technisch hochwertige Serienfertigung von Elementen für Kücheneinrichtungen, für Haushaltstechnik und, mit der jüngsten Produktionsausweitung, für Medizintechnik.

Man konnte das Arbeitskräftepotential des Vorlandes am Stufenrand der Keuperberge nutzen, in dem sich durch Verdienstmöglichkeiten in Weinbau und Steinbrucharbeit eine hohe Bevölkerungsdichte gebildet hatte. Neben den aus der Landwirtschaft ausscheidenden Arbeitskräften wurden Heimatvertriebene und Gastarbeiter angeworben. Der Pendlereinzugsbereich zog immer weitere Kreise; die Zahl der einpendelnden Arbeitnehmer erreichte schließlich höhere Werte als die ansässige Wohnbevölkerung. Gegenüber dem traditionellen Auspendeln in die benachbarten Verdichtungsräume verstärkte sich die innerräumliche Pendelwanderung.



Stebbach, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

### Ausblick

Ob die Entwicklung der Brettener Industrie, des Wachstumsmotors der Nachkriegsjahre ihren Schwung beibehält, muß die Zukunft zeigen. Für Prognosen gibt es zu wenige Anhaltspunkte bei der wachsenden Komplexität unserer Wirtschaft. Dem kometenhaften Aufstieg folgte eine Zeit der Erschütterung und Krise. Kaum hatte der Aufsteiger eine gleichgerichtete Produktionseinheit übernommen, geriet er selbst in den Sog branchenübergreifender Konzerne, wurde er selbst in ein größeres Organisationskonzept einbezogen, mußte sich den Entscheidungen überregional wirkender Verbände einordnen.

Nicht nur für Landwirtschaft und Handwerk haben sich die traditionellen Bedingungen radikal geändert. Struktur- und regionalpolitische Maßnahmen haben den Wandel wirksam unterstützt. Der Ausbau der Infrastruk-

tur und des Bildungswesens war auf Beseitigung, mindestens aber Verringerung räumlicher Disparitäten, auf Egalisierung der Lebensbedingungen durch engere Verflechtung und Leistungsaustausch zwischen Städten und deren Umland gerichtet. Förderung von Klein- und Mittelbetrieben, Starthilfen zu Firmengründungen, Begünstigung von Eigentumserwerb galten auch der Entlastung der Städte und der regionalen Entwicklung. Die regionalen Zentren, die Kernstädte der Regionen liegen traditionell außerhalb des Kraichgaus, im oberrheinischen Tiefland und am mittleren Neckar. Ihnen hat man durch die Kreisreform aus Gründen der Vereinheitlichung der Verwaltung, von der man eine Vereinfachung und Kostenersparnis erwartete, die Entscheidungsgremien zugeordnet, sie wurden damit als Schwerpunkt der Entwicklung, als Wachstumspole bestätigt.

Ein mehrstufiges Netz von kleineren Schwerpunkten und verbindenden Entwicklungsachsen, ein punkt-axiales Konzept also, gilt zwar als Leitbild der Landesplanung und Raumordnung, aber es gibt eine Reihe von Anhaltspunkten für die Prognose einer umgekehrten Tendenz, einer stärkeren regionaler Differenzierung, einer Schwächung der Wirtschaft ländlicher Gebiete.

Wissenschaft und Forschung, auch die neue Einrichtung von Technologiezentren sind den großen Städten zugeordnet. Sie bieten Kontaktmöglichkeiten zur Anregung innovativer, Arbeitsplätze schaffender Prozesse. Mehr als je zuvor ist auch der einzelne Arbeitnehmer bereit, längere Anfahrtswege in Kauf zu nehmen zu seiner Arbeitsstätte, an der er immer weniger Zeit verbringt, deren Nähe zu zentralen Einrichtungen ihm aber viele Möglichkeiten kultureller und materielle Art bietet. Viele Anzeichen deuten auf eine Verstärkung der städtischen Hierarchie. Wird der Kraichgau seine Zukunft in der Rolle des Wohn-Umlandes der großen Städte, des Durchgangs- und Ergänzungsraums zwischen den Verdichtungsräumen zu sehen haben?

Es gibt kein Zurück zu einer selbstgenügsamen Landwirtschaft, es darf aber auch keine bedenkenlose Fortsetzung der Wachstumseuphorie geben, die zu ökologisch untragbaren Ergebnissen führen würde. Vielmehr gilt es, das Bewußtsein zu wecken für die landschaftliche Vielfalt und den Reichtum natürlicher und historischer Kostbarkeiten unserer Heimat Kraichgau. Es gilt ebenso in den Blickpunkt zu rücken, daß Landschaft als Freiraum in sich ihren Wert hat und als Erlebnis- und Erholungsraum erhalten bleiben muß.

#### *Literatur*

- Bellm, R., Kloster Maulbronn, Beihefte zu Diari-  
hen und Filmen, Karlsruhe 1979  
Deutsch, K., Kulturlandschaftswandel im Kraich-  
gau und oberen Nahebergland seit 1945, Saar-  
brücken 1973  
Fezer, F. (Hrsg.), Topographischer Atlas Baden-  
Württemberg, Neumünster 1979  
Fezer, F. u. Muuß, U., Luftbildatlas Baden-Würt-  
temberg, München 1971  
Göhringer, A., Geologische Exkursionen in Baden,  
Karlsruhe 1925  
Grötzbach, E., Geographische Untersuchungen  
über die Kleinstädte der Gegenwart in Süd-  
deutschland, Regensburg 1963  
IHK-Studien zur Einzelhandelsstruktur der Re-  
gion Mittlerer Oberrhein, Große Kreisstadt Bret-  
ten, Karlsruhe 1980  
IHK-Studien, Die Wirtschaft im Mittelbereich  
Bruchsal, Karlsruhe 1983  
Meier-Hilbert, G., Sedimentologische Unters-  
suchungen (Graul-Festschrift), Heidelberg 1974  
Metz, F., Der Kraichgau, Karlsruhe 1922  
Metz, F., Land und Leute, Stuttgart 1961  
Metz, F., Ländergrenzen im Südwesten, Remagen  
1951  
Pfeifer, G. (Hrsg.), Heidelberg und die Rhein-  
Neckarlande, Heidelberg 1963  
Pfeifer, G. (Hrsg.), Gedanken zur histor.-geogr.  
Karte, Graul-Festschrift, Heidelberg 1974  
Röhm, H., Die Vererbung des landw. Grundeigen-  
tums in B.-W., Remagen 1957  
Rudolf, B., Flurbereinigung und Dorferneuerung  
(Medienpaket), Stuttgart 1975  
Rudolf, B., Der Kraichgau, Beihefte zu Film und  
Diarierei, Karlsruhe 1975/1980  
Scheuerbrandt, A., Südwestdeutsche Stadttypen  
und Städtegruppen, Heidelberg 1972  
Schottmüller, H., Der Löß als gestaltender Faktor  
im Kraichgau, Bad Godesberg 1961  
Schróder, K. H., Weinbau und Siedlung in Würt-  
temberg, Remagen 1953  
Umminger, G., Der Kraichgau, Remagen 1964

---

#### *Zeitschriften*

- Badische Heimat, Karlsruhe  
Brettener Jahrbücher, Bretten  
Geographische Rundschau, Braunschweig  
Kraichgau, Beiträge zur Landschafts- und Hei-  
matforschung, Sinsheim  
Oberrheinische Studien, Karlsruhe  
Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, Stutt-  
gart

# Der Kraichgau

Eine wenig berühmte, aber lobenswerte Landschaft

*Willy Bickel, Bretten*

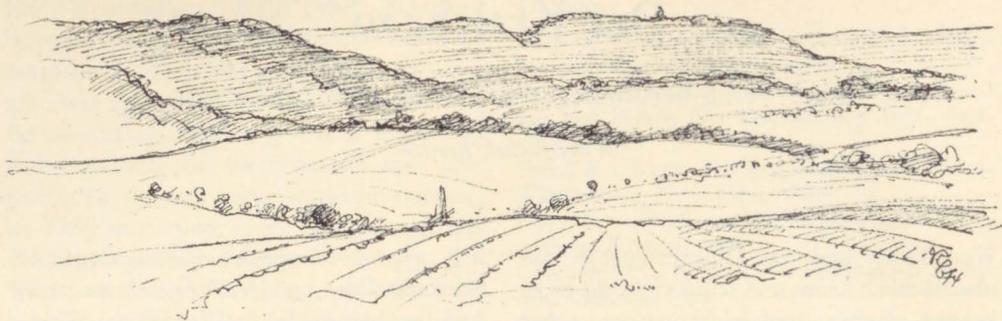
Wer Baden und das Oberrheingebiet nur oberflächlich kennt und selbst viele, die es zu kennen glauben, sind leicht geneigt, neben den bekannten Waldgebirgen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes jenes dazwischenliegende Hügelland zu übersehen, das zwar mit weniger auffallenden Gegensätzen und romantischen Reizen als die Mittelgebirge ausgestattet ist, dennoch der Schönheit nicht entbehrt und mit seiner bescheidenen Lieblichkeit so viel an Reichtum und Fülle darbietet, wie kaum eine im Kranze der badi-schen Landschaften, den Kraichgau. In unablässigem Auf und Nieder von sanften Hügeln und breiten Tälern den Wogen eines Meeres vergleichbar, das im Süden und im Norden zwischen den hohen Ufern der Waldgebirge eingesenkt ist, erstreckt er sich von der Rheinebene im Westen bis hart an den Neckar. In diesem Raum bilden die wenig höheren, aber ausgeprägteren Bergrücken des Stromberges und des Heuchelberges in einer Gesamtausdehnung von 15—20 km von Osten her hereinragend und als besondere Landschaft Zabergäu behandelt, eine Variante. Nur der sogenannte „kleine Odenwald“ im Norden auf der linken Seite des Neckar hebt sich deutlicher von der Kraichgaulandschaft ab und wird ihr nicht zuge-rechnet.

Im ganzen gesehen bildet der Kraichgau sowohl den augenfälligen Höhenunterschieden als auch dem geologischen Unterbau gegenüber den südlichen und nördlichen Waldgebirgen nach eine riesige Mulde. Ihre Entstehung steht in engem Zusammenhang mit den Aufwölbungen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, die in die erdgeschichtliche Epoche des Tertiär verlegt werden, in der die

sich gegenüberliegenden Gebirgszüge des Schwarzwaldes und der Vogesen im Süden und des Odenwaldes und des Pfälzer Waldes im Norden noch nicht durch den Rheintal-graben getrennt waren. So hat der Kraichgau in der sogenannten Zaberner Senke zwischen Vogesen und Pfälzer Wald ein linksrheini-sches Gegenstück.

Die im allgemeinen von Südwesten nach Nordosten verlaufende Achse der Kraich-gaumulde folgt nicht genau der geometri-schen Mitte, sondern zieht etwas nördlich da-von von der sogenannten Langenbrückener Senke in Richtung des Steinsberges bei Sinsheim. Die anstehenden Gesteinsschichten ge-hören fast ausnahmslos der Trias-Formation an. Den tektonischen Muldencharakter be-weisend treten an den südlichen und nördli-chen Randgebieten des Kraichgaus die Bunt-sandsteine des Schwarzwaldes und des Odenwaldes zutage, dann folgt im Süden wie im Norden nach der Mitte zu der Muschelkalk, während im Inneren des Kraich-gaus die jüngeren Keuperschichten anstehen. Der geologische Untergrund wird jedoch überdeckt von einer Löß-Lehm-Schicht, die stellenweise nur wenige Zentimeter beträgt aber häufig auch Mächtigkeiten von mehr als 10 m bis über 20 m erreicht. Diese Löß-Lehm-Schicht hat die abgerundete Form der Hügel verursacht. In einem Steppenklima der Zwischeneiszeit, hauptsächlich in der Rhein-ebene entstanden und von den Süd- und Südwestwinden als Staub in die Mulde ge-weht, ist der Löß, mehr als die Oberflächen-gesteine, für die Entstehung des Landschafts-bildes maßgebend geworden.

Die tiefste Stelle der Kraichgaumulde ist die schon erwähnte Langenbrückener Senke, ein



Heuchelberg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

ebenfalls in der Tertiärzeit erfolgter Einbruch am Westrand des Kraichgaus, der sich nördlich von Bruchsal als fast ebenes Gelände in einer Länge von etwa 10–15 km zwischen Ubstadt und Malsch nur etwa 20 m über die Rheinebene erhebt. Hier steht auch das Juragestein noch an, das in erdgeschichtlicher Zeit auch den Kraichgau überdeckt hat, und bezeichnenderweise ist diese Langenbrückener Senke auch weniger von Löß überdeckt. Bei Langenbrücken bieten die restlichen Gesteinswände einer verfüllten früheren Ölschiefergrube einen geologisch interessanten Aufschluß der Schichten des sog. Posidonienschiefers aus der Liaszeit als ein Naturdenkmal, wie es sonst in Nordbaden nirgends zu sehen ist.

Der Kraichgau ist ein *Land der Hügel*, einer Spielart der Gebirge. Außer den größtenteils trockenen Tälern gibt es hier keine Ebenen im eigentlichen Sinne. Die größte ist das sogenannte Sinsheimer Becken. Dafür sind die Hügel fast unzählig. Man spricht heute gerne vom Land der tausend Hügel. Obwohl sie nur selten eine Höhe von 300 m erreichen, werden sie auch als Berg oder aber als Buckel bezeichnet. Allerdings haben nur die Namen von ganz wenigen, die sich durch ihre Höhe oder sonstige Besonderheiten auszeichnen, Bedeutung über die einzelnen Gemarkungsgrenzen hinaus erlangt.

An erster Stelle ist der *Steinsberg* bei Sinsheim zu nennen, der als die bedeutendste Erhebung des Kraichgaus anzusprechen ist, obgleich er nicht den absolut höchsten Punkt im Kraichgau erreicht. Als Basaltkegel vulkanischen Ursprungs und damit als Fremdkörper im geologischen Unterbau der Landschaft nimmt er durch seine zentrale Lage und seine Höhe von 335 m, gekrönt von einer mächtigen Burg bzw. Burgruine, schon von alters her eine Vorrangstellung ein und wird schon von einem Chronisten des Bauernkrieges als „der Kompaß uff dem Kraichgau“ bezeichnet.

Höher ist der *Wartberg* bei Pforzheim mit 377 m, der aber nur vom Enztal aus als Berg angesprochen werden kann. Er ist eigentlich nur der Steilabfall der Kalkhochfläche des sog. Pforzheim-Bauschlatter Plateaus, neuerdings Pforzheim-Bauschlatter Platte genannt. Von Pforzheims Tallage aus zeigt er sich als eindrucksvolles Gegenstück zu den Ausläufern des nördlichen Schwarzwaldes auf dem rechten Enzufer und hat nicht weniger als jene zu der reizvollen Lage der Stadt beigetragen.

Als Berg wesentlich bedeutender ist der *Turmberg* bei Durlach, der zwar nur 254 m hoch ist, aber wie ein trutziger Wächter über die Rheinebene schaut und den Eingang in das Pfinztal bewacht. Es ist daher nicht ver-

wunderlich, daß er Burgberg der Grafen von Hohenberg und später der Grafen von Grötzingen wurde und auch heute noch wie ehemals über der Markgrafenstadt Durlach Wache hält.

Geradezu zur Berühmtheit hat es der *Michaelsberg* bei Untergrombach (272 m) gebracht, auf dessen Rücken man wichtige Funde frühgeschichtlicher Kulturen aus der jüngeren Steinzeit gemacht hat, die einer ganzen Epoche, der Michelsbergkultur, den Namen gegeben hat. Die alte Siedlungs- und Kultstätte wurde später mit einer Michaelskapelle gekrönt, die erstmals 1346 erwähnt ist. Berg und Kapelle sind wegen ihrer exponierten Lage und der großartigen Fernsicht ein beliebtes Ausflugsziel, zumal neuerdings auch wieder moderne gastronomische Einrichtungen zugebaut worden sind.

Ein ähnlicher aber bescheidenerer Charakterzug zeichnet den *Letzenberg* (246 m) aus, ein Keupperrücken mit einem Aufsatz von Rotsandstein am Nordrand der Langenbrückener Senke. Auch auf seiner Höhe fanden sich frühgeschichtliche Siedlungsspuren, und im Bauernkrieg diente er „dem hellen Haufen“ der Kraichgauer Bauern als Versammlungsort. Auch er trägt eine aus der Rheinebene weithin sichtbare Kapelle.

Der in west-östlicher Richtung hinziehende *Eichelberg* (326 m) teilt den Namen mit dem Dorf, das seit dem 12. Jahrh. durch den Weinbau der ehemaligen Abtei Odenheim bekanntgeworden ist. Der Berggipfel liegt auf der Gemarkung Hilsbach, während der Ort Eichelberg sich mit einem Ausläufer des Massivs, dem Kapellenberg (306 m), begnügen muß.

Südostwärts von Eppingen verdient noch der *Ottilienberg* mit dem Hornrain (310 m) Erwähnung, auf dessen Rücken sich eine frühgeschichtliche Wallanlage befindet, die während des orleanischen Erbfolgekrieges in den Jahren nach 1695 in das Befestigungssystem der sog. Eppinger Linien einbezogen wurde. Eine der heiligen Ottilia geweihte Wallfahrtskapelle, deren Überreste gerne besucht

werden, hat dem Berg den Namen gegeben. Von den zahllosen anderen Berghügeln, die keine Burgen oder Kapellen tragen, sind nur wenige über die nächste Umgebung hinaus bekannt. Es sollen hier nur einige wenige, die sich augenfällig aus der Vielzahl abheben, genannt sein, so der Katzenberg bei Weingarten (254 m), die Heustätt zwischen Wilferdingen und Königsbach (283 m), der Hirschberg zwischen Nußloch und Leimen (319 m), der Hohenstein bei Eppingen (238 m), der Scheuerberg zwischen Richen und Ittlingen (263 m), der Hermannsberg zwischen Michelfeld und Eichersheim (245 m), der Stiefelsberg zwischen Neckarbischofsheim und Helmstadt (264 m). Ihre Namen sind mehr für die Flurnamenforschung von Bedeutung.

### Land der Bäche

Der geologische Unterbau ist schließlich auch für die Art und Flußrichtung der Wasserläufe des Kraichgau bestimmend gewesen. Die zahllosen Täler haben den Quellabflüssen den Weg nach verschiedenen Richtungen freigegeben. Die typischen Kraichgaubäche haben sich in allgemein nordwestlicher Richtung der tiefer gelegenen Rheinebene bzw. dem früher am Rande des Hügellandes parallel zum Rheinstrom nach Norden fließenden Kinzig-Murg-Fluß zugewandt. Den Kraichgau von seiner geographischen Mitte ab gewissermaßen in eine westliche und eine östliche Hälfte teilend hält dagegen der bedeutendste Wasserlauf, die Elsenz, eine allgemein süd-nördliche Richtung ein. Ostwärts ihres Einzugsgebiets nehmen auch einige Bäche ihren Weg nach Osten zum Neckar. Im Kraichgau sind keine Flüsse im eigentlichen Sinne, sondern nur Bäche zustande gekommen, deren Zuflüsse häufig auch die Bezeichnung Graben führen. Die Bachnamen sind hier weiblichen Geschlechts. Bei jeweils verhältnismäßig kleinen Wasserinzugsgebieten sind die Wasserscheiden

nicht immer deutlich erkennbar. Die Bachläufe folgen meist geologischen Verwerfungen.

So sucht sich am südlichen Rande des Kraichgaus die *Pfinz*, die ursprünglich als Gebirgsbach von Ausläufern des Schwarzwaldes herabkommt, ihren Weg zur Rheinebene. Bei Durlach wendet sie sich dem alten Lauf des früheren Kinzig-Murg-Flusses folgend scharf nach Norden, um dann nach etwa 15 km wie fast alle anderen Kraichgaubäche wieder die allgemein nordwestliche Richtung zum Rhein einzuschlagen.

Die typischen Kraichgaubäche haben ihre Quellen im Stromberggebiet und in den Keuperbergen des inneren Kraichgaus. Da ist die *Saalbach*, die von Maulbronn mit seinem berühmten Zisterzienserkloster herkommend an ihrem Oberlauf den Klostersee und den von den Mönchen zur Fischzucht angelegten recht ansehnlichen Aalkistensee speist. See und Umgebung sind seit einigen Jahren zum Naturschutzgebiet erklärt. Vom Zusammenfluß mit der Weißach auf Gemarkung Bretten ab führt der Wasserlauf den verballhornten Namen Saalbach. Sie erreicht in Bruchsal die Rheinebene und mündet bei der früheren Festung Philippsburg in den Rhein.

Kaum bedeutender aber wesentlich bekannter ist die *Kraichbach*, die ebenfalls von einem Ausläufer des Stromberges herkommt und zunächst im idyllischen Kraichsee südlich von Sternenfels ein Auffangbecken findet. Am Fuße des alten Bergstädtchens Gochsheim vorbeifließend verläßt sie bald das Hügelland, macht bei Ubstadt einen scharfen Knick nach Norden zu der alten Römersiedlung Stettfeld, nimmt dort die vom Eichelberg kommende Katzenbach auf, um dann wieder in die allgemein nordwestliche Richtung zum Rhein einzuschwenken.

Von geringerer Bedeutung und mehr oder weniger hinter ihre eigenen Zuflüsse zurücktretend ist auch die *Leimbach* ein typischer Kraichgaubach. Sie hat auf dem Kaisersberg bei Eschelbach ihren Ursprung, nimmt bei Wiesloch rechts die vom Odenwald herabei-

lende Gauangelbach und links die vom Eichelberg kommende Wald-Angelbach auf. Auf ihrem weiteren nordwestlichen Lauf durchfließt sie den Schwetzinger Schloßgarten und mündet unterhalb Brühl in den Rhein.

Abweichend von den genannten Kraichgaubächen hält die *Elsenz* vom gleichnamigen Dorf kommend zunächst südostwärtige Richtung ein, um dann bei Eppingen allgemein süd-nördlichen Kurs einzuschlagen, den sie in ihrem ganzen weiteren Verlauf beibehält. Bei Neckargemünd erreicht sie den Neckar. Auf ihrem ungewöhnlichen Lauf nimmt sie eine große Zahl kleinerer und mittlerer Bäche auf, die zum großen Teil aus dem kleinen Odenwald kommen. Die bedeutendste davon ist die Schwarzbach, die mit den Odenwaldorten Oberschwarzach, Nekarschwarzach und Unterschwarzach namensverwandt ist. An ihrem Unterlauf kann die Elsenz als einziger Wasserlauf des Kraichgaues mit einigem Recht die Bezeichnung Fluß beanspruchen.

Der am wenigsten bekannte Kraichgaubach ist die *Lein*, in geschichtlicher Zeit Gartach genannt. Mit ihrer ostwärtigen Flußrichtung zum Neckar geht auch die Lein andere Wege als die typischen Kraichgaubäche. Sie entspringt auf der Gemarkung Kleingartach, gewissermaßen am Fuße der Ruine Leinburg, berührt u. a. Schwaigern und Großgartach (heute Leingarten) und mündet bei Frankentach in den Neckar. Frühgeschichtliche Bodenfunde der Rössener Kultur, die bei Großgartach gemacht wurden, haben auch diesen Orts- und historischen Flußnamen in der archäologischen Wissenschaft bekanntgemacht. Der bedeutendste Zufluß der Lein ist die Massenbach, die einem Dorf und einem Kraichgauer Adelsgeschlecht den Namen gegeben hat.

Einen ähnlichen Lauf wie die Lein nimmt weiter südlich die *Zaber*, die bei Zaberfeld entspringt und dem eigenständigen Zabergäu den Namen gegeben hat. Sie erreicht bei Lauffen den Neckar.

Gewissermaßen als Grenzfluß des Kraichgaus im Süden muß schließlich auch noch die *Enz* erwähnt werden, die zwar als Gebirgsbach aus dem Schwarzwald kommt und nur bedingt den Wasserläufen des Kraichgaus zugerechnet werden kann. Ihre Einzugsgebiet unterhalb Pforzheim gehört aber einwandfrei zum Kraichgau. Lein, Zaber und Enz bilden so das Gegenstück zu den westlich orientierten Kraichgaubächen.

Im Zusammenhang mit den geologischen Verhältnissen und den Wasserläufen des Kraichgaus sind auch einige Mineralquellen zu erwähnen, die größtenteils schon in geschichtlicher Zeit erkannt und Heilzwecken nutzbar gemacht worden sind. Vor allem im Gebiet der Langenbrückener Senke, jenem tiefsten Punkt der Kraichgaumulde, sprudeln aus den bituminösen Schichten Schwefelquellen. Hier hatte sich *Langenbrücken*, seit Fürstbischof Franz Christoph von Hutten 1766 den Anstoß hierzu gegeben hatte, ein zunächst bescheidener, von den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ab durch zielstrebige private Initiativen unter dem Namen Amalienbad, zu Ehren der damaligen Markgräfin Amalie, der Kurbetrieb Sigel mit Kurhaus, Trinkhalle und Naturpark allmählich einen anerkannten Ruf als Schwefelheilbad geschaffen.

Etwas jünger, aber dem Langenbrückener weder an Heilkraft, noch im Ansehen nachstehend war das *Schwefelbad Mingolsheim* mit seiner 1825 entdeckten schwefelhaltigen Quelle, seit 1884 als „Rochusbrunnen“ in Bischöfl. Speyerischem Besitz sowie mit dem Kurhaus Gantner bekannt und berühmt, aber über bescheidene Frequentierung nicht hinausgekommen. Durch eine wagemutige Tiefbohrung im Jahre 1970 wurde hier in 600 m Tiefe eine hochkonzentrierte Thermalsole erschlossen, die zu den heißesten in Baden gehört.

Damit wurde eine grundlegende Erweiterung der Heilanzeigen und der gesamten Struktur der Kurbetriebe in Mingolsheim und Langenbrücken eingeleitet. Nachdem

beide Badeorte seit 1971 zur Einheitsgemeinde Bad Langenbrücken-Mingolsheim zusammengeschlossen sind und schließlich den Namen *Bad Schönborn* führen, ist ein großzügiger Ausbau der Badeanlagen und klinischen Einrichtungen erfolgt, die an Größe und Leistungsfähigkeit zu den bedeutendsten in Deutschland gehören.

Aber auch im Hügelland selbst sind seit langer Zeit schwefelhaltige Quellen bekannt, so in Östringen, oberhalb der Langenbrückener Senke, wo sie aber nicht genutzt werden. Dagegen war in Zaisenhausen bei Eppingen 1713 eine schwefelhaltige Quelle entdeckt worden, die der damalige württembergische Landesherr, Herzog Eberhard Ludwig, bereits 1743 mit allen Einrichtungen eines Badeortes ausstatten ließ. Das *Schwefelbad Zaisenhausen* war auch nach dem Übergang des Dorfes an die Kurpfalz „als einzige Schwefelquelle in pfälzischen Landen“ hoch geschätzt und auch in badischer Zeit noch durchaus lebensfähig. Trotz guter Wasseranalysen war es aber ohne herrschaftliche Unterstützung der Konkurrenz aus Langenbrücken nicht gewachsen und ist um die Mitte des letzten Jahrhunderts eingegangen. Es lebt heute nur noch in der Erinnerung.

Außer schwefelhaltigen hatte der Kraichgau auch salzhaltige Quellen aufzuweisen. Der am Oberlauf der Saalbach heute noch gebräuchliche Flußname Salzach und verschiedene Flurnamen im Bereich Maulbronn, nicht zuletzt die frühere Siedlung Salzhofen bei Bretten, sind Beweise dafür, daß Salzvorkommen im Gebiet um die Saalbach in frühgeschichtlicher Zeit eine Rolle gespielt haben und für den Flußnamen maßgebend gewesen sind. Noch um 1600 wurde in Bruchsal eine Saline betrieben, zu der die Sole einer im Stadtgebiet entspringenden Quelle und später der Salzgehalt eines von Ubstadt hereingeleiteten Quellwassers genutzt wurde. Das Salz dieser Quellen, das aus den Schichten des Anhydrit stammt, ist jedoch im Laufe der Jahrhunderte durch Auslaugung nahezu ganz verschwunden. Immerhin hält das

„Salzbad“ in Ubstadt die Erinnerung an die Solequelle auch heute noch aufrecht.

Eine wenig ergiebige salzhaltige Quelle bei Wimpfen, der alten Kaiser- und freien Reichsstadt im nordostwärtigen Teil des Kraichgaus, seit 1803 hessische Exklave, lieferte in der salzarmen Zeit seit 1752 den Grundstoff für eine Salzsiederei. Obwohl die Ausbeute lange Zeit gering war, hat man im Blick auf benachbarte Salinen auf württembergischem Gebiet nicht aufgegeben und schließlich im Jahre 1817 durch eine Bohrung in 150 m Tiefe den Zugang zu den mächtigen unterirdischen Salzlagern nördlich Heilbronn gefunden. Erst danach konnte die Salzgewinnung in der Saline Ludwigshalle in Wimpfen im Tal auf eine breite und rentable Grundlage gestellt werden. Die Nutzung der Sole für Heilzwecke blieb zunächst der privaten Initiative überlassen. Nach Schaffung öffentlicher Einrichtungen (Kurpark, Kurmittelhaus, Hotels und Fremdenheimen) hat der Bade- und Kurbetrieb zusammen mit dem aufkommenden Fremdenverkehr mehr als die Saline den Aufstieg der Stadt zum renomierten Sole-Heilbad begünstigt.

Im benachbarten badischen *Rappenau* mußte man 6 Jahre nach Wimpfen die Tiefbohrung nur etwas tiefer auslegen, um auch hier an das Steinsalz heranzukommen und für die Salzgewinnung zu erschließen. Die um 1830 erbaute Großherzog Ludwig-Saline bei Rappenau hat es ermöglicht, sich von der teureren Salzeinfuhr freizumachen und war zusammen mit der Saline in Dürnheim die Grundlage für die reibungslose und verbilligte Salzversorgung der Bevölkerung in badischen Landen. Auch die Möglichkeiten der Nutzung der Sole für Heilbäder sind seit 1833 im Zusammenhang mit der Saline, seit der Jahrhundertwende in Gemeinderegie, verwirklicht worden. Obgleich schon früh ein Kurhotel und bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts ein Kurmittelhaus zur Verfügung stand, hat sich der Badebetrieb lange Zeit in engen Grenzen gehalten. Erst mit der

Schaffung moderner Badeanlagen und Sanatorien sowie klinischer und Erholungseinrichtungen nach dem zweiten Weltkrieg hat sich Bad Rappenau zum wirklichen Heilbad entwickelt und wesentlich dazu beigetragen, den Kraichgau als Bäder- und Erholungslandschaft auszuweisen.

### Der Kraichgau ist ein Gau der Gaue

Der Name Kraichgau ist ein geographischer Sammelbegriff im Sinne eines Großgaues. Sprach man zu Anfang unseres Jahrhunderts vor allem in Schulbüchern und Landkarten gerne vom Enz-, Pfinz- und Kraichgauer Hügelland, so hat sich seit der grundlegenden Arbeit des bekannten Geographen und Landeskundlers Prof. Dr. Friedrich Metz, 1922, wieder die einheitliche Bezeichnung für das ganze umschriebene Gebiet zwischen Schwarzwald und Odenwald durchgesetzt, aus dem lediglich die Landschaft um den Stromberg und den Heuchelberg als Zaber-gäu ausgeklammert wird. Ungeachtet der meist den Flußnamen nach benannten Unterteilungen, die auch Gaue genannt wurden und die auch zum größten Teil den Einzugsgebieten der Wasserläufe entsprechen, war der Name Kraichgau schon in historischer Zeit die umfassende Landschaftsbezeichnung. Der Kraichgau hatte in der Karolingerzeit und später, als Gaugrafen in den ihnen übertragenen Grafschaften als königliche Statthalter wirkten, auch politische Bedeutung. Selbst als sich die verschiedenen Territorialherrschaften herausgebildet und den Kraichgau in einen bunten politischen Flickenteppich verwandelt hatten, führte der reichsfreie Adel im Ritterkanton Kraichgau die politische Tradition bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts fort, und es ist interessant, daß bei Auseinandersetzungen der Ritterschaft mit den Pfalzgrafen auch die Stadt Heilbronn sich zum Kraichgau bekannte. Im Gebiet um Heilbronn links des Neckar ist auch heute noch der Begriff „Heilbronner Kraichgau“ im Gebrauch.

Der Name *Kraichgau*, von dem Flußnamen Kraichbach abgeleitet, erstreckte sich ursprünglich in der Hauptsache auf das Gebiet um diesen Wasserlauf. Als sein Mittelpunkt ist das alte Städtchen Gochsheim, eine Gründung der Grafen von Eberstein, anzusehen. Wie die Kraichbach haben auch die anderen bedeutenderen Bäche ihren Flußgebieten die Namen geliehen, so die Pfinz dem *Pfinzgau* mit dem Grafensitz Grötzingen, das dann aber hinter der jüngeren Stadtgründung Durlach zurücktreten mußte.

Auch die Salzach, heute Saalbach genannt, war für einen Gaunamen, den *Salzgau*, bestimmend, als dessen Vorort Bretten zu gelten hat. Die Bezeichnung Salzgau ist sehr früh, allerdings nur einige wenige Male, urkundlich belegt und hatte niemals mehr als eine geographische, keinesfalls eine politische Bedeutung etwa im Sinne einer Grafschaft.

Im Flußgebiet der Leimbach war es eigenartigerweise nicht der heutige Hauptbach, der zur Namengebung für einen Gau Pate stand, sondern zwei Zuflüsse zur Leimbach, nämlich die von Waldangelloch kommende Waldangelbach und die in südwestlicher Richtung von Gauangelloch herabfließende Gauangelbach, denen der *Anglachgau* seinen Namen verdankt. Für diesen Landstrich wäre von Natur aus Wiesloch Mittelpunkt, in dessen Nähe die beiden Angelbäche in die Leimbach einmünden, obgleich Wiesloch niemals urkundlich als im Anglachgau liegend erwähnt ist, sondern in dem weiter nördlich gelegenen Lobdengau, auf den noch zurückzukommen ist.

Für den *Elsenzgau*, das nördliche Mittelstück des Groß-Kraichgaus, war die Elsenz Namensgeberin, an deren Mittellauf Sinsheim mit seinem alten Stift und dem nahen Steinsberg die Voraussetzungen für den Hauptort eines Gaues erbrachten.

Im Ostteil des Kraichgaus gab die Gartach, die heute Lein heißt, dem alten *Gartachgau* den Namen, so wie sie auch für die Ortsna-

men Kleingartach und Großgartach maßgebend war.

Zur Vervollständigung und Abrundung muß hier auch das *Zabergäu* genannt werden, dem die bei Zaberfeld entspringende Zaber den Namen gegeben hat. Dieses Gebiet um Stromberg und Heuchelberg, dem Kraichgau nahe verwandt und in geschichtlicher Zeit ihm weitgehend zugerechnet, wird heute als eigenständige Landschaft gesehen.

Schließlich war auch die Enz von ihrem Austritt aus dem Schwarzwald nordostwärts Pforzheim ab namengebend für den *Enzgau*, der geographisch und politisch dem Kraichgau zugehörig war und ist, wenngleich sein späterer politischer Mittelpunkt Pforzheim nicht dem Kraichgau zugerechnet werden kann.

Die wissenschaftlichen Diskussionen über Wesen, Umfang und Funktionen dieser Gaue, besonders die Frage, ob sie neben ihrer geographischen Bedeutung auch Verwaltungsbezirke bzw. Grafschaften darstellten, ist bis heute noch nicht abgeschlossen. Es ist jedoch Tatsache, daß während der karolingischen Grafschaftsorganisation einige der genannten Gaue z. T. sogar mehrere Generationen hindurch von ein und demselben Grafenhaus verwaltet worden sind. So war im Jahre 1024 ein Wolfram Graf im Enz-, Kraich- und Pfinzgau und um 1100 ein Bruno aus dem Grafengeschlecht von Laufden Gaugraf im Elsenz-, Kraich- und Enzgau. Er führte auch den Namen Graf von Bretten.

In diesem Zusammenhang müssen noch zwei weitere Gaue am Rande des hier behandelten Gebiets erwähnt werden, die zum mindesten zeitweilig Teile des Kraichgaus im heutigen Sinne eingeschlossen haben. Es handelt sich um den *Ufzgau* im Süden mit dem Grafensitz Forchheim, dem zeitweilig der Pfinzgau zugerechnet wurde, und um den *Lobdengau* im Norden, dessen Hauptort und Namensgeber das alte römische Lobodunum, heute Ladenburg, war. Wie bereits angedeutet, werden beispielsweise Wiesloch und Schwetzingen in

zahlreichen Urkunden dem Lobdengau zugerechnet, während das nördlich davon gelegene Nußloch bei Heidelberg teils als im Lobdengau, teils als im Kraichgau gelegen bezeichnet wird und der weiter nordwestlich gelegene Insulthemer Hof immer nur zum Kraichgau gezählt wurde. Diese und andere Überschneidungen der historischen Gaugrenzen und Lagebezeichnungen sind damit zu erklären, daß sich Besitz- und Herrschaftsverhältnisse geändert, die Urkundenschreiber- oder Kopierer sich geirrt oder nicht alle der angeführten Gaue auch selbständige Verwaltungsbezirke oder Grafschaften gewesen sind.

Das westliche Randgebiet des Hügellandes und die Rheinebene zwischen Bruchsal und Philippsburg führt seit dem 13. Jahrhundert den Namen *Bruhrain*. Mit dieser Bezeichnung wurde das rechtsrheinische Verwaltungsgebiet des Fürstbistums Speyer umschrieben. Seit 1336 begegnen uns speyerische Amtmänner und Vögte im Bruhrain. Dem Begriff Bruhrain kam also, ebenso wie einzelnen Gaunamen, sowohl geographische als auch politische Bedeutung zu.

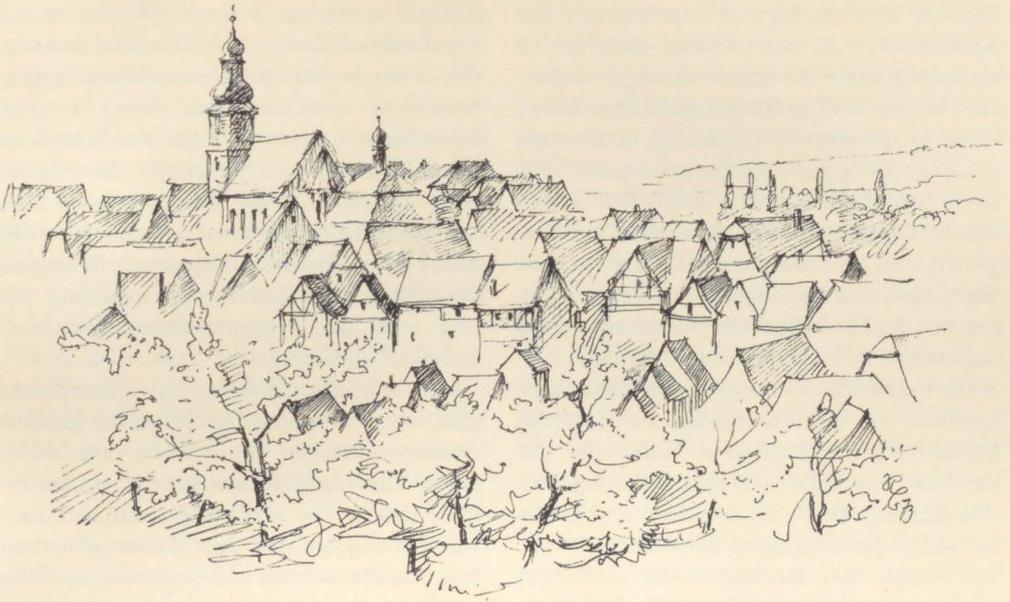
Seitdem aber die Territorialherrschaften Kurpfalz, Baden-Durlach, Württemberg, Bistum Speyer und die Reichsritterschaft sich den Kraichgau teilten und sogar Hessen und das Bistum Worms sich hier festsetzten, sind die Gaunamen ausschließlich zu geographischen Landschaftsbezeichnungen geworden, denen heute neben dem umfassenden Landschaftsbegriff Kraichgau nur noch geringe, allenfalls präzisierende, Bedeutung zukommt.

### **Der Kraichgau, ein Land der Ritter und Bauern**

So wie in der Zeit der germanischen Landnahme Edle, Freie und Unfreie das Land in Markungen aufteilten und bebauten, so haben auch späterhin Ritter und Bauern das Gesicht des Kraichgaus geprägt und seine Geschichte gestaltet. Der Kraichgau ist ein

klassisches Adelsland. Fast alle alten Orte hatten im Mittelalter eigene adelige Ortsherren, die ihre Sitze in festen Häusern, Burgen und Schlössern hatten. Reinhard von Gemmingen berichtet in seiner bekannten Hauschronik aus dem Jahre 1631 noch von 87 Adelsgeschlechtern des Ritterkantons Kraichgau. Diese Aufzählung war aber, wie der Chronist selbst einräumt, nicht vollständig, sondern enthielt nur diejenigen unter den damals noch lebenden oder ausgestorbenen Geschlechtern, die ihm selbst bekannt oder durch Befragungen ermittelt waren. Aus anderen Quellen sind weitere 25–30 Adelsgeschlechter bekannt, die im Kraichgau ansässig waren. Der reiche Klosterbesitz in den meisten Kraichgauorten ging ja zum größten Teil auf Schenkungen adeliger Ortsherren zurück. In der Hauschronik des Reinhard von Gemmingen fehlen vor allem die vielen Ministerialen, die nicht reichsunmittelbar waren und daher dem Ritterkanton Kraichgau nicht angehört haben. Dies gilt vor allem für die Lehensleute der mehr und mehr in das ritterschaftliche Gebiet vorgedrungenen Territorialherrschaften, der Markgrafen von Baden-Durlach, der Herzöge von Württemberg, der Kurfürsten von der Pfalz und des Fürstbistums Speyer.

Die Eigenart der Kraichgaulandschaft hat hier für Adelsitze überwiegend zur Erstellung von Tiefburgen und Wasserschlössern geführt. Da wo die Voraussetzungen günstig waren, wurden aber auch Hochburgen nicht ausgelassen. Beim höheren Adel war die Entscheidung, ob Tiefburgen oder Hochburgen größere Sicherheit böten und den Machtanspruch eindrucksvoller zur Geltung brächten, auch von anderen Überlegungen, darunter auch von der Entwicklung der Waffentechnik, beeinflusst. Gemessen an der Vielzahl der einst vorhanden gewesenen Edelsitze sind im Kraichgau die auf unsere Zeit überkommenen Reste vergleichsweise gering. Dies rührt wesentlich daher, daß gerade die Tiefburgen und festen Häuser der kleineren Ortsherren meist am Rande der Ortschaften



Gochsheim, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

angelegt, teilweise auch in diese eingegliedert waren und nach dem Wegfall ihrer Zweckbestimmung den geänderten Verhältnissen entsprechend umgebaut oder ganz abgerissen worden sind.

Von vielen Burgen des Kraichgaus sind heute kaum noch die genauen Standorte bekannt, und oft deuten nur noch Flurnamen darauf hin, wo sie einmal standen. Trotzdem kann der Kraichgau mit einer beachtlichen Anzahl von Burgen, Schlössern und Ruinen aufwarten, die neben den schönsten und bekanntesten anderer und berühmterer Landschaften durchaus bestehen können.

Unter den Wasserschlössern war dasjenige der Freiherren von Menzingen zu Menzingen ein eindrucksvoller Wehr- und Wohnbau, der in weitem Umkreis nicht seinesgleichen hatte, und es ist schmerzlich, daß dieses Schloß in den letzten Kriegstagen des Zweiten Weltkrieges durch feindliche Fliegerbomben zerstört wurde. Es kann heute nur noch als Ruine bewundert werden, deren Schicksal ungewiß ist.

Glücklicherweise sind andere Wasserschlösser erhalten, so beispielsweise *Flebingen*, das neuerdings durch fachgerechte Um- und Einbauten des Landeswohlfahrtsverbandes in seinen ursprünglichen Zustand versetzt und durch Veränderung der Umgebung und Außenanlagen auch wieder besser ins Blickfeld gebracht wurde.

Als im wesentlichen unverändert, aber schon bei der Erbauung weniger der wehrhaften Verteidigung als der herrschaftlichen Reputation dienend, inmitten eines großen gepflegten Parks mit zahlreichen alten, z.T. exotischen Baumbeständen präsentiert sich, ringsum von Wasser umgeben, das stilgerecht renovierte ehemals von Venningen'sche Wasserschloß in Angelbach-*Eichtersheim*, das neuerdings als Rathaus und Sitz sonstiger Behörden dient.

Eine ähnliche Anlage ist das von einer Seitenlinie der Herren von Gemmingen in *Bad Rappenau* herrührende Wasserschloß, in dem jetzt das Schloßsanatorium mit einer Privatklinik untergebracht ist.

Die an Zahl geringeren Hochburgen des Kraichgaus, d.h. ihrer Ruinen, sind um so eindrucksvollere Zeugnisse einstiger ritterlicher Wohn- und Befestigungsanlagen. Unter ihnen ist die aus der Stauferzeit stammende mächtige Burg auf dem Steinsberg bei Sinsheim hervorzuheben, die einst den Grafen von Oettingen gehörig, später an die Pfalzgrafen und von diesen an die Herren von Venningen übergegangen, vor einigen Jahren von der Stadt Sinsheim übernommen und inzwischen weitgehend saniert wurde.

Anders geartet, aber nicht weniger bemerkenswert ist die Ravensburg bei Sulzfeld, Stammburg der Freiherren Göler von Ravensburg, ebenfalls hoch über dem umgebenden Rebengelände sich erhebend und gewissermaßen die Umgebung beherrschend.

Am Rande des Kraichgaus ist schließlich auch der Turmberg bei Durlach ein unübersehbares Hochburgenrelikt, dem trotz mancher Veränderungen in Zweckbestimmung und Gestalt der ursprüngliche Charakter als Grafenburg anzumerken ist.

Neben ihren historischen und baugeschichtlichen Eigenarten gelten diese Hochburgen wegen ihrer ausgezeichneten Fernsicht als beliebte Ausflugsziele, zumal ihnen auch angemessene gastronomische Einrichtungen beigegeben sind.

Aber auch die romantische, teilweise noch bewohnte Burg Neidenstein der Herren von Venningen über der Schwarzbach, ebenso wie die fürstbischöflich Speyerische Burg bei Obergrombach, heute im Besitz des Hauses von Bohlen und Halbach, sind für Geschichts- und Heimatfreunde nicht weniger interessant als manche bekannte Burgen an Rhein, Neckar und Mosel, die ihre Anziehungskraft ihrer berühmteren Umgebung verdanken.

Im Zusammenhang mit der Adels- und Ritterherrlichkeit darf auch daran erinnert werden, daß einige Minnesänger dem Kraichgau entstammen oder landschaftsbetonte Spuren hinterlassen haben. Da ist ein Spervogel zu nennen, der gegen Ende des 12. Jahrh. bei „Wernhart der uf Steinesberc saz“ weilte,

ferner Konrad von Wissenlo (Wiesloch) und Reinhard von Zweter (Zeutern bei Bruchsal), die in der berühmten Manessischen Liederhandschrift überliefert sind.

Schließlich ist auch noch auf das Schloß zu Gochsheim bei der Burgstelle der uralten Burg der Grafen von Eberstein, hoch über der Kraichbach, hinzuweisen, das bis 1720 dem Herzog Friedrich August von Württemberg-Neuenstadt, als Residenz gedient hat und jetzt das Heimatmuseum der Stadt Kraichtal beherbergt.

Viele ritterliche Gestalten aus dem Kraichgau haben es in der Geschichte zu großem Ansehen gebracht. Unter ihnen ragt besonders Franz von Sickingen hervor, ein Landsknechtführer von großem Format, der auch von den Fürsten und dem Kaiser gefürchtet war. Andere, wie die von Gemmingen, Göler von Ravensburg, von Menzingen, von Helmstadt, von Venningen u.a. sind vom ausgehenden Mittelalter bis zum Anfang dieses Jahrhunderts als Vögte (Vertreter des Landesherrn) Soldaten, Hofbeamte, Amtmänner oder Minister hervorgetreten.

Aber nicht nur die Ritter, sondern auch das Bauerntum des Kraichgaus hat zwar weniger auffallende aber dennoch überzeugende Beweise seiner Schaffenskraft und Kulturleistung aufzuweisen. Hier war schon in vorgeschichtlicher Zeit nicht dunkler Urwald, sondern offene Parklandschaft, die schon die ersten Anfänge menschlicher Bodenbewirtschaftung erlebt und seitdem alle Entwicklungsstufen bis zur modernen Bodenkultur unserer Tage durchgemacht hat. Hier war zu allen Zeiten Bauerntum heimisch, das seine Siedlungsplätze in sorgfältiger Auswahl der Boden-, Wasser- und Witterungsverhältnisse angelegt und nach der germanischen Landnahme in Markungen aufgeteilt hat, die größtenteils auch heute noch bestehen. Die aus der Unterstellung unter den Schutz der mächtigeren Ritter und Klöster im Mittelalter entstandene Entrechtung des Bauernstandes, die vielfach zur Leibeigenschaft führte, konnte auch oder gerade hier nicht von

Dauer sein. Es war jedenfalls kein Wunder, daß mit zuerst die Bauern im Kraichgau sich gegen Gewalt und Unterdrückung der adeligen und geistlichen Herrschaften auflehnten und so die blutige Auseinandersetzung mit den Fürsten und Klöstern unter dem Zeichen des Bundschuhs aufloderte und schließlich zur allgemeinen Erhebung im Bauernkrieg führte, an dessen Ende die Köpfe der Anführer des Kraichgauer Haufens im Bruchsaler Schloßhof rollten.

Wenn trotz der vernichtenden Niederlage der Bauern, als deren Folge sich die Bedrückungen noch verstärkten, bereits im Jahre 1555 der Gelehrte und Reformator David Chytraeus, zu deutsch Kochhuf, aus Menzingen, den Kraichgau einen lieblichen, fruchtbaren Garten nennt, der mit Weinbergen, Äckern, Wiesen und Wäldern reich gesegnet, von außerordentlich vielen Menschen besiedelt und mit zahlreichen Städten, Dörfern und Burgen besät, dem Beschauer viel Genuß und Ergötzen bereite, so ist dies ein bemerkenswertes Zeugnis für die Lebens- und Leistungskraft der bäuerlichen Menschen im Kraichgau. Und dieses Zeugnis steht nicht allein. Auch der bekannte Kosmograph Sebastian Münzer lobt um die gleiche Zeit den Kraichgau als ein fruchtbares Land, das reich an Wein, Korn und geschlachten Bäumen sei.

Hundert Jahre später war dieses Bild aber anders, als Sturm und Brand des 30jährigen Krieges das Land verheert, die Fluren verwüstet, Dörfer und Städte verbrannt und entvölkert hatten. „Wo Korn, Frucht oder ander Ackerfeld gewesen war, da wuchsen Dornen und Sträucher“ heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, und die wenigen Menschen, die den Krieg überstanden hatten, lebten in bitterster Not und Armut. Trotzdem ging es nach dem Westfälischen Frieden wieder aufwärts mit neuem Mut und frischem Blut, mit Menschen, die aus allen Richtungen in den entvölkerten Kraichgau hereinstömten, besonders auch aus der Schweiz. Und auch ein General Melac, als Vollstrecker des Brand-

befehls Ludwigs XIV., der 40 Jahre später im orleanischen Erbfolge-Krieg die Kurpfalz und damit große Teile des Kraichgaus planmäßig und unbarmherzig plündern und niederbrennen ließ, vermochte nicht, das Land für dauernd zur Wüste zu machen.

Unter dem Zeichen der Aufklärung und der Schaffung freiheitlicher sozialer Ordnungen kam schließlich auch der Bauernstand wieder zu seinem Recht. Durch Anbau neuer Nutzpflanzen und Einführung besserer Geräte und Anbaumethoden, schließlich durch Flurbereinigungen, Bau von Feldwegen usw. konnte die Lage der Landwirtschaft, die ja bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts unser Leben beherrschte, wesentlich gehoben werden. Die schon aus der Germanenzeit herührende Flurverfassung hatte im Kraichgau zur Bodenbewirtschaftung von geschlossenen Dorfsiedlungen aus geführt. Einzelhöfe oder Hofgüter inmitten der zugehörigen Felder waren und sind im Kraichgau selten und hauptsächlich in wasserarmen Gegenden anzutreffen. Durch die frühe Einführung der Freiteilung des Grundbesitzes in der Erbfolge sind die Gemarkungen in zahllose Parzellen aufgeteilt, die, soweit Flurbereinigungen durchgeführt worden sind, nach Belieben eingebümt werden. Dadurch gleicht das Landschaftsbild einem buntgewebten Teppich in fast allen Farben und Schattierungen. Neben den herkömmlichen Pflanzen wie Getreide aller Art, Kartoffeln, Rüben, Raps, früher auch Mohn, Hanf und Flachs wächst hier alles, was in unserer Klimazone überhaupt gedeihen kann, wie Zuckerrübe, Tabak, Zichorie, Mais, im Bruhrain auch Spargel und Hopfen.

Auch der Obst- und Weinbau ist seit altersher im Kraichgau heimisch. Außer in ortsnahen Obstgärten war vornehmlich die Pflanzung von Obstbäumen in Streulage üblich geworden, wodurch der parkartige Charakter des Landschaftsbildes betont wurde. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist man vielerorts zu Gemeinschafts-Obstanlagen übergegangen. Der Weinbau, der seit

dem 18. Jahrhundert vernachlässigt war und sich nur an wenigen bevorzugten Lagen gehalten hatte, hat in neuerer Zeit wieder so stark aufgeholt, daß die meist von Winzergenossenschaften, voran von der Zentralkellerei Wiesloch, ausgebauten Kraichgauweine heute einen anerkannten Ruf haben, ja zu den Spitzenerzeugnissen deutscher Weine gehören.

### **Kraichgau, Land der Dörfer und Kleinstädte**

Die Vielfalt der natürlichen Grundlagen hat in der Besiedlung ihren Ausdruck gefunden. Der Kraichgau war schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit ein bevorzugter Anziehungspunkt für die verschiedensten Völkerschaften. Dies bezeugen Bodenfunde von im wahrsten Sinne epochaler Bedeutung. Vom „homo heidelbergensis“ aus den angeschwemmten Löß-Lehm-Schichten der Elsenz bei Mauer über die Michelsberger und Großgartacher Kultur zur Bronzezeit und weiter zur Eisenzeit über die keltische, römische, alemannische und fränkische Zeit führt eine ununterbrochene Kette bis zu den Zeiten, aus denen geschriebene Urkunden Genaueres berichten. Und so, wie in fortwährendem Wechsel Hügel und Täler, Fluren und Wälder sich ablösen, die von zahlreichen Bächen und Gräben durchzogen sind, finden sich die vielen kleinen Wohnplätze eingestreut, die größtenteils von der ersten urkundlichen Erwähnung an eigene Gemarkungen haben.

Von mehr als 200 Kraichgauer Siedlungen ist ein großer Teil bis zum 8. Jahrhundert, insgesamt etwa die Hälfte bis zum 11. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen, weitere 90 bis zum 14. Jahrhundert; nur ein kleiner Rest ist im 15. und 16. Jahrhundert gegründet. Dabei ist zu beachten, daß die Ersterwähnungen nicht mit der tatsächlichen Gründungszeit gleichgesetzt werden können. Die typische Siedlungsform des Kraichgaus ist das Haufendorf, vorzugsweise in den Tälern der Bäche an Berghänge angelehnt. Die

Größe der Gemarkungen und der Einwohnerzahl ist von jeher verschieden. Für die vereinzelt vertretene Theorie, daß die meisten der Orte sich von etwa gleichgroßen Urgemarkungen abgesondert hätten, gibt es kaum Anhaltspunkte. Zwar gibt es auch hier Rodungs- oder Ausbaudörfer, ihre Zahl ist aber verhältnismäßig gering. Besonders bei den Ausbaudörfern ist auch der Typ der Straßendörfer anzutreffen. Oft ist die spätere Gründung schon aus den Ortsnamen zu erkennen, z. B. Ruit bei Bretten, Rot bei Wiesloch, Dürrenbüchig bei Wössingen und schließlich die meisten Hausen- und Weiler-Orte. Vom Stift Odenheim aus sind die Dörfer Eichelberg und Waldangelloch in den Wäldern der Keuperberge angelegt worden. Am jüngsten sind die Orte an den Rändern der großen Forsten der Rheinebene, dem Hardtwald und dem Lußhardt, die sich sowohl in den Dorfanlagen, als auch im Volkstyp deutlich von den Dörfern im Kraichgau unterscheiden.

Viele Dörfer waren schon in früherer Zeit mit Marktrechten ausgestattet wie Kürnbach und Münzesheim, Derdingen, Odenheim, Östringen, Stein, Weingarten u. a. Einzelne Dörfer, altem Königsgut entstammend und bis zum ausgehenden Mittelalter im Reichsbesitz befindlich, führen heute noch mit Stolz den Reichsadler in ihren Ortswappen, z. B. Bauerbach, Zeutern sowie die späteren Städte Eppingen und Heildesheim.

Trotz des ausgeprägten bäuerlichen Charakters hat infolge der großen Aufsplitterung des Kraichgaus in die verschiedensten Herrschaftsbereiche eine verhältnismäßig große Zahl von Orten, z. T. schon recht früh, Stadtrechte erworben. Nur wenige davon sind allerdings wirkliche Städte selbst im einschränkenden Sinn der Landstädte geworden, und auch die städtischen Freiheiten waren meist recht problematisch. Wirkliche Städte haben sich überhaupt nur an den Rändern des Kraichgaus entwickelt, so im Westen Durlach (heute Stadtteil von Karlsruhe), Bruchsal, Wiesloch und gewissermaßen als

Eckpfeiler Heidelberg, im Süden ebenfalls als Grenzmarke Pforzheim, im Osten Heilbronn. Dem Kraichgau können aber nur Bruchsal, Wiesloch und Böckingen als Stadtteil von Heilbronn, links des Neckar, zugeordnet werden.

Im Inneren des Gebiets befinden sich die typischen Kraichgau-Landstädte Bretten, Eppingen und Sinsheim. Unter ihnen waren zunächst Sinsheim, dann von etwa 1100 ab Bretten Sitz der Kraichgaugrafen. Nach dem Übergang Brettens an die Kurpfalz war von 1349 ab Bretten als südlichste Stadt dieses Landes kurpfälzisches Oberamt und blieb auch während der badischen Zeit ebenso wie Eppingen als Sitz eines Bezirksamtes und anderer Behörden wohlbestallte Amtsstadt. Im Jahre 1924 mußte Eppingen diesen Rang an Sinsheim abgeben. Nachdem durch die Verwaltungsreform des Jahres 1936 der Amtsbezirk Bretten aufgelöst und seine Gemeinden auf die Amtsbezirke Karlsruhe, Bruchsal, Pforzheim und Sinsheim aufgeteilt wurden, hat sich neben Bruchsal zunächst nur noch Sinsheim als Kreisstadt zentrale Verwaltungsfunktionen erhalten können, diese aber durch die jüngste Kreisreform im Jahre 1972 auch verloren, so daß im inneren Kraichgau das letzte Verwaltungszentrum verschwunden und das Gebiet unter die vier Landkreise Karlsruhe, Rhein-Neckarkreis, Enzkreis und Heilbronn aufgeteilt ist.

Die meisten anderen Kraichgauorte, die heute noch oder wieder mit nicht geringerem Stolz als ihre größeren Schwestern das Prädikat Stadt tragen, verdanken diesen Vorzug größtenteils dem Machtstreben und Konkurrenzkampf der einstigen Territorialherrschaften, die Jahrhunderte hindurch mit allen Mitteln bemüht waren, größere Teile des Kraichgaus unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

Da waren die alten pfälzischen Städte *Heidelsheim* im Saalbachtal unmittelbar oberhalb der fürstbischöflich-speyerischen Residenz Bruchsal ebenso *Wiesloch* am Ausgang des Tales der Leimbach (Angelbach) den speyeri-

schen Bischöfen Hindernis und Bedrohung gewesen. Daher setzten sie ihnen die burgenweherten Bergstädtchen *Obergrombach* und *Rotenberg* gegenüber. Beide haben als Städte niemals eine Bedeutung erlangt, Rotenburg höchstens die, eine der kleinsten Städte Südwestdeutschlands zu sein. In dem Bestreben, eine Straße zum Rhein oder wenigsten zur wichtigen Nord-Süd-Fernstraße zu gewinnen, versuchte Württemberg über lange Zeit hinweg, unterhalb des alten Bergstädtchens *Gochsheim* durch Erhebung von *Unteröwisheim* im Kraichtal zur Stadt seine Position zu verbessern, desgleichen mit *Maulbronn* und *Knittlingen* oberhalb Brettens im Saalbachtal. Auch die Reichsritterschaft wollte sich nicht überspielen lassen und baute gegenüber den kurpfälzischen Städten *Sinsheim* und *Hilsbach* sowie gegenüber dem fürstbischöflichen *Waibstadt Zuzenhausen* zu einer Sperrfeste aus. Im ritterschaftlichen Leintal wurden *Kleingartach*, *Schwaigern*, *Großgartach* und *Fürfeld* mit Stadtrechten ausgestattet. Von Norden her drang schließlich auch Hessen in den Kraichgau ein, indem es sich in den Besitz der alten Reichsstadt *Wimpfen* und von Teilen des Marktfleckens *Kürnbach* setzen konnte. In der Rheinebene baute der Fürstbischof von Speyer kurze Zeit vor Ausbruch des 30jährigen Krieges das Dorf Udenheim zu einer mächtigen Landesfestung gegenüber der Kurpfalz aus und gab ihr den Namen *Philippsburg*. Die Stadtrechte von *Schwetzingen*, *Walldorf* (bei Wiesloch) und *Hockenheim* sind jüngeren Datums.

Vorzugsweise in diesen Städten hat sich ein Bürgertum herausgebildet, das auch unter eingeschränkten Stadtrechten und zeitweiliger Leibeigenschaft durch Tüchtigkeit und Wohlhabenheit Ansehen und gewisse Freiheiten und Mitspracherechte erlangt und eine Reihe hervorragender Köpfe hervorgebracht hat. Sie hier aufzuzählen und zu würdigen, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Stellvertretend für ihre große Zahl mögen hier nur die bedeutendsten genannt werden.

*Philipp Melanchthon* aus Bretten (1497—1560) Sohn des kurfürstl. Waffenschmieds Georg Schwarzerdt, Humanist und Reformator, der nicht nur als wichtigster Mann neben Luther, sondern weltweit als Wissenschaftler, Organisator und Reformator des höheren Schulwesens und der Universitäten wirkend mit dem seltenen Ehrentitel „Praeceptor Germaniae“ in die Geschichte eingegangen ist.

*Johannes Faust* aus Knittlingen (1480—1540), ein Alchemist, Arzt, Astrologe, Schwarzkünstler, ein Tausendsassa, der nach unstem, abenteuerlichen Leben zur Sagen-gestalt geworden ist und immer wieder bis zur Gegenwart Stoff zur literarischen Behandlung abgegeben hat. In dem 2 km von Maulbronn entfernten Knittlingen, das als Geburtsort Fausts gilt, ist im Faustmuseum mit Archiv eine einzigartige Sammlung von Erinnerungsstücken an diese schillernde Persönlichkeit und die Literatur, die sich mit ihr befaßt, zusammengetragen worden, die weitreichende Beachtung findet.

*David Chyträus* (1530—1600), Sohn des Pfarrers Mathäus Kochhaf zu Menzingen, Schüler und jüngerer Freund Melanchthons in Wittenberg, Dr. der Theologie, Universitätsprofessor in Rostock, weitgereister Reformator des Kirchen- und Schulwesens mit längeren Aufenthalten in Niederösterreich und der Steiermark, der mit seiner „Oratio“ von 1555 die erste landeskundliche Beschreibung des Kraichgaus verfaßt hat.

*Fritz Joß* aus Untergrombach, Ursäher und Führer des Bundschuhaufstandes im Kraichgau und in anderen süddeutschen Landschaften in den Jahren 1502 und folgende bis zum großen Bauernkrieg den Freiheitswillen des unterdrückten Bauernstandes schürend.

*Samuel Friedrich Sauter* aus Flehingen (1766—1846) Schulmeister, Heimatforscher und Heimatdichter, Urbild und einer der geistigen Väter des Biedermeier.

*Johann Jakob Astor* aus Walldorf bei Wiesloch (1763—1848), 1784 nach Nordamerika ausgewandert, dort vor allem im Pelzhandel zu großem Reichtum und Ansehen gelangt und als einflußreicher Grundstücksmakler „Landlord von New York“ genannt. Er galt als reichster Mann Amerikas.

*Friedrich Hecker* aus Eichersheim (1811—1881), Oberhofgerichtsadvokat, Mitglied der II. Kammer des badischen Landtags, Führer und Volksheld der badischen Revolution 1848/49, nach deren Niederschlagung in die Schweiz und später nach Nordamerika geflüchtet und dort als Oberst in der Armee der Nordstaaten kämpfend.

*Franz Sigel* aus Sinsheim (1824—1902), Kriegsminister der 1848er Revolutionsregierung und Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee, nach deren Niederlage flüchtig nach Amerika, dort General und legendärer Held der Nordarmee im Sezessionskrieg, dessen Erinnerung auch heute noch in den USA lebendig ist.

### **Kirchen und Klöster im Kraichgau**

Wo ein günstiges Klima, gute Bedingungen für die Bodenkultur und Anschlüsse an den Fernverkehr gegeben waren, die zu allen Zeiten die Mächtigen im Reich auf den Plan riefen, konnte auch die Kirche nicht fehlen. Den größten und nachhaltigsten Einfluß im Kraichgau vermochte sich das Hochstift Speyer zu verschaffen, denn als Fürstbistum hatte es bis zum Jahre 1806 die Landeshoheit über mehr als 40 Orte im Kraichgau, im Bruhrain und in der Rheinebene.

Den Schenkungen frommer Franken, die um ihr Seelenheil bangten, an das Kloster *Lorsch* (gegründet 764) verdanken wir den Großteil der Ersterwähnungen zahlreicher Siedlungen im Kraichgau. Die in den letzten Jahrzehnten besonders häufigen 1200-Jahrfeiern zahlreicher Kraichgauorte wären ohne die Aufzeichnungen dieser Schenkungen in dem berühmten Lorschener Kodex nicht möglich.

Etwas geringer an Zahl und Umfang, aber dennoch bedeutend und größtenteils früher als an Lorsch, waren die Zuwendungen von Gütern und Rechten an das Benediktinerkloster *Weißenburg* im Elsaß (gegr. 724).

Es war naheliegend, daß auch die Benediktiner von Hirsau (gegr. 830) sich einen Anteil zu sichern wußten, und fast selbstverständlich, daß auch das Zisterzienserkloster *Herrenalb* (gegr. 1149) und das sich nach Bernhardinischen Ordensregeln orientierende Frauenkloster *Frauenalb*, (gegr. zwischen 1160—1180), beide Stiftungen der Grafen von Eberstein, sich erklecklichen Besitz und Rechte im Kraichgau verschaffen konnten.

Für den nordostwärtigen Teil des Kraichgaves war das Ritterstift St. Peter in *Wimpfen im Tal* ein bedeutender geistlicher Mittelpunkt, dem bereits seit 965 mit dem unter bischöflich-wormsischem Schutz eingerichteten Peter- und Paul-Talmarkt, der sich bis heute erhalten hat, auch eine wirtschaftliche Bedeutung zukam. Die frühromanische Ritterstiftskirche in Wimpfen im Tal ist neben der berühmten Kaiserpfalz auf dem Berg ein vielbesuchtes und lohnendes Ausflugsziel.

Gegenüber diesen Schenkungsnehmern in entfernteren Gebieten und in den Randzonen des Kraichgaves waren Klostergründungen und Klosterbesitz im inneren Kraichgau vergleichsweise bescheiden.

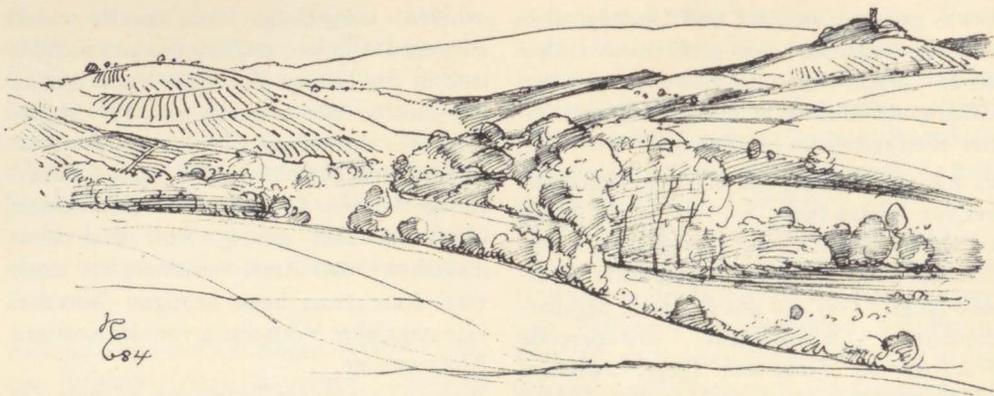
Um 1100 hatte sich in Sinsheim eine adelige Benediktinerabtei Besitz und Rechte in der Stadt und im Elsenzgau verschafft, die sie in die Lage setzten, die geistliche und weltliche Gewalt in diesem Raume zu vereinigen. Der Stiftsturm mit seiner freitragenden Kuppel kündigt heute noch vom einstigen Ansehen und ist ein nicht zu übersehendes Wahrzeichen Sinsheims. In dem einstigen Areal der Abtei ist heute das Jugendstift Sunnisheim eingerichtet.

Auch dem von den Kraichgaugrafen bzw. den Grafen von Bretten aus dem Geschlecht der Grafen von Lauffen um 1108 gestifteten Kloster *Odenheim* standen nicht nur in seiner

näheren Umgebung Hoheitsrechte über mehrere Dörfer zu, sondern es hatte auch bis weit in das heutige Zabergäu hinein bis an den Neckar Besitz. Im Jahre 1494 ist das Kloster in ein adeliges Chorherrenstift umgewandelt und als solches 1507 nach Bruchsal verlegt worden. Die Überreste des Klosters Odenheim sind gering. Von dem einst mauerbewehrten Areal vermitteln nur noch zwei Rundtürme beim heutigen Stifterhof eine ungefähre Vorstellung von der einstigen Klosteranlage.

Wesentlich größere Bedeutung erlangte das im Jahre 1147 gegründete Zisterzienserkloster *Maulbronn* im Salzachtal, das sogar die Stellung einer reichsunmittelbaren Abtei erlangen konnte. Die Schirmvogtei über Maulbronn ist 1361 an die Kurpfalz und nach Eroberung im bayerischen Erbfolgekrieg 1504 an Württemberg übergegangen. Durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) erlangte Württemberg das Recht zur Reformierung des Klosters. Seit 1649 ist es nicht mehr klösterlich genutzt und beherbergt bis heute ein evangelisches theologisches Seminar. Maulbronn ist die besterhaltene Zisterzienseranlage in Deutschland. Vor allem die Klosterkirche ist von besonderer Schönheit und kunsthistorischer Bedeutung. Bemerkenswert ist, daß in diesem Kloster auch der berühmte (Dr.) Johannes Faust unter dem Abt Entenfuß sich als Schwarzkünstler und Goldmacher betätigt haben soll. Ein Turm, der ihm als Wohnung und Versuchsraum gedient habe, heißt Faustturm.

Im Pfinzgau, auf ursprünglich Grötzingen, später Durlacher Gemarkung, war auf ehemaligem Besitz des Klosters Weißenburg im Jahre 1094 das Benediktiner-Kloster *Gottesau* gegründet worden. Dieser Klostergründung verdanken mehrere Rodungen und Dorfgründungen um Karlsruhe und im Hardtwald ihre Entstehung. Das Kloster hatte in wenigstens 15 Dörfern des Pfinzgaves und der Hardt Eigentumsrechte. Nach der Reformation ist das Kloster aufgehoben und abgebrochen worden. Auf dem Kloster-



Ravensburg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

areal ließ Markgraf Ernst Friedrich 1588—1594 ein Jagd- und Lustschloß im Renaissancestil erbauen, das 1689 zerstört, 1740 restauriert und später als Kaserne genutzt wurde. Durch die Eingemeindung von Durlach in die Stadt Karlsruhe ist das „Gottesauer Schloßchen“ aus seiner ursprünglich abseitigen Lage zu einem innerstädtischen Baudenkmal von Karlsruhe geworden. Im Jahre 1944 durch feindliche Fliegerbomben zerstört, war das Schicksal der Ruine lange umstritten, bis man sich 1978 zum Wiederaufbau in seiner ursprünglichen Gestalt entschlossen hat. Bei den Bauvorbereitungsarbeiten wurden wesentliche Erkenntnisse über die einstige Klosteranlage gewonnen. Mit der Fertigstellung des Wiederaufbaues ist in absehbarer Zeit zu rechnen. Der Neubau soll die Musikhochschule aufnehmen.

Am Übergang vom Kraichgau zum kleinen Odenwald hat sich an der Lobbach gegen Ende des 12. Jahrh. das Kloster *Lobfeld* Besitz und Rechte in der Umgebung bis nahe Heidelberg erworben. Ursprünglich für Augustiner-Chorherren gegründet, war es seit Anfang des 13. Jahrh. Frauenkloster. Zur Kurpfalz gehörig, dauerte seine klösterliche Wirksamkeit aber nur bis zur Reformation. Von der einstigen Klosteranlage ist nur das Querschiff der romanischen Klosterkirche,

das im 15. Jahrh. erbaute Langhaus, das Pförtnerhaus und Teile der Klostermauer erhalten. Die Überreste sind neuerdings fachgerecht restauriert worden. Im Chor der Kirche sind romanische Wandmalereien aus dem 13. Jahrh. bemerkenswert.

Daneben gab es noch eine Reihe kleinerer Klöster im Kraichgau z.B. das des Wilhelmitenordens in Mühlbach bei Eppingen, ferner Filialen oder klösterliche Bauhöfe, so in Weißhofen bei Bretten, in Derdingen (heute Oberderdingen) und Kürnbach, um nur einige zu nennen. Neben klösterlichen Überresten verdienen auch noch einige weniger bekannte kirchliche Bau- und Kunstdenkmäler Beachtung, so die kath. Stadtkirche in Eppingen von 1435 mit Resten von Wandmalereien aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und die Burgkapelle in Obergrombach bei Bruchsal aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit einer einzigartig erhaltenen Ausmalung aus der Bauzeit nach Bildvorstellungen aus der Zeit um 1400. Kunsthistorisch besonders interessant ist die Magdalenenkirche in Flehingen-Sickingen von 1523 mit ihren großartigen Epitaphien und Statuen der Familie von Sickingen, aber auch die Dorfkirchen von Kürnbach und Sulzfeld sowie die Stadtkirche von Neckarbischofsheim. Die dortige Totenkirche auf dem Friedhof mit zahlreichen al-

ten und neueren Grabmälern der Herren von Helmstadt ist eine einzigartige Grablege dieses Kraichgauer Adelsgeschlechts.

Der besondere Typ der sogenannten Wehrkirchen, hinter deren Mauern sich einst in Kriegszeiten die dörfliche Bevölkerung mit Vorräten und Vieh in Sicherheit bringen konnte, ist in Kieselbronn bei Pforzheim und in Lienzingen bei Mühlacker erhalten.

In diesem Zusammenhang ist auch noch auf eine Institution hinzuweisen, die weniger sakrale als kultur- und kunsthistorische sowie allgemeinwissenschaftliche Bedeutung hat, die museale Erinnerungsstätte an Leben und Wirken einer der bedeutendsten Männer, die aus dem Kraichgau hervorgegangen sind, Philipp Melanchthon. In dem eindrucksvollen Museumsgebäude in Bretten, zwischen 1897—1903 in neugotischem Stil an der Stelle des Geburtshauses des europaweit bekannten großen Gelehrten am Marktplatz errichtet, werden hier neben künstlerisch wertvollen Statuen der wichtigsten Reformatoren, Wandgemälden, Städte- und Fürstenwappen eine große Auswahl an sonstigen Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, seltenen Drucken und Handschriften Melanchthons und vieler berühmter Zeitgenossen aus Theologie, Humanismus und sonstigen Wissenschaften, Kunst und Politik mit ihren Bildnissen oder Familienwappen, ferner eine reichhaltige wissenschaftliche Bibliothek von und über Melanchthon mit vielen Unika und Frühdrucken sowie eine Münzen- und Medaillensammlung aus und über die Reformationszeit gezeigt, wie sie in solcher Qualität und Menge sonst nirgends anzutreffen sind.

### **Wege, Straßen und Eisenbahnen**

Die geringe Höhe der Kraichgauhügel mit ihren meist sanften Steigungen, die offenen, nicht sehr breiten und oft völlig trockenen Täler wie auch die mäßige Größe der Waldungen waren zu allen Zeiten sowohl für die zwischenörtlichen Beziehungen als auch für den Fernverkehr besonders günstig. Wäh-

rend die Waldgebirge Schwarzwald und Odenwald für Warentransporte und Heereszüge beinahe unübersteigbare und gefährliche Barrieren bildeten, bot der dazwischenliegende Kraichgau die Vorteile einer riesigen Verkehrsbrücke zwischen West und Ost, vom Oberrhein nach Schwaben, Bayern und den Donaulanden und in umgekehrter Richtung. Kriegszüge und Völkerwanderungen, Kaufmannsgeleite und Postlinien, die sich seit urdenklicher Zeit dieser Landbrücke bedienten, waren die Ursachen für ein dichtes Wegenetz.

Im Lößland des Kraichgaves haben sich vor allem zahlreiche Hohlwege zu einem typischen Landschaftsmerkmal herausgebildet. Ihre Entstehung geht, einerlei ob heute Feldweg oder höheren Zwecken dienend, auf den Verkehr früherer Zeiten zurück, mögen es ursprünglich nur Wanderpfade von Händlern, Krämern, Pilgern und Boten oder schon Wege für schwerere Karren und Wagentransporte von Heereszügen gewesen sein. Die Radspuren der Fuhrwerke, die durch das abfließende Regenwasser ausgewaschen wurden, haben sich im Laufe der Jahrhunderte vertieft und diese Einschnitte in das Gelände hinterlassen. An den Tiefen der Hohlwege läßt sich so gewissermaßen das Alter der Wege und Straßen ablesen.

Es gibt aber auch alte Verkehrswege, die die Täler meiden und sich auf den Höhenzügen, vorzugsweise den Gemarkungsgrenzen folgend, entlangziehen. Sie führen zum großen Teil bezeichnende Namen wie Hochstraße, hohe Straße, Heerweg, Hertweg und ähnlich.

Die Geschichte der bedeutenderen Straßen im Kraichgau wird erst zur Römerzeit teilweise faßbar. Am Hügelsaum gegen die Rheinebene zieht die Bergstraße, heute Bundesstraße Nr. 3, von Heidelberg über Wiesloch — Bruchsal — Durlach — Ettlingen gen Süden. Sie ist eine uralte Fernstraße, deren Ursprung kaum zu datieren ist. An dieser auch von den Römern benützten Straße haben sich von jeher die in allgemein ostwärti-

ger Richtung verlaufenden Verbindungsstraßen meist den Flußtälern folgend aufgereiht. Ihre Verkehrsbedeutung war nicht immer gleich. Für die Benützung war entscheidend die herrschaftliche Zuweisung entsprechend dem Reisezweck und den Benutzern (Messebesucher, Warentransporte, Truppendurchmärsche, Reisen von Fürstlichkeiten usw.). Der Zustand der Straßen und die gewünschte Reiseroute waren nicht ausschlaggebend. Schließlich haben die oft umstrittenen Geleitsrechte, die für die Inhaber wegen der damit verbundenen Einnahmen wichtig waren, oft dazu geführt, den Verkehr möglichst auf die Straßen des eigenen Territoriums zu ziehen. Die nachfolgend skizzierten wichtigsten Straßenverbindungen durch den Kraichgau, können nur andeutungsweise die früheren Verkehrsverhältnisse darstellen.

Beginnen wir im Norden. Hier verlief die von Worms über Ladenburg — Neuenheim führende Römerstraße, auch im Mittelalter noch benutzt, von Heidelberg ostwärts nahe dem Neckar als Mosbacher Straße über diese Stadt nach Würzburg. Von dieser Straße zweigte bei Lobenfeld in südostwärtiger Richtung eine Straße ab, die über Epfenbach — Helmstadt — Barga — Siegelsbach nach Wimpfen führte. Dieses den Kraichgau tangierende südliche Gabelstück war eine unmittelbare Verbindung zwischen Worms und Wimpfen.

Weiter südlich kreuzte die sehr wichtige von Speyer kommende Straße bei Walldorf — Wiesloch die Bergstraße und führte in allgemein ostwärtiger Richtung nach Sinsheim — Wimpfen und weiter nach Nürnberg — Passau nach Ungarn. Ein Abzweig von Sinsheim in südostwärtiger Richtung über Steinsfurt — Richen und den Heuchelberg — Brackenheim stellte die Verbindung nach Cannstatt her.

Von der römischen Station Stettfeld nördlich Bruchsal ausgehend zweigte ebenfalls eine Straße mit dem Fernziel Cannstatt ab. Ihr Verlauf ist nur teilweise belegt. Im Mittelalter hatte sie keine Bedeutung mehr.

In kurzem Abstand weiter südlich führte von Ubstadt aus eine Straße zunächst das Kraichtal aufwärts über Unteröwisheim — Münzesheim, dann über Oberacker abschwendend nach Bauerbach — Gölshausen zur Knittlinger Steige und weiter über Maulbronn nach Illingen, wo sie auf die alte Römerstraße traf. Eine weitere, ebenfalls von Speyer ausgehende Straße wohl auch römischen Ursprungs verlief nach dem Rheinübergang bei Speyer in allgemein süd-südöstlicher Richtung über Wiesental — Hambrücken — Forst nach Bruchsal, von hier das Saalbachtal aufwärts über Bretten — Knittlingen — Maulbronn — Illingen, dort in die alte Römerstraße einmündend nach Cannstatt. Sie war als Teilstück der großen Handelsstraße von Oberitalien — Oberschwaben nach den Niederlanden als „freie Reichsstraße“ die wichtigste und bekannteste Straße durch den Kraichgau und ist es als eine der meistbefahrenen Straßen in Deutschland, als Bundesstraße 35, bis heute geblieben.

Von großer Bedeutung für den südlichen Kraichgau war die Abzweigung der letztgenannten Straße von Bretten nach Pforzheim, wohl ebenso alt wie die „freie Reichsstraße“ selbst. Es waren eigentlich zwei fast parallel verlaufende Straßen, eine von Bretten über Rinklingen — Sprantal — Göbrichen — Pforzheim, die andere von Bretten über Ruit — Bauschlott — Pforzheim. Der letztgenannten folgt im großen und ganzen die heutige Bundesstraße 294.

Von Bruchsal ausgehend ist seit Anfang des 15. Jahrhunderts eine Abzweigung von der Bergstraße nach Südosten in das Grombachtal bekannt, die von Obergrombach nach Singen bzw. Stein in das Pfinztal überwechselte. Pfinzaufwärts erreichte sie Pforzheim und von da in verschiedenen Abzweigungen den Zugang in den Nordschwarzwald.

Abweichend von den allgemein von Westen nach Südosten verlaufenden Straßen hat im Mittelalter eine von Straßburg ausgehende, von Durlach aus nordostwärtige Richtung einhaltende Straße ohne sich an Flußtälern

zu orientieren, von Durlach über Berghausen — Bretten — Eppingen — Schwaigern nach Heilbronn große und bleibende Bedeutung erlangt. Die heutige Bundesstraße 293 hat, grob gesehen, den gleichen Verlauf. Durch die Kreuzung dieser Straße mit der obengenannten „freien Reichsstraße“ in Bretten war diese Stadt schon im Mittelalter zu einer „Verkehrsdrehscheibe ersten Ranges“ geworden.

Die gleiche Richtung hält auch die von der Bergstraße bei Langenbrücken abzweigende heutige Bundesstraße 292 ein, die über Eichterstheim — Sinsheim — Waibstadt — Aglasterhausen dem Neckarübergang bei Obrigheim zustrebt und damit jenseits des Neckar die Verbindung zur Stadt Mosbach und weiter zum Bauland und zum Taubergrund herstellt.

Im inneren Kraichgau ist noch die Bundesstraße 45 auffallend, die von Sinsheim ausgehend in allgemein nord-nordwestlicher Richtung dem Lauf der Elsenz folgend nach Neckargemünd führt und dort in die Neckartalstraße einmündet.

Schließlich sind als jüngste, moderne Landverbindungsstraßen zwei Autobahnen zu erwähnen, die wie die typischen West-Ost-Straßen des Kraichgaus in nordwest-südöstlicher Richtung verlaufen: die ältere, südliche, von Karlsruhe-Durlach über Pforzheim nach Stuttgart, den Kraichgau allerdings nur tangierend und die jüngere, nördliche, mitten durch das Herzstück des Kraichgaus und dadurch auch als Kraichgau-Autobahn bezeichnet, von Walldorf über Sinsheim nach Heilbronn. Bei ihrer Planung und Ausführung brauchte, schon der fortgeschrittenen Straßenbautechnik wegen, anders als bei der Anlage der alten Straßen, viel weniger Rücksicht auf Geländeschwierigkeiten genommen zu werden. Ihre Streckenführung war vor allem von Überlegungen der Schnelligkeit und Zeitersparnis diktiert. Sie dienen der Verbindung von Ballungsräumen und dem Fernverkehr, wobei die südliche den aus Süden, die nördliche den aus Norden kom-

menden West-Ost-Verkehr aufnimmt und damit das alte Straßennetz des Kraichgaus entlastet.

Den Straßenführungen durch den Kraichgau haben sich zum großen Teil auch die Eisenbahnlinien angepaßt. Der große Nord-Südverkehr auf der rechtsrheinischen Rheintalstrecke rollt auf einem Schienenweg, der im wesentlichen parallel zur Bergstraße (Bundesstraße 3) verläuft. Ähnlich den vorgenannten Straßen zweigen von hier aus Stichbahnen in die Kraichgautäler ab. So führt vom Bahnhof Wiesloch-Walldorf aus je eine Nebenbahnlinie in das Tal der Leimbach und der Gauangelbach bis Schatthausen. Eine andere Nebenbahnlinie nimmt von Wiesloch aus den Weg durch das Waldangelbachtal hinauf bis Waldangelloch. Von Bruchsal aus besteht eine Nebenbahnverbindung über Ubstadt durch das Kraichbachtal bis Menzingen. Eine zweite Strecke, ebenfalls von Bruchsal ausgehend, hat über Ubstadt — Stettfeld das Katzenbachtal bis Odenheim und darüber hinaus Eichelberg und Hilsbach an das Schienennetz angeschlossen.

Den großen vom Rheintal nach Osten abzweigenden Fernverkehr nimmt von Bruchsal aus die Bundesbahnstrecke über Bretten — Mühlacker — Stuttgart auf, die im wesentlichen parallel zur Bundesstraße 35 verläuft. Der auf der Rheintalstrecke aus südlicher Richtung kommende Eisenbahnverkehr, der nach Osten abzweigt, wird von Karlsruhe-Durlach aus durch das Pfinzthal über Pforzheim — Mühlacker geleitet, wo er mit der durch das Saalbachtal führenden Strecke zusammentrifft.

Den inneren Kraichgau hat seit 1879/80 die quer durch die Landschaft und weitgehend mit der Bundesstraße 293 gleichlaufende Kraichgaubahn von Karlsruhe-Durlach über Bretten und Eppingen nach Heilbronn erschlossen. Die Stadt Bretten ist damit auch zum Eisenbahnknotenpunkt geworden.

Im nördlichen Kraichgau stellt von Neckargemünd aus das Elsenztal aufwärts bis Sinsheim und weiter in südöstlicher Richtung

eine Bundesbahnstrecke das große Neckarknie abschneidend eine Verbindung zwischen dem unteren Neckar und Bad Wimpfen sowie Heilbronn her. Von dieser Strecke zweigt von Meckesheim eine Seitenlinie in das Schwarzbachtal ab, die über Aglasterhausen führend in Neckarelz die Neckartalbahn erreicht. Bei Neckarbischofsheim gabelt sich eine weitere Strecke nach Obergimpfern und Hüffenhardt ab.

Die Darstellung des Eisenbahnnetzes im Gebiet zwischen Schwarzwald und Odenwald wäre unvollständig ohne Erwähnung der Zabergäubahn, die von Lauffen am Neckar aus als Stichbahn in ost-westlicher Richtung das Zabertal aufwärts über Brackenheim — Güglingen bis Leonbronn (heute Burgbronn) verläuft. Die lange angestrebte und nach dem Ersten Weltkrieg nahezu fertiggestellte Verlängerung der Strecke über Kürnbach — Knittlingen nach Bretten ist nicht mehr in Betrieb genommen worden. Sie hätte zweifellos die vielfältigen historischen, wirtschaftlichen und familiären Beziehungen zwischen Zabergäu und Kraichgau begünstigt. Die Dämme, Brücken und sonstige Bauten der Strecke sind inzwischen fast vollständig beseitigt worden.

Trotz der immer noch ansteigenden Entwicklung des Straßenverkehrs haben die bestehenden Nebenbahnstrecken auch bei stark zurückgegangener Rentabilität immer noch Bedeutung für die abgelegenen Gebietsteile, wengleich ihre Erhaltung immer wieder in Frage gestellt wird. Eine Stilllegung ohne Ersatz durch Omnibuslinien würde für solche Gebiete empfindliche und kaum zumutbare Rückschritte bringen.

Andererseits beschäftigt ein riesiges Neubaulprojekt der Bundesbahn seit mehr als einem Dutzend Jahren die Gemüter im Kraichgau. Es handelt sich um den Bau einer *Schnellbahnstrecke zwischen Stuttgart und Mannheim*, die ungeachtet der seit 1853 bestehenden Bahnverbindung über Bretten — Bruchsal die beiden Ballungszentren auf kürzestem Weg verbinden wird. Nach den abschnitts-

weise durchgeführten, z.T. langwierigen Planfeststellungsverfahren wird die Neubaulstrecke in fast gerader Linie von Stuttgart aus in nordwestlicher Richtung das Stromberggebiet und den Kraichgau durchziehen, nördlich von Bruchsal in die Rheinebene eintreten und dort in allgemein nördlicher bzw. nordwestlicher Richtung Mannheim erreichen. Zur Abmilderung der gravierendsten Eingriffe dieses Jahrhunderts in das Landschaftsgefüge und -bild des Kraichgaus, vor allem auch zur Minderung von Lärmbelastigungen, werden über 30 km in Tunnels, rd. 40 km in Einschnitten verlaufen, Geländeunterschiede mit Brücken bis zu 750 m Länge und bis zu 40 m Höhe überwunden werden. Der Unterbau wird für Fahrgeschwindigkeiten von 200 bis 300 Stundenkilometern ausgelegt werden.

Mit den Bauarbeiten wurde bereits 1977 in der Rheinebene von Mannheim ausgehend begonnen. Seit 1983 sind auch im Kraichgau entlang der festgelegten Trasse riesige Baustellen eingerichtet, an denen geradezu gigantische Erd- und Materialbewegungen im Gange sind. Riesige Baukräne, ein Netz von Baustraßen, gewaltige Ausschachtungen für die Widerlager der Brücken und ein nicht abreißender Verkehr von schweren Baufahrzeugen und Lastwagen haben hier von der fruchtbaren Landschaft Besitz ergriffen. Eine (unter mehreren) bei Bauerbach angelegte Erddeponie im Ausmaß von 35 ha muß etwa 1,7 Millionen m<sup>3</sup> Aushubmaterial von Geländeeinschnitten und Tunnelbauten aufnehmen, bis es später zur Wiedereindeckung oder geeigneten Modellierung verwendet werden kann.

Die z.T. vorhersehbaren Verluste wertvoller Ackerböden, Nutzungsausfälle, Einschränkung der Bewirtschaftungsmöglichkeiten, Lärmbelastigungen und unabsehbare Folgeschäden haben zahlreiche Einwendungen und gerichtliche Klagen ausgelöst, wobei mancherlei Änderungen und Verbesserungen erreicht worden sind. Der Bau der Schnellbahn ist aber beschlossene Sache, und man

kann nur hoffen und wünschen, daß sie den erwarteten mit so riesigem Kostenaufwand befrachteten Effekt einfahren könne, die aufgerissenen Wunden in der Landschaft bald wieder geschlossen und die Dauerschäden für Landschaft und Bewohner in Grenzen gehalten werden. Mit der Inbetriebnahme der Schnellbahn wird in den Jahren 1991–1992 gerechnet.

### **Landschaft im Wandel**

Als eine von Natur aus für die Bodenkultur bestimmte Landschaft war der Kraichgau von den frühesten Epochen der Geschichte an bis in die Gegenwart ein Bauernland. Das sehr günstige Klima, das sich beispielsweise im Raum um Bretten mit einer Jahresmitteltemperatur von  $9,4^{\circ}\text{C}$  nur unwesentlich von dem der Rheinebene mit  $10^{\circ}\text{C}$  unterscheidet, und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens sind von jeder landsuchenden Völkerschaft rasch erkannt und genutzt worden. Rohstoffe für andere Betätigungen der Bevölkerung stehen nur in geringer Auswahl an. Mit der Herstellung von Töpferwaren, Ziegeln und Backsteinen aus Ton und Lehm und mit der Verarbeitung anfallenden Holzes aus den Wäldern für Bauzwecke, Geräte, Möbel und für Heizung waren die Möglichkeiten der Verwertung einheimischer Rohstoffe nahezu erschöpft. In geschichtlicher Zeit weiß man von Salzvorkommen im Salzachtal und vom Betrieb einer Saline in Bruchsal.

Als Seltenheit ist eine Erzgewinnung bei Wiesloch und dem angrenzenden Nußloch verbürgt, wo schon seit dem 8. Jahrhundert Bergbau auf Silber und Blei, später auch auf Eisen und Zinkblende betrieben wurde. Noch um 1850 waren damit etwa 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt. Durch Erschöpfung der Erzlager ist der Betrieb zu Anfang unseres Jahrhunderts eingestellt worden. Einige Überreste der Stollen sind erhalten und noch zu besichtigen.

Im Muschelkalkgebiet des Kraichgaus war von etwa 1725 ab auch nach sog. Bohnerzen (Brauneisenstein) gegraben worden, so bei Dürrenbüchig, Oberöwisheim, Bauerbach und noch in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei Wössingen. Die gewaschenen Erze wurden an auswärtigen Plätzen verhüttet. Ergiebigkeit und Verdienst waren aber zu gering, um die Grabungen fortzusetzen.

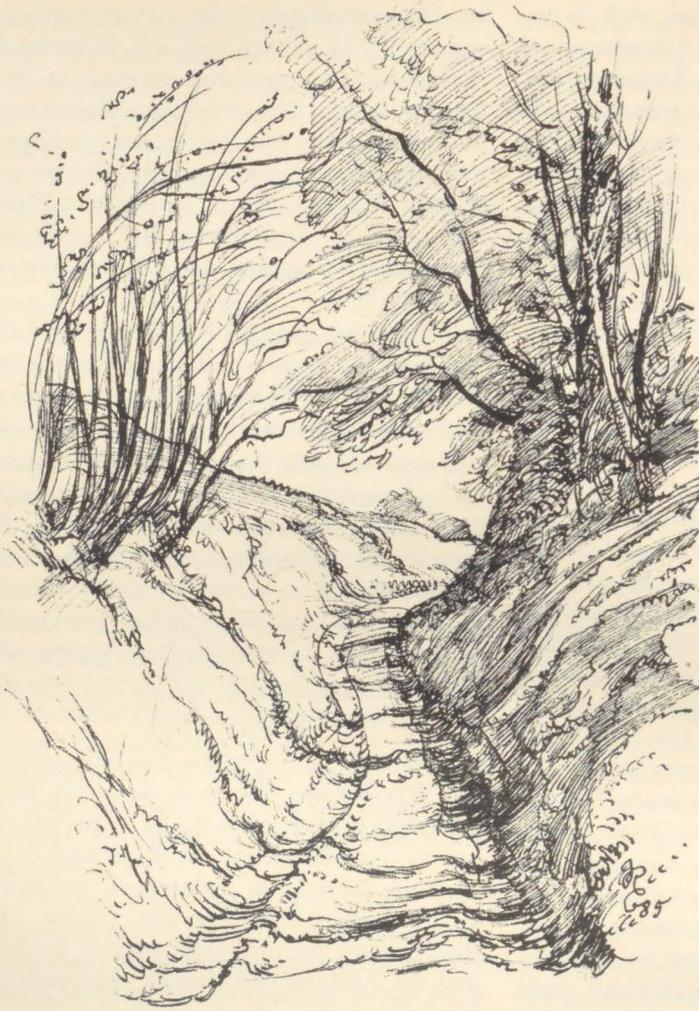
Aus Lagen mit geringerer Lößdecke auf dem anstehenden Gestein lieferten Steinbrüche das Material für Haus- und Straßen-, später auch Eisenbahnbauten.

Auf alter Tradition beruhend wird bei Maulbronn in der Randzone gegen den Stromberg in zwei Natursteinbetrieben roter Sandstein für Bau-, Steinmetz- und Plattenarbeiten gewonnen.

Gelber Sandstein war bei Sulzfeld und Mühlbach bei Eppingen Grundlage für handwerkliche Steinhauerbetriebe, die aber in neuerer Zeit fast alle eingegangen sind.

Lediglich die bereits im Zusammenhang mit den Wasserläufen erwähnten Schwefel- und Solequellen haben in der Saline zu Rapp nau und in den Heilbädern am West- und Ost rand des Kraichgaus andauernde kommerzielle Erfolge erbracht. Die Saline in Rapp nau ist seit 1973 nicht mehr in Betrieb und die Anlagen sind danach abgebrochen worden.

Im übrigen beschränkten sich die Möglichkeiten gewerblicher Tätigkeiten auf die Verarbeitung von Landesprodukten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde beispielsweise Krapp angebaut, der in Krappmühlen zu Färberröte gemahlen wurde. Ebenso gab es Versuche der Seidenraupenzucht. Beide Experimente wurden bald wieder aufgegeben. Als ständige Verarbeiter von Landesprodukten sind noch die Getreidemühlen zu erwähnen, die meist nur für das eigene Dorf arbeiteten, allenfalls noch für die Orte, die keine eigenen Mühlen hatten. Bei den Ölmühlen war der Kundenkreis etwas weiter gespannt.



Nur in den Städten am Rande des Kraichgaus hat sich im vergangenen Jahrhundert einige Industrie angesiedelt, die außer einheimischen Erzeugnissen auch herangeführte Rohstoffe verarbeitete. Im inneren Kraichgau wurden erst nach der Inbetriebnahme der Eisenbahnen die Möglichkeiten der Industrieansiedlung wahrgenommen. Während beispielsweise die Anfänge der Brettener Industrie in diese Zeit zurückreichen, zeigten

sich in anderen vergleichbaren Städten erst später, meist erst in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, Ansätze industrieller Fertigung. In der Zeit des Wiederaufbaus nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg wurde dies anders. Von da an sind auch in manchen Dörfern, in denen bis dahin die Landwirtschaft das Leben beherrschte, mehr und mehr Fabrikations- und Industriebetriebe der verschiedensten Art eröffnet wor-

den, die bald das Gesicht dieser Dörfer und die Lebensgrundlagen ihrer Bewohner verändert haben.

Aber auch im urtümlich bäuerlichen Bereich haben sich in den letzten Jahrzehnten einschneidende, ja grundlegende Wandlungen vollzogen. Die Zeiten, in denen die zahllosen Parzellen der Ackerfluren meist in kleinbäuerlichen Familiengemeinschaften bewirtschaftet wurden und die altgewohnten Feldarbeiten mit Pflug oder Egge, mit Kuh- oder Pferdegespann sowie die Arbeiten „von Hand“ mit Hacke, Sense, Sichel und Rechen erledigt werden mußten, sich also emsiges Leben auf den Fluren regte, haben sich geändert. Durch Flurbereinigungen und freiwillige Zusammenlegungen sind größere Flurstücke entstanden, die rationeller bewirtschaftet werden können.

Die unzureichenden Betriebsflächen der einzelnen Landwirte sind damit aber nicht verbessert, sondern durch den Ausbau des Feldwegenetzes noch etwas verringert worden. Die gesamtwirtschaftliche Lage der Kleinbauern ließ neben der Eigenversorgung der Familie mit Lebensmitteln im Vergleich mit anderen Berufsgruppen keinen Spielraum mehr zu und konnte nur durch den Anbau von Handelsgewächsen wie Zuckerrüben, Zichorie und besonders Tabak verbessert werden. Eine Folge des vermehrten Tabakanbaues war die Einrichtung einiger Zigarrenfabriken, besonders im Bruhrain, die auch Möglichkeiten der Lohnarbeit im Ort oder in der unmittelbaren Nachbarschaft eröffnete. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist auch noch der feldmäßige Anbau von Arzneipflanzen und Gemüse hinzugekommen.

Die fortdauernde Beengtheit hatte schon vor Jahren viele Kleinbauern gezwungen, in nahegelegenen Industriebetrieben oder bei Bahn oder Post Arbeit anzunehmen und ihre Grundstücke als Nebenerwerbslandwirte zu bebauen. War in diesen Kleinbetrieben zunächst in aller Regel auch Viehhaltung inbegriffen mit Stall- und Feldarbeiten, die gro-

ßenteils von Frau und Kindern geleistet werden mußten, so war man zur Verminderung der Arbeitsbelastung allmählich dazu übergegangen, auch kleinere Maschinen anzuschaffen und in weiterer Folge die Zugtiere durch leichte Traktoren zu ersetzen. Da aber alle diese Notlösungen auf die Dauer keine grundlegende Verbesserung der Verhältnisse versprachen, haben in den letzten Jahrzehnten die meisten Klein- und Nebenerwerbslandwirte ihre unrentablen Betriebe aufgegeben. Von den betroffenen Familien werden heute allenfalls noch einzelne Grundstücke gartenmäßig umgetrieben.

Andererseits haben die wenigen verbliebenen oder sich neu etablierten Haupterwerbslandwirte durch Pacht oder Kauf die freigewordenen Flächen übernommen und so ihre Betriebe in einem Ausmaß aufstocken können, wie es zu keiner Zeit vorher möglich gewesen war. Wo einst die Kleinlandwirte im Durchschnitt über Betriebsflächen von 3 bis 4 ha verfügten, sind heute bei Haupterwerbslandwirten Betriebsgrößen von 25, 50 oder 100 und mehr ha keine Seltenheit mehr.

Nach solchen Strukturveränderungen richten sich Anbaumethoden und Fruchtfolge schon lange nicht mehr nach dem Eigenbedarf der Familien, sondern werden von rationellen Überlegungen bestimmt. Es wird keineswegs mehr alles angebaut, was in dieser Klimazone gedeihen kann und brauchbar wäre, sondern nur, was Nachfrage und Markt aufnehmen und bei verringerten Arbeitsaufwand die besseren Erlöse bringt. Was einst bei jedem noch so kleinen landwirtschaftlichen Betrieb selbstverständlich war, Rindvieh- und Schweinezucht, ist nicht mehr allgemein. Wo Rindviehhaltung noch vorhanden ist, dient sie fast ausschließlich der Milcherzeugung. Pferde werden nicht mehr als Zugpferde, sondern als Reitpferde gezüchtet. Auch die Schweinezucht ist spezialisiert in Ferkel- und Schlachtierzucht.

Alle diese Umstellungen haben auch das Äußere der Hofstellen und das Landschaftsbild verändert. Die Felder, durch einseitige An-

baumethoden ohnehin nicht mehr so bunt wie früher, haben durch Beseitigung von Streuobstbäumen und Hecken wegen gewisser Behinderungen der maschinellen Bestellung vieles von ihrem früheren Charakter verloren und werden zunehmend eintöniger. Schlimmer ist die in übersteigerten Maßnahmen bei Flurbereinigungen erfolgte Zuschüttung vieler Hohlwege zu bewerten, wodurch landschaftstypische Eigenheiten zerstört wurden und letzte Rückzugsmöglichkeiten für bedrohte Pflanzen und Tiere unwiederbringlich verloren gegangen sind. Es ist dringend geboten, daß nicht nur einer weiteren Ausräumung der Landschaft ein Ende gesetzt, sondern durch neue Baum- und Heckenpflanzungen die schlimmsten Auswirkungen gemildert und damit auch etwas für die Wiederherstellung des ursprünglichen parkartigen Landschaftsbildes getan wird.

Für eine Strukturverbesserung ermunternd sind die schon vor einiger Zeit eingeleiteten

Bemühungen, den Kraichgau mehr als bisher als Erholungs- und Bäderlandschaft bekannt zu machen. Sie werden hauptsächlich von der „Arbeitsgemeinschaft Erholungsgebiet Kraichgau“ getragen und haben auch bereits ansehnliche Erfolge erbracht, zumal der Kraichgau im Landesentwicklungsplan offiziell als Naherholungsgebiet ausgewiesen ist. Neben der Schaffung ansprechender Erholungs- und Freizeiteinrichtungen in zahlreichen Orten, haben Initiativen auf gastronomischem Gebiet Voraussetzungen für Unterkunft und Verpflegung der Erholungssuchenden wesentlich verbessert. Weitere Maßnahmen sind in Vorbereitung. Die liebliche und ruhige parkartige Landschaft mit vielen versteckten Reizen, ihren Wäldern, Bächen, Seen, Wiesen und Feldern, aber auch ihren historischen kultur- und kunstgeschichtlichen Zeugnissen in Museen, Kirchen, Burgen und Schlössern ist es wert, entdeckt und erwandert zu werden.



Stimmung und Romantik eines mittelalterlichen Weinstädtchens mischen sich in Wiesloch mit den großzügigen Einrichtungen einer modernen Wohn- und Freizeitstadt mit ca. 22 000 Einwohnern.

Schon seit der Jungsteinzeit ist die Gemarkung Wiesloch ein ständig besiedelter Raum.

Die Stadt Wiesloch selbst wurde im Jahre 801 als „Wezzinloch“ erstmals urkundlich erwähnt.

Bereits im Jahr 965 wurde dem Kloster Lorsch durch Otto I. das Recht verliehen in Wiesloch Markt zu halten.

Um 1200 wurde Wiesloch zur Stadt ernannt. Nach der Eingemeindung von Baiertal und Schatthausen wurde Wiesloch 1973 zur Großen Kreisstadt.

Zeugnisse der Geschichte, insbesondere die des Wieslocher Bergbaus, können heute im neueröffneten Städtischen Museum besichtigt werden.

Informationen und Prospekte:

**Stadtverwaltung Wiesloch, Marktstr. 13, 6908 Wiesloch, Tel.: 062 22 / 84-1**

# Ein Dorf im Kraichgau

50 Jahre später

*Albert Gamon, Bad Soden*

1930 verließ der Junge das Dorf. Er kam in die Stadt aufs Gymnasium. Er verließ die überschaubare Welt seiner Kindheit, wenn er auch in den Ferien immer wieder zurückkam in diese Welt: Eingebunden in die Natur und dem Gang der Jahreszeiten folgend. Tiere und Pflanzen hatte er erlebt beim kindlichen Spiel und in der Hilfe bei bäuerlicher Arbeit. Welches Bild von dieser Welt nahm er mit?

Das Dorf lag in der weiten hügeligen Landschaft des Kraichgaus. 1930 lebten dort 1200 Einwohner. Sieben Straßen führten aus dem Dorf in die Nachbardörfer. Das Dorf war auf allen Seiten von Wald umgeben. Der Wald, ein Mischwald aus Buchen und Forsten, war seit jeher der Stolz der Gemeinde. Im Winter fanden die Bauern beim Holzschlagen ihren Nebenerwerb. Ein Wald, außerhalb der Gemarkung gelegen, wurde 1925 verkauft und damit die Wasserleitung im Ort finanziert. Aber die Brunnen, aus denen bis dahin das Wasser geholt wurde, ließ man stehen.

An den Straßen und Wegen wuchsen auf beiden Seiten Obstbäume, die meisten im Besitz der Gemeinde. In jedem Herbst wurde das Obst auf den Bäumen versteigert. Auffällig waren überall die großen Bäume der Schweizerwasserbirne. Diese Birne wurde beim Kellern dem Apfelmost zugesetzt und gab diesem einen besonders kräftigen Geschmack. Im Herbst wurde Most gekeltern und jeder Bauer hatte dann seine vollen Fässer im Keller. Bemerkenswert waren noch die schönen, großen Nußbäume, die aber in einem strengen Winter der 20er Jahre erfroren.

Überall an den Straßen und Wegen wuchsen Hecken. Meistens waren es Zwetschgen. Da-

mals wurden sie in besonderen Zwetschgen-darren getrocknet, die in den Wiesen am Ortsrand lagen.

Der Ackerboden war ein guter Lehmboden. Durch die Erbteilungen waren die Äcker immer kleiner geworden und die Felder sahen aus wie ein Fleckerlteppich. Die Bewirtschaftung dieser kleinen, weit auseinandergelegenen Äcker und Wiesen wurde dadurch immer schwieriger und zeitraubender. Die Landwirtschaft bestand aus Betrieben der kleinen „Kuhbauern“, die 3 oder 4 Kühe im Stall hatten. Die Kühe waren die Zugtiere und gaben entsprechend wenig Milch. Das Milchgeld, der Verkauf von Getreide und Kartoffeln brachte den Bauern einen Ertrag, der aber immer nur für das Allernotwendigste reichte. Die Bauern waren arm. Die „gute alte Zeit“ mag zwar alt gewesen sein, aber gut war sie für die meisten wahrhaftig nicht. Es gab allerdings auch 2 oder 3 Bauern, die jeweils 2 Zugpferde im Stall hatten und deren Ackerfläche auch größer war. Man nannte sie daher die „reichen Bauern“.

Es gab auch Handwerker im Dorf. Die meisten übten ihr Handwerk neben ihrer kleinen Landwirtschaft aus, die immer von der ganzen Familie betrieben wurde. Nur sehr wenige konnten von ihrem Handwerk allein leben, aber auch die trieben noch soviel Landwirtschaft, daß es für die eigene Ernährung reichte. Es gab Schmiede, Sattler, Schuster, Schneider, Küfer, Wagner, Schreiner, Zimmerer, Metzger, Bäcker und einen Kolonialwarenhändler, bei dem man vom Hering bis zur Arbeitsjacke und zum Pflug alles kaufen konnte. Auch einen Terrazzobetrieb gab es, und in einem Anbau wurde Sodawasser fa-

briziert. Für den neugierigen Jungen gab es — mit Ausnahme des Metzgers — immer Gelegenheit zuzuschauen und auch einmal mitzuhelfen.

Vor dem Ersten Weltkrieg wurde noch Hanf und Flachs angebaut. Am Ortsrand lag die Flachsdarre. In jedem Haus wurde damals noch gesponnen, und im Dorf standen 30 Webstühle in den Häusern. Das selbstgesponnene und gewebte Leinen fand man noch lange in den Betten als Leintuch und auf den festlichen Tischen als Tischtuch. Die langen Bahnen der gewebten Leinwand wurden in den Grasgärten gebleicht, und man hörte noch erzählen, daß es dabei dann öfter Ärger mit den Gänsen gab, die ihre Spur hinterließen.

Arbeit gab es für einige Dorfbewohner in einer 3 Dörfer weiter gelegenen Zündholzfabrik und auch im Steinbruch des Nachbardorfes. Ein beehrter Arbeitsplatz war sicher der des Wegwartes, der für die Gemeinde die Straßen und Wege des Dorfes in Ordnung hielt. Auch der Totengräber und der Gemeindediener hatten ihre sichere Arbeit. Der Gemeindediener „schellte“ die Neuigkeiten und Bekanntmachungen aus. Er ging zur gewohnten Zeit durchs Dorf, schellte an bestimmten Stellen mit seiner Handglocke und verlas dann laut seine Nachrichten.

Zeitungen gab es kaum. Ein Abonnement konnten sich nur wenige leisten, wie z.B. der Bäckermeister, der die Zeitung immer laut vor sich hin las. Im Sommer, wenn das Fenster offen war, konnte man dann durch ihn die neuesten Nachrichten bis auf die Straße hören. Der Lehrer hatte ein selbstgebasteltes Radio, ein Batteriegerät. Das einzige Radio im Dorf. Da konnte der Junge im Kopfhörer auch einmal die Stimme aus dem Äther hören, und es fielen für ihn dabei die rätselhaften Begriffe „Radio Toulouse“ oder „Radio Beromünster“.

Neuigkeiten und alte Erzählungen wurden im Winter bei den „Vorsätz“ (woher kommt dieses Wort?) ausgetauscht, wenn die Nachbarn abends nach getaner Arbeit bei Most

wechselweise in den warmen Küchen zusammensaßen. Dann hörte man auch die alten Sagen von der „Wilden Jagd“, vom „Renevater“, von den Nixen im Nixenteich und vom Schwarzen Pudel, einer damals noch unbekannteren Hunderart — wenigstens im Dorf — die aber einige schon gesehen haben wollten. Die Vereine sorgten für Kultur und Unterhaltung. Es wurde einem nichts geboten, es stand einem auch nichts zu, man machte es eben selbst. Beliebt waren die Theateraufführungen, bestaunt wurden die selbstgemalten Kulissen, und die Schauspieler aus dem Dorf sprachen eine ungewohnte Sprache: Hochdeutsch. Höhepunkt des Jahres war sicher die „Kerwe“. Ein Kettenkarussell und eine Schiffschaukel zogen die Jugend an. Es galt dabei, sein „Kerwegeld“ zeitlich klug einzuteilen und sorgsam abzuwägen zwischen Zuckerstangen, Magenbrot und Karussellfahrt. Aus den Nachbardörfern kam dann auch Besuch und in jedem Haus gab es viele selbstgebackene Hefekuchen. Manchmal war damit beinahe ein halbes Zimmer ausgelegt. Der Höhepunkt der 20er Jahre war sicher der „Heimattag“ im August 1927. Aus diesem Anlaß kam auch das „Heimatsbuch“ der Gemeinde heraus, eine kleine Broschüre mit 35 Seiten. Hier wurde zum ersten Mal das gesammelte aus der Geschichte des Dorfes, was man in den Archiven fand und aus den Erzählungen der Alten kannte. Ein Festzug zog durch das Dorf und das schriftliche Programm „zum historischen und heimatkundlichen Festzug, eröffnet durch die Feuerwehrcapelle, an der Spitze 2 Herolde zu Pferd“ führte 22 Gruppen auf. Der Festzug begann hinter der Kapelle mit dem Ortswappen, im Gefolge der derzeitige Gemeinderat. Dann folgten Römische Soldaten mit Anführer, eine Gruppe aus der Germanenzeit. Der Centherr vom Stüberzent (1360) mit Gefolge, der Pfalzgraf Rupprecht I. (1378) mit Gefolge, das Centgericht (1400), der Wagenmüller Wendel Leibfried (1498), die Landschad von Steinach (1550) mit Gefolge, Soldaten und Bauern aus dem 30jährigen

Krieg, eine Gruppe aus den Befreiungskriegen, Auswanderer aus den Hungerjahren 1846/47, Bürgerwehr und Freischaren aus den Revolutionsjahren 1848/49, der Bergwolf (ein angesehener und bekannter Bauer, 1792 — 1862), dann Gruppen mit Sagengestalten wie den Nixen aus dem Nixenteich und dem Renevater und heimatkundlichen Gruppen wie die Spinnstube, die Leineweber, der Nachtwächter, die Schindelmacher, die Kienholzbuben, Schnitter und Schnitterinnen. Den Abschluß bildete ein Erntewagen. Im Dorf waren Willkommensbögen aus Tannenreisig mit bunten Bändern errichtet. Am Ortsrand, auf einer kleinen Höhe, war der Heimattagsplatz eingerichtet mit einem Festzelt und Jahrmarktsbuden. Vorführungen der Vereine sorgten für Unterhaltung. Aber für die Jugend war der Hauptanziehungspunkt das Böllerschießen. Stolz konnte der unter den Jungen sein, der auch einmal mit dem Eisenstab, dessen Spitze in einem Feuer immer glühend gehalten wurde, den Böller zünden durfte.

Das Dorf war eine Welt für sich. Eine enge und beinahe abgeschlossene Welt. In die Nachbarorte kam man nur selten, in manchen nie. Zur Eisenbahnstation im Nachbardorf fuhr das „Postauto“, ein kleiner Bus. An der Haltestelle vor dem Gasthaus „Zur Linde“ standen dann auch immer einige Neugierige: Wer kommt? Wer fährt weg?

Für die Bauern war vor dem Ersten Weltkrieg der Dienst bei den Soldaten — meist in der Garnison Karlsruhe — die erste und einzige Berührung mit der Außenwelt. Dieser Dienst war dann auch immer ausgiebiger Gesprächsstoff bei einem Glas Most. Sonntags reichte es dann wohl auch einmal zu einem Viertele Wein in einer der Wirtschaften. Als besonderes Ereignis ist in der Erinnerung haften geblieben, daß man sich gelegentlich erzählte, einer habe dort sogar gevespert.

Ein Festpunkt in der Zeit war der sonntägliche Gottesdienst. Beim Blasbalgtreten auf der Empore sah man, weshalb die Plätze dort besonders begehrte waren: Man konnte

unbeobachtet sein Nickerchen machen. In der Erinnerung geblieben ist die Trennung der Konfessionen. Die „andere“ Konfession war wie eine andere Welt.

Das Spiel der Kinder war ganz von der Phantasie bestimmt. Spielzeug gab es kaum. Pfeil und Bogen machte man sich selbst. Beliebt war auch der „Tanzknopf“. Der kostete nicht viel. Die Kinder waren beim Spielen auf sich selbst angewiesen, sie machten alles aus sich heraus. Für einen öffentlichen Spielplatz hätte damals sicher dem Gemeinderat nicht nur das Geld, sondern allen auch das Verständnis für solch eine Einrichtung gefehlt.

Wie sah der Junge damals vor 50 Jahren sein Dorf wieder? Alles war etwas kleiner und mehr zusammengerückt als es in der Erinnerung gelebt hatte. An Fläche allerdings hat sich das Dorf beinahe verdoppelt. Auch die Einwohnerzahl ist entsprechend gestiegen. Das alte Dorf ist als Kern geblieben. Um diesen Kern herum zieht sich das neue Baugebiet mit seinen Eigenheimen. Wie in allen Dörfern: Nicht zu unterscheiden von solchen Gebieten am Rand der Städte. Im Bereich des alten Dorfes ist beinahe jedes Haus umgebaut oder vergrößert. Ob immer verschönert, mag dahingestellt bleiben. Aber jedes Haus hat gegenüber früher jetzt die sanitären und technischen Einrichtungen, die man früher nicht kannte, aber ohne die keiner mehr leben soll und will, auf dem Dorf genauso wenig wie in der Stadt.

Beinahe alle alten Brunnen, viele Bäume und Vorgärten mußten dem Verkehr und damit dem Straßenbau weichen. Man stellt jetzt nicht nur manche unschöne Veränderung fest, sondern auch viel Erfreuliches. Der kleine Bach, der früher durch das Dorf floß und kaum Wasser führte, außer dem, was aus dem Dorf so hineinfloß, ist jetzt verrohrt und in seinem Verlauf nur noch durch eine schöne Grünanlage zu erkennen. Die alte kleine Kirche ist verschlossen. Sie war zu klein geworden. Eine neue Kirche wurde gebaut. Sie zählt zu den schönsten, die nach

1945 landauf und landab gebaut wurden. Die alte Schule hat jetzt einen anderen Zweck, auch sie war zu klein geworden und genügte auch nicht mehr den berechtigten heutigen Ansprüchen. Eine neue Schule wurde gebaut, mit einem kleinen Hallenbad, gelegen in schönem Grün und mit Sportanlagen, wie wir sie der Jugend wünschen.

Auf den Feldern sieht man die Spuren der sicher notwendigen Flurbereinigung der 50er Jahre. Die kleinen Äckerchen wurden zusammengelegt. Damit verschwanden aber auch viele Hecken und Bäume. Es wurden Aussiedlerhöfe gebaut. Sie erleichtern die Arbeit und machen diese rentabler, bringen aber auch manches Problem für die Familien und ihre Kinder durch die Lage, weit vom Dorf entfernt. Von der Landwirtschaft leben aber nur noch wenige Bauern. Und die auch nur, weil sie von denen, die aufgegeben haben, zusätzliches Land pachten konnten. Die meisten Einwohner arbeiten in Büros, Werkstätten und Betrieben der umliegenden Dörfer und Städte. Am Dorfrand wurde eine kleine Fabrik gebaut und der frühere Zimmereibetrieb hat sich zu beachtlicher Größe entwickelt, wie auch einige andere Handwerksbetriebe.

Es gibt mehr Vereine als früher, und das Vereinsleben ist erstaunlich rege. Sicher trägt das auch dazu bei, diejenigen in das Dorf aufzunehmen, die von außerhalb kamen, weil sie im Dorf einen Bauplatz fanden.

Das altvertraute Bild ist kaum mehr zu finden. Vieles lebt nur noch in der Erinnerung.

Die Zeit ist fortgeschritten. Dieses Fortschreiten der Zeit und den damit verbundenen „Fortschritt“ wird man in vielen Dingen nicht als höheren Wert gegenüber früher betrachten. Man kann aber auch ein Dorf nicht als Museum erhalten für Zustände, die zum Teil gut waren. Aber eben auch nur zum Teil. Als ein Museum, das man gerne anschaut, aber in dem man beileibe nicht wohnen möchte. Der Umgang mit dem Überlieferten ist eine sehr schwierige Aufgabe.

Der tiefste Eindruck aber war der, daß die frühere Armut einem verdienten, bescheidenen Wohlstand gewichen ist. Man kann sich jetzt etwas „gönnen“, wovon früher die meisten nur träumen konnten. Für den, der jetzt nach 50 Jahren aus der Stadt zu Besuch kam, ein tiefer und befriedigender Eindruck.

Ein Unverdrossener hat nach 1945 im Dorf damit begonnen. Dinge aus der alten Zeit zu sammeln. Möbel, Handwerkszeug, Hausgerät, Bauerngerät, Bilder, Kalender, Geschirr, Trachten. Bald fand er Gleichgesinnte und auch die Unterstützung durch die Gemeinde. So entstand das Heimatmuseum des „Vereins für Heimatpflege“. Auch ein neues „Heimatsbuch eines Dorfes“ wurde als Chronik herausgegeben im Jahr 1969. Sie umfaßt 327 Seiten und viele Bilder.

Die Vergangenheit wird überliefert als Dank an die Vorfahren, als Zeichen des Respektes für ihre Leistungen und als Anschauung dessen, worauf wir gründen und woher wir kommen. Wohin wir gehen, das liegt nun bei uns.

# Jüdische Friedhöfe im Kraichgau

Udo Theobald, Karlsruhe



Das Kriegerdenkmal am Eingang zum jüdischen Friedhof von Eppingen

(Foto: Theobald)

Jüdische Friedhöfe gehören zu den interessantesten Zeugnissen von Geschichte und Gesellschaft. Einer der fundamentalen israelitischen Glaubensgrundsätze, die Unantastbarkeit der Totenruhe, führt dazu, daß Gräber und Grabmale über Jahrhunderte erhalten bleiben und die Jüdischen Friedhöfe über Generationen hinweg wachsen, während auf den anderen Friedhöfen nach Ablauf von Ruhefristen die Gräber abgeräumt werden. Wo ein jüdischer Friedhof dennoch ganz oder teilweise zerstört wurde, ist dies ein

Zeichen für eine Konfrontation verschiedener Geisteswelten, oft auch für einen feindseligen Akt Andersdenkender, insbesondere derjenigen, die Macht innegehabt und nicht zum Wohle Aller gebraucht haben. Erstaunlicherweise haben die meisten jüdischen Friedhöfe auch die Zeit überstanden, in der fast alle anderen Zeugen jüdischer Kulturgeschichte in Deutschland, allen voran die Synagogen, vernichtet wurden. So sind diese Friedhöfe die letzten und gleichwohl ältesten Zeugnisse einer langen Geschichte. Im Land-

kreis Karlsruhe finden wir sie in Bretten, Bruchsal, Flehingen, Huttenheim, Jöhlingen, Mingolsheim, Neuenbürg, Obergrombach, Oberöwisheim und Weingarten. In Karlsruhe gibt es 4 jüdische Friedhöfe: Einen kleinen in Grötzingen, den alten an der Kriegsstraße (dies war der zweite in Karlsruhe, der erste lag am Rüppurrer Tor) sowie den orthodoxen und den liberalen rechts vom Haupteingang des Hauptfriedhofes an der Haid- und Neu-Straße. In Binau, Bad Rappenau, Eichtersheim, Ittlingen, Michelfeld, Sinsheim, Stein, Mosbach, Eberbach, Waldorf und Meckesheim gibt es kleinere Friedhöfe, in Wiesloch, Berwangen und Eppingen größere. Große Verbandsfriedhöfe finden wir in Waibstadt und Heinsheim, heute Ortsteil von Bad Rappenau. Der Waibstadter hat z. B. eine Fläche von über 23 000 m<sup>2</sup>; dort ist auch eine Besonderheit zu bewundern: Vor

dem Friedhof steht ein großes Mausoleum für den jüdischen Mit- und Ehrenbürger der Stadt Weil. Solcher Pomp ist ausgesprochen untypisch für Juden; im Tode sind alle gleich, dies kommt normalerweise auch in einheitlichen schlichten Gräbern und Grabmalen zum Ausdruck.

Die Lage der Friedhöfe — oft weitab der Dörfer und Städte — oder auch die Art des Geländes — oft ein unfruchtbarer karstiger Steilhang oder ein landwirtschaftlich nicht nutzbarer Zwickel — spiegeln das Verhältnis der früheren Obrigkeit und Mitbürger zu den örtlichen Juden. Auch die Anlage eines Verbandsfriedhofes für weite Regionen oder aber die Anlage eines eigenen kleinen Friedhofes sind häufig nur als Folge dieses Verhältnisses und der allgemeinen damaligen Situation zu verstehen: So mußte z. B. ein Ver-



*Jüdischer Friedhof in Waibstadt*

(Foto: Theobald)

storbener oftmals einen weiten mühevollen Weg zur Begräbnisstätte überführt werden, wobei unterwegs in dem kleinteiligen deutschen Territorium noch mehrfach Zollgebühren auf die Leiche als Transportgut erhoben wurden. Da war es dann unter Umständen doch sicherer und günstiger, einen eigenen kleinen Friedhof (wie beispielsweise in Jöhlingen) anzulegen. Wo die Obrigkeit kein derartiges Gelände zur Verfügung stellte oder aber niemand solches verkaufen wollte, war man eben auf die Anlage von Verbandsfriedhöfen im Gebiet einer liberaleren Herrschaft angewiesen, die dann vielen jüdischen Mitgliedsgemeinden diente.

Ein Beispiel dafür ist der Oberöwisheimer Friedhof. Etwas außerhalb des Ortes liegt er an einem Steilhang im Gewann Reimenhelden. Er ist über 9000 m<sup>2</sup> groß und geht bis ins Jahr 1629 zurück. Im neueren Teil liegt Reihe über Reihe von Gräbern, der größere — ältere — Teil ist dagegen von Bäumen überwachsen und wirkt aus der Ferne wie ein kleiner Wald; er ist durchweg mit Grabstätten belegt, allerdings sind viele der Grabsteine eingesunken, verwittert oder können überhaupt nicht mehr aufgefunden werden, so daß man auch nicht mehr die Lage aller Grabstätten nachweisen kann. In den letzten Jahren wurden die Steine, die umlagen oder noch nicht ganz im Boden versackt waren, wieder aufgerichtet. Darunter finden wir viele sehr alte Steine, die durch den Boden bestens geschützt waren. So sind dies heute hervorragende Beispiele für die Steinmetzarbeit wie auch für die Gestaltung der Schrift und deren Inhalt, da sie praktisch im ursprünglichen Zustand erhalten sind, während anderswo gerade die älteren Grabsteine weitgehend den Unbilden der Witterung, insbesondere der heutigen aggressiven Luft zum Opfer gefallen sind.

Der Friedhof ist übrigens nicht der einzige Verbandsfriedhof, der auf einer Gemarkung angelegt wurde, in deren Gemeinden es nie eine jüdische Bevölkerung gab. Mit Sicherheit gab es zu keiner Zeit eine Jüdische Ge-

meinde in Oberöwisheim, es haben aber wohl auch niemals Juden dort gelebt. Wie es dennoch zur Entstehung eines Friedhofes hier kam, schildern Hundsnerscher/Taddey in „Die jüdischen Gemeinden in Baden“: Die Herren von Helmstadt und Sternenfels besaßen bei Oberöwisheim einen unfruchtbaren Steilhang, der um 1620 als Schulgut jährlich 3 Gulden eintrug. Die Eigentümer wollten aus dieser Einöde einen höheren Ertrag herauswirtschaften und boten sie daher den Kraichgauer Juden, für die die Überführung der Toten nach Worms mit Zöllen und in Kriegszeiten obendrein noch mit Gefahren verbunden war, als Begräbnisplatz an. Damals betrug die Zahl der jüdischen Familien im Kraichgau kaum 15. „Außer 11 Gulden jährlichem Bodenzins waren für jede Leiche über 7 Jahre ein Gulden, unter 7 Jahren 30 Kreuzer zu entrichten.“ 1738 war der bisherige Friedhof belegt und wurde vergrößert. „Nach der Vergrößerung verlangte auch das Ritterstift Odenheim von jeder jüdischen Leiche, die durch sein Gebiet gefahren wurde, ein Gulden 30 Kreuzer Leichenzoll. Die Juden in Waibstadt, Eppingen und Bretten legten daher bald eigene Friedhöfe an.“ Der Friedhof in Waibstadt war auch ein Verbandsfriedhof. In Oberöwisheim wurden danach noch die Juden aus Menzingen, Münzesheim und Odenheim begraben. Dies war auch der Grund, warum im Jahre 1956 der Gemeinderat von Oberöwisheim ablehnte, 1/4 der Kosten für die Instandsetzung des Friedhofes zu tragen. Das Regierungspräsidium hat damals auf Kosten des Landes die Grabsteine wieder herrichten lassen. Später hat die Gemeinde Oberöwisheim, heute die Stadt Kraichtal, aber die laufende Pflege übernommen. Gerade in den letzten 2 Jahren hat die Stadt nach den Vorschlägen des Oberrates und des Regierungspräsidiums die gesamte Friedhofsanlage „generalsaniert“, d.h. Treppenanlagen, Wege und Zäune in Ordnung gebracht, Unterholz entfernt usw. und dabei auch einen Teil der Kosten selbst getragen.

In Menzingen und Gochsheim existieren noch die alten Synagogen und werden umgebaut als Wohnhaus genutzt, von der Münzesheimer ist nichts mehr erhalten. Die Odenheimer Gemeinde soll übrigens schon seit dem Mittelalter bestanden haben. Gegenüber dem Odenheimer (nichtjüdischen) Friedhof finden wir noch den Flurnamen „Moschebuckel“, benannt nach dem Eigentümer einer großen Wiese, Moses Flegenheimer. Die letzte Beerdigung auf dem Friedhof von Oberöwisheim erfolgte im Dezember 1938.

Der kleinste jüdische Friedhof weit und breit liegt im Kraichtaler Ortsteil Neuenbürg. Inmitten des allgemeinen Friedhofs an der Neuen Straße in Richtung Odenheim am nördlichen Ortsrand von Neuenbürg finden wir eine kleine Anlage mit 7 Gräbern, deren Grabsteine jüdische Zeichen aufweisen.

Auch in Neuenbürg gab es nie eine Jüdische Gemeinde. Zu dem Kuriosum einer solch kleinen jüdischen Friedhofsanlage innerhalb des christlichen Friedhofes kam es folgendermaßen: Aus dem Konzentrationslager Vaihingen wurden nach der Besetzung durch französische Truppen im Jahre 1945 typhuskranken KZ-Häftlinge nach Neuenbürg gebracht, dessen Bevölkerung evakuiert war. Es handelte sich um über 500 Menschen, insbesondere Polen. Wir finden deshalb auf demselben Friedhof gleich vor der erwähnten kleinen Anlage mit Gräbern von Juden eine etwas größere Anlage mit einheitlich gestalteten kleinen Grabsteinen, auf denen wir durchweg polnische Namen lesen können. Diese wie auch die 7 Juden, die ebenfalls aus Polen stammten, starben in Neuenbürg an Typhus und wurden deshalb dort begraben. Als man die verstorbenen polnischen Juden dort begrub, gehörte das Gelände noch einem Neuenbürger Landwirt; es grenzte unmittelbar an den christlichen Friedhof an. Infolge der zwischenzeitlich erfolgten Erweiterung umschließt heute der allgemeine Friedhof diese Anlage. Ursprünglich waren auch nur auf 2 Gräbern Grabsteine (wohl durch

die Angehörigen) gesetzt worden; erst in den 50er Jahren wurde aus dem ganzen eine Anlage geschaffen, aus der dann die heutige hervorgegangen ist; 1965 wurden auch auf den restlichen 5 Gräbern durch die Gemeinde Grabplatten aufgestellt. Anschließend entstand im wesentlichen die Anlage in ihrer heutigen Form.

Noch ein Beispiel sei hier näher dargestellt: In Bruchsal finden wir den größten jüdischen Friedhof im heutigen Landkreis Karlsruhe mit einer Gesamtfläche von 15 420 m<sup>2</sup> (einschließlich der Zufahrtswege). Er liegt am Waldrand, zum größten Teil jedoch innerhalb des Waldes, und grenzt unmittelbar an den Schieß-Übungsplatz der Eichelberg-Kaserne an. Er erstreckt sich über die alten Gemarkungsgrenzen hinweg; zu etwa  $\frac{2}{3}$  gehört er zum Obergrombacher Gewann „Kantengießler“, zu etwa  $\frac{1}{3}$  zum Gewann „Eichelberg“ der Bruchsaler Gemarkung. Trotz der großen Fläche finden wir auf diesem Friedhof nur 430 Gräber, zum größten Teil in Reihen, im ältesten Teil auch verstreut. Ein Großteil der baumbestandenen und freien Fläche ist nicht mit Gräbern belegt.

Unter dem Naziregime wurden alle bis dahin jüdischen Besitzungen Eigentum einer eigens dafür geschaffenen Reichsinstitution, welche die Grundstücke dann meistens zu Spottpreisen verkaufte. Soweit derartige Verkäufe nicht nach dem Ende der Nazi Herrschaft durch Zusatzverträge, Nachzahlungen oder Vergleiche legalisiert wurden, wurden diese Grundstücke zunächst einmal Eigentum der Jewish Restitution Successor Organisation mit dem Sitz in New York, der sogenannten „IRSO“. Dieses Schicksal teilten auch die meisten Friedhöfe. Die IRSO war Ansprechpartner, bis sich wieder der Oberrat der Israeliten Badens um die Friedhöfe im ehemaligen Lande Baden kümmern konnte. Aufgrund der damaligen Vereinbarungen wurde dann ab 1953 die Pflege von den Gemeindeverwaltungen übernommen.

Grabstein auf dem Waibstädter Friedhof  
(Foto: Theobald)



Anfangs der 50er Jahre wurde der Obergrombacher Friedhof (wie z.B. auch der Mingolsheimer) dementsprechend im Auftrag und auf Rechnung der IRSO von einem Privatmann gepflegt; der Landwirt aus Obergrombach erhielt dafür monatlich 5,— DM. Danach wurde der Friedhof Eichelberg/Kantengießler zunächst von der Stadt Bruchsal und den Gemeinden Untergrombach und Obergrombach gemeinsam gepflegt; Untergrombach sah sich dazu vor allem dadurch veranlaßt, daß in der Bevölkerung die Rede davon war, daß der Friedhof nach 1933

durch Untergrombacher Einwohner beschädigt worden sei. Später hat dann die Stadt Obergrombach federführend die Betreuung übernommen, seit 1961 betreut ihn die Friedhofsverwaltung der Stadt Bruchsal. Ende der 50er Jahre wurde der neuere Teil des Friedhofes durch Anlage von Wegen besser begehbar gemacht; der ältere Teil wurde hergerichtet, aber in seinem früheren Zustand belassen. Der Eingang wurde dabei in den Wald in die Nähe des Standortes der zerstörten Leichenhalle gelegt, so daß man jetzt von der Zufahrtsstraße zur Eichelbergkaserne

aus abzweigend über Waldwege den Friedhof erreichen kann; früher erfolgte der Zugang ausschließlich über Feldwege von der Obergrombacher Gemarkung aus, die die jüdische Gemeinde bzw. der Begräbnisverband ebenfalls hatten erwerben müssen.

Auch dieser Friedhof ist ein sogenannter Verbandsfriedhof. Er wurde 1632 für die Juden des Fürstbistums Speyer angelegt. Vorher wurden die Toten nach Worms zur Beerdigung gebracht, wobei Zoll auf die Leichen zu entrichten war. Nun konnte man diesen einsparen, indem die jüdischen Toten aus der ganzen Umgebung auf diesem neuen Friedhof begraben wurden, insbesondere aus Bruchsal, Untergrombach und Obergrombach, Jöhlingen, Östringen und Mingolsheim. Zeitweise wurden auch aus der weite-

ren Umgebung — von Durlach über Bretten oder gar Pforzheim bis Heidelberg und Graben — jüdische Tote hier bestattet. Erst im 19. Jahrhundert legten dann diese anderen jüdischen Gemeinden nach und nach eigene Friedhöfe an. Seitdem diente er nur noch den Gemeinden in Obergrombach, Untergrombach und Bruchsal zur Bestattung ihrer Toten. In Bruchsal wurde schließlich dann ein eigener neuer Friedhof unmittelbar beim allgemeinen Friedhof angelegt. Der Friedhof am Eichelberg wurde aber noch bis 1937 belegt.

Mit Sicherheit gab es bereits während des 30jährigen Krieges in Untergrombach Juden. Die Untergrombacher Juden waren meist als Kaufleute — insbesondere im Tabak- und Salzhandel — tätig. Mitte des 18. Jahrhun-



*Jüdischer Friedhof von Angelbachtal-Eichtersheim*

(Foto: Theobald)

derts sind 10 Familien belegt, im 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde bis zu 116 Mitgliedern an und nahm dann bis 1933 wieder auf 32 ab.

Ähnliches gilt für Obergrombach; die dortige Gemeinde blieb allerdings kleiner, 1825 sind 43 Mitglieder belegt. Sie wurde 1888 schließlich aufgelöst und gehörte seitdem zu Untergrombach. Gustav von Bohlen und Halbach, der dortige Schloßeigentümer, erwarb damals die Synagoge und baute sie zu einer evangelischen Kirche um. Beide Gemeinden, schließlich vereint, gehörten dem Rabbinatebezirk Bruchsal an. Die Untergrombacher Synagoge wurde wie die meisten in der „Kristallnacht“ 1938 demoliert und später abgebrochen.

Im November 1982 hat die Stadt Bruchsal in der Nähe des Eingangs des Eichelberg-Friedhofes einen Gedenkstein zum Andenken an ihre israelitischen Mitbürger errichtet.

Warum es gerade in unserer Gegend so viele jüdische Friedhöfe gibt, ist ebenfalls leicht aus der Geschichte zu erklären: Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. waren die Juden in alle Welt zerstreut, lebten in Diaspora. Sehnsucht und Verheißung verbanden sie alle mit ihrem gelobten Lande, doch mußten sie sehen, wo und zu welchen Bedingungen sie bleiben konnten. In islamischen Staaten wurden sie zwar weniger verfolgt als in den früheren christlichen Staaten, doch wurden sie auch dort von schweren Steuern gedrückt. Hier wie dort galten sie oft als ausgegrenzte und verachtete, immer wieder auch als verfemte und verfolgte Gruppe. Ihre Wohngebiete mußten sie über-teuert bezahlen, oft mußten sie in Ghettos leben. Erst mit der Einführung des modernen Begriffs des freien Bürgers konnten auch sie Bürgerrechte fordern, die vorher an die christliche Konfession gebunden waren. Zunächst geschah dies in Amerika, dann durch Aufklärung und im Gefolge der französischen Revolution auch in Europa. In dem als besonders liberal geltenden Baden kam es sehr früh zu der Errichtung eines „Oberrates

der Israeliten Badens“ und der Einräumung der Bürgerrechte (1809); die letzten Einschränkungen fielen dann Mitte des 19. Jahrhunderts weg.

Wie akzeptiert und sogar geschützt das Judentum dann in diesem Baden war, zeigt sich in vielerlei Episoden, so z. B. in der Anwesenheit des Großherzogs bei der Einweihung der Karlsruher Synagoge, die auch vom großherzoglich badischen Hof- und Staatsbaumeister Durm erbaut wurde (die Vorgängerin war ebenfalls von einem berühmten Hofbaumeister, nämlich Friedrich Weinbrenner errichtet worden), oder daß Großherzog Ludwig persönlich den jüdischen Hofbankier von Haber nach Karlsruhe begleitete, um ihn und sein Haus vor den von Schriften aufgeputschten Massen im sogenannten Hep-Hep-Sturm von 1819 zu schützen.

Erstaunlicherweise haben neben einigen wenigen Synagogen fast alle jüdischen Friedhöfe die vielen Stürme, Hetzkampagnen und schließlich die sogenannte Reichskristallnacht überstanden. So sind sie ein Dokument von höchster Bedeutung für die Geschichte des Judentums, dessen Verhältnis zu unserer Gesellschaft und unserem Staat, sein Selbstverständnis und seine Religion.

Auf den meisten jüdischen Friedhöfen sind Kriegerdenkmale zu finden, z. B. gleich am Eingang des Eppinger Friedhofes. Viele jüdische Mitbürger zogen — zum großen Teil freiwillig — für Deutschland in den 1. Weltkrieg und ließen ihr Leben für Heimat und Vaterland. Um so weniger konnten sie schon zu Beginn des „Dritten Reiches“ die Feindseligkeiten der Vertreter dieses deutschen Staates verstehen. 20 Jahre nachdem diejenigen, die nicht gefallen, sondern mit Kriegsauszeichnungen wie EK I und II aus diesem Einsatz für Deutschland zurückgekehrt waren, wurden sie im Rahmen desselben Deutschlands als Volksfeinde Nr. 1 „liquidiert“!

Das Schicksal der jüdischen Friedhöfe in den letzten 3 Jahrzehnten ist ein Spiegelbild der neuesten Geschichte der Juden in Deutsch-

land. Wenn wir sehen, wie unser Staat, unsere Gesellschaft sich diesen Friedhöfen gegenüber verhält, so können wir darin nicht nur ein neues Geschichtsbewußtsein oder moralische Wiedergutmachung und Reue sehen, sondern ganz sicher auch einen Ausdruck des Verständnisses, das dieser Staat und diese Gesellschaft von und zu den unter uns lebenden jüdischen Mitbürgern, ja zu allen Minderheiten hat.

In den Städten und Dörfern des Kraichgaues gibt es keine eigenständige Jüdische Gemeinde mehr. Nur in den Städten Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg und damit für die jeweilige Umgebung gibt es heute wieder solche. In Karlsruhe ist auch der Sitz des Oberrates der Israeliten für alle Gemeinden im ehemaligen Landesteil Baden.

Synagogengebäude sind allerdings noch etliche erhalten, wenn sie auch nicht mehr ihrer früheren Bestimmung dienen. Meist wurden sie zu Wohnhäusern umgebaut, wenn die Synagogenbenutzung aufgegeben worden war (teilweise schon längst vor dem Dritten Reich, teilweise auch als Folge der damaligen Verfolgung oder weil das Gebäude zwangsweise in die von den Nationalsozialisten errichtete Abwicklungsorganisation für jüdisches Eigentum überführt worden war). Wir finden diese Gebäude noch mehr oder weniger erhalten, umgebaut oder in Resten z.B. in folgenden Orten: Mingolsheim, Bauerbach, Diedelsheim, Heildelsheim, Obergrombach, Untergrombach, Gondelsheim, Gochsheim, Menzingen, Weingarten (hier nur noch Reste der Umfassungsmauer).

In anderen Orten wurden die Synagogengebäude abgebrochen. Sofern sie nicht schon früher aufgegeben und ungenutzt oder abgerissen waren, fielen sie spätestens in der sogenannten Reichskristallnacht oder in den Jahren danach. Mit Sicherheit gab es in früheren Zeiten einmal Synagogen in Bretten, Bruchsal, Liedolsheim, Ettlingen, Graben-Neudorf, Münzesheim, Malsch, Flehingen, Östringen, Odenheim, Philippsburg, Jöhlingen.

Geht man auf die jüdischen Friedhöfe, so fällt einem auch sehr rasch auf, wenn im wesentlichen die Jahreszahlen der Todesfälle bzw. Bestattungen enden. Auch dies spiegelt die Geschichte wider: Am 22. Oktober 1940 lief im ganzen sogenannten Gau Baden eine planmäßige Abschiebeaktion an, in der Gestapo und Gendamerie ohne Widerstand in einer im Nachhinein stolz als „reibunglos“ gemeldeten Verhaftungsaktion jeweils innerhalb von Minuten oder wenigen Stunden fast alle Juden zusammentrommelten und in das noch unbesetzte Frankreich abschoben. Auch vor den Mannheimer und Karlsruher Altersheimen machte man nicht halt. Nur noch in Mischehen lebende Juden durften bleiben, viele brachten sich in ihrer Verzweiflung um, 6000 wurden nach Frankreich verbracht. Nach langem Hin und Her landeten die meisten dieser badischen Juden schließlich in dem Internierungslager, das für Flüchtlinge des spanischen Bürgerkrieges errichtet worden war, in dem kleine Pyrenäendorf Gurs. 1500 starben dort und sind auf den Begräbnisstätten Gurs und Noé bestattet. Einige wenige konnten fliehen, die anderen ließen schließlich in den Vernichtungslagern Auschwitz und Maidanek ihr Leben.

Heute werden alle jüdischen Friedhöfe von den politischen Gemeinden betreut. Die hierzu erforderlichen Hinweise geben die Beauftragten des Oberrates und das Regierungspräsidium. Regelmäßig gibt es Besichtigungen durch die Vertreter dieser Institutionen, gelegentlich kommt es auch zu Grundsatzgesprächen, an denen dann außerdem der Landesrabbiner und der Vorsitzende des Oberrates teilnehmen. Dabei werden Zweifelsfragen — vor allem aus religiöser Sicht — geklärt und größere Aktionen abgesprochen. So wurde in letzter Zeit neben Oberöwisheim z.B. auch in Flehingen die ganze Friedhofsanlage — unter Wahrung der religiösen und traditionellen Anschauungen — wiederhergerichtet, ausgelichtet, Grabsteine gehoben, Wege, Treppen und Umzäunungen gerichtet bzw. erneuert.

Die für diese Pflege und Instandsetzung entstehenden Kosten werden den Gemeinden zum größten Teil vom Regierungspräsidium aus Bundes- und Landesmitteln erstattet.

Von Udo Theobald ist im Badenia Verlag, Karlsruhe erschienen: „Der Jüdische Friedhof, Zeuge der Geschichte — Zeugnis der Kultur“, 104 Seiten mit über 80 Zeichnungen und Photographien, 24,80 DM.

---

Dabei war es eine so friedliche Landschaft, in welcher der Geburtsort lag. Der Odenwald und der Schwarzwald lassen zwischen ihren südlichen und nörlichen Ausläufern Platz für ein Hügelland, das Kraichgau heißt und das mit seinen Kleinstädten und Dörfern, mit seinen Menschen und seinen Kulturen so bescheiden ist, daß nur wenige diese Landschaft kennen. Bäche ziehen durch die bald lehmgelbe, bald ziegelrote Mergelerde; die wichtigen Straßen und Eisenbahnlinien führen am Rande vorbei. Dort, am Rande auch, liegen die Städte, die weithin Klang haben: Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Speyer, Heilbronn. Bauernaufstände, an die zerstörte Burgen erinnern, eine Schlacht im Dreißigjährigen Krieg, die Tilly verlor, und das „Lerchennest“, jene Scheune in Steinsfurt, aus welcher Friedrich II. als junger Kronprinz fliehen wollte, doch verraten wurde — historische Ereignisse, die mir früh bewußt waren. Das Nachbardorf Eichtersheim kann auf zwei bedeutende Männer hinweisen: Friedrich Hecker — der Revolutionär von 1848, dem die Geschichtsschreiber Naturkraft und Intelligenz nachrühmen — hat dort sein Geburtshaus. Und in der Apotheke des gleichen Dorfes war im vorigen Jahrhundert Friedrich Ratzel — der Geopolitiker, den selbst gebildete Deutsche nicht kennen — vier Jahre lang als Lehrling tätig. Er hat den Kraichgau geologisch untersucht, und keiner hat das Hügelland genauer beschrieben als er. Die roten Pyramidenhügel entlang des Angelbachtals verglich er mit Tusculum!

Das Dorf Mühlhausen, wo ich am 1. Juli 1919 geboren wurden, hatte nur einen bescheidenen Ruf. Es hatte ein Dutzend große und kleine Zigarrenfabriken und, um die Jahrhundertwende, einen theaterbegeisterten Pfarrer, der eine Festhalle mit einer großen Bühne baute, eine Laienspielgruppe und ein Orchester unterhielt.

Um und in einem Gasthaus versammeln sich die Leute gern. Zum Mittagstisch kamen die Lehrer und Lehrerinnen, zum Stammtisch am Nachmittag der Bürgermeister, der Ratsschreiber, die Zigarrenfabrikanten, die Aufseher und die selbstbewußten Handwerker. Am Abend kamen die Reisenden und die Händler, die über Nacht blieben; die Kollegen meines Vaters kamen, Gastwirte, Metzger, Viehhändler aus den Dörfern ringsherum, und die Juden, die im Nachbardorf ein Viertel für sich, eine Synagoge und eine Schule hatten. Im Sommer kamen die Drescher und im Herbst die Jäger mit ihren Treibern und Hunden, am Abend mit ihrer Beute: Hasen, Fasane, Füchse, Rehe. Die Feiertage wurden — wenn die Kirche aus war — in der Gaststube und im Tanzsaal weitergefeiert. Die Arbeitslosen vertranken am Freitag ihr Stempelgeld. Es gab Händel, Messerstechereien, Parteiversammlungen, Demonstrationen. Ich sah, wie Betrunkene unseren Hund mit dem Taschenmesser zerstückelten und wie angesehene Herren unsere Dienstmädchen verfolgten.

Ich habe beobachtet. Ich habe die Stammgäste in ein Skizzenbuch gezeichnet und habe, heimlich, ihre unsinnigen, banalen Reden, so wortgetreu wie ich konnte, mitgeschrieben. So unverwertbar diese Dialoge waren — der Drang zum Realismus hat sich früh gemeldet, und die Banalität der Reden, die ewigen Wiederholungen und die spontanen, trockenen Sentenzen habe ich lange, bevor ich den ersten Hemingway las, als Zehnjähriger entdeckt.

Darf man das alles erzählen? Wen fesselt noch dieses dörflich kraichgauische Panoptikum? Erst als diese Kindheit aufgeschrieben war, meldeten sich die Zweifel. Eine ebenso intellektuelle wie aparte Schriftstellerin kommentierte meinen Band *Wölfe und Tauben* mit dem Ausruf: „Oh, Sie haben ja eine Heimat!“ In ihr Erstaunen war Skepsis verpackt. Ich überhörte sie nicht; und ich überlese die Skepsis nicht, wenn die Rezensenten das kleinbürgerliche Milieu anmerken. Ich kann mich verteidigen mit den vielen, vielen Dichtern, denen die Stuben des Kleinbürgertums zu Welt wurden und die mit der gleichen Inständigkeit von ihrer Kindheit erzählt haben — jeder nach seiner Stilart, jeder nach seiner Melodie; und jeder mit der gleichen Sehnsucht: den unwiederholbaren Anfang des Lebens wachzurufen und zu bewahren.

Hans Bender,  
Autobiographisches Nachwort in: „Das wiegende Haus“, Reclam, 1968

# Gochsheim, Kleinod auf dem Kalksteinfelsen

Ludwig Vögely, Karlsruhe



Blick auf Gochsheim mit Martinskirche

Foto: Jörg Vögely

Eine Perle des Kraichgaues ist das Städtchen Gochsheim. Aufgebaut auf einem Kalksteinfelsen, der die Kraich in einem weiten Bogen zum Ausweichen zwingt, grüßt es in das Tal hinab. Der Besucher, der sich Gochsheim von der Talseite her nähert, ist beeindruckt von der Schönheit der Lage, denn wie eine Krone schmiegt sich die alte Siedlung um den steilabfallenden Hügel. Gewiß ein idealer Platz zur Anlage einer Burg mit einem Dorfe drumherum, und auch heute noch bietet Gochsheim in seinem alten Kern das schöne Bild eines befestigten Ortes, hinter dessen Mauern sich alles zusammenballt.

Kein Wunder, daß in Gochsheim der Platz einst karg bemessen war, und erst in neuerer Zeit entstanden neue Ortsteile in offener Feldlage. Schmale und schmalste Gäßchen zweigen von der Hauptstraße ab und verschwinden bergabwärts, und eng beieinander stehen die Giebel der Häuser. Heimliche und malerische Winkel, wohin man blickt, Partien, die jedes Malerauge entzücken können. Um die Brunnen des alten Gochsheim rankt sich eine Sage. Man erzählte sich, daß einst ein Mädchen aus Gochsheim einem Herrn von Eberstein, Herren des Städtchens, durch eine beim Tanz überreichte Rose in der Blu-

mensprache noch rechtzeitig von einem Anschlag seiner Feinde gegen ihn und sein Schloß Gochsheim Nachricht gegeben habe, wodurch er sich gegen den Überfall schützen konnte. Zur Erinnerung an dieses Ereignis habe der Graf von dieser Zeit an seinem Eber im Wappen noch die Rose beigefügt und das Bild der Jungfrau mit der Rose auf allen Brunnen aufstellen lassen<sup>1)</sup>. Leider muß man feststellen, daß z. Z. die Jungfrau mit der Rose auf dem Rathausbrunnen fehlt. Es ist aber mit Sicherheit zu hoffen, daß dieses Wahrzeichen des Städtchens bald wieder angebracht wird.

### Aus der Geschichte

Gochsheim blickt auf eine sehr wechselvolle und oft sehr notvolle Geschichte zurück. Die Niederlassung wird erstmals 804 im Lorscher Kodex genannt. Einen eigenen Ortsadel scheint es nicht gegeben zu haben, Gochsheim war schon früh Besitz der Herren von Eberstein, die es als kurpfälzisches Lehen trugen, und die auch die heute nicht mehr vorhandene Burg erbauten. Der ursprüngliche Ort Gochsheim lag im Tale in der Nähe der Talmühle. Ein Ebersteiner veranlaßte die Bürger, das offene Dorf aufzugeben und sich im Schutze der Burg anzusiedeln. Eine Urkunde aus dem Jahre 1220 vermeldet: „Anno Dom: 1220. Alß Kayser Friedrich der ander (II.) dieses Namens vf der Reiß in (nach) Cizilien war/vnd in dieser Burg sein Nachtlager hatte/ließ er diesen Flecken mit Mauern umbfangen/vnd mit Marktrechten begaben/auch gab er den Inwohnern zum Eygenthum den Enzberger Waldt mit dem ganzen Waldrecht.“<sup>2)</sup>

Mauern und Marktrechte gehörten zu den Voraussetzungen einer Stadt, seit 1272 nannte sich Gochsheim oppidum. Der Lehnherr Ruprecht von der Pfalz gewährte den Gochsheimern besondere Vorrechte bezüglich der Jahr- und Wochenmärkte und der Gerichte, die er 1406 bestätigte.

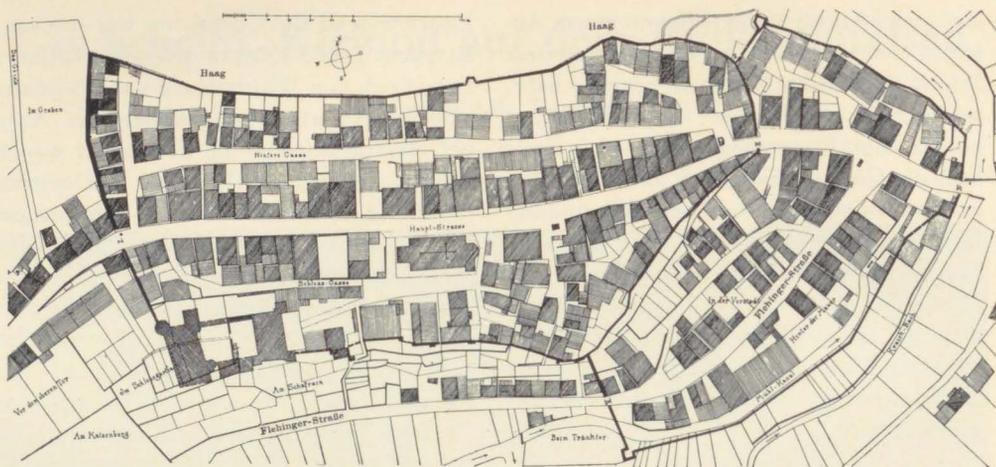
Einschneidend für Gochsheim war die sog. Bayrische Fehde 1504, in deren Verlauf Herzog Ulrich von Württemberg das Städtchen einnahm, es wurde württembergisch. Aber der Herzog belehnte die Ebersteiner weiter damit. Wilhelm IV. von Eberstein (1497—1522) führte 1556 die Reformation ein. Im 30jährigen Krieg wurde das befestigte Gochsheim Zuflucht der Bewohner aus den umliegenden Dörfern, besonders in den Jahren 1634—1638. Zum Glück sammelte „das arme Dorfschulmeisterlein“ Samuel Friedrich Sauter die alten Nachrichten des Flehinger Pfarrers Kalb, die so erhalten blieben und in dem Werk von Leopold Feigenbutz „Der Kraichgau und seine Orte“ 1878 veröffentlicht wurden. Zur Illustration der entsetzlichen Leiden der Bevölkerung seien ein paar charakteristische Einträge des Flehinger Pfarrers zitiert:

(1635) Den 12. Juni ist dem Joseph Hagenmüller von Flehingen ein Knäblein zu Gochsheim gestorben mit Namen Daniel und daselbst begraben worden. Den 28. Juni ist demselben ein Knab von 12 Jahren, Hanß genannt, daselbst gestorben und begraben worden. Den 14. Juli ist dessen Hausfrau Margaretha daselbst gestorben und begraben worden. Den 4. August ist von demselben wieder ein Kind gestorben.

In diesem Jahr vom 5. November 1634 bis 20. Oktober 1635 sind bei 200 Menschen gros und klein aus Flehinger Gemeinde theils in Flehingen, die meisten aber auf der Flucht in Gochsheim gestorben und begraben worden. Viele sind Hungers und Kummers verschmachtet. Viele starben an der Pest, einige wurden von Soldaten jämmerlich ermordet.

(1636) Den 21. Juli ist elendiglich gestorben und von ihrem eigenen Mann zu Grab getragen und begraben worden: Barbara, Hans Kochen Hausfrau, vorher Martin Kellers hinterlassene Wittib, nachher ihr die Soldaten den schwedischen Trunk, wie man ihn nennt, zu versuchen gegeben haben.

(1636) Den 30. Dezember ist zu Flehingen verwelket wie ein dürres Laub, vertrocknet, wie ein Scherb, aus großer Hungersnoth verschrumpfen, wie ein Sch. ., Margaretha, weylant Hanß Satters hinterlassene Tochter, ein jung, grad stark Mensch (Weibsperson, nicht verächtlich gemeint), aber sie hat sich abgeschmachtet, daß sie keinem Menschen mehr ähnlich gewesen.<sup>3)</sup>



*Ortsplan von Gochsheim mit Befestigungen*

*Aus: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten, Tübingen 1913*

Durch die Heirat der letzten Ebersteinerin Albertina Sophia Esther mit Herzog Friedrich August v. Württemberg-Neuenstadt kam Gochsheim an die Wttbg.-Neuenstadter Linie (1679). Schwer wurde Gochsheim durch die Ereignisse des Pfälzischen Erbfolgekrieges getroffen. Die Franzosen unter De Bouffleur eroberten am 2. August 1689 das Städtchen und hausten gegen Verteidiger und Bürger fürchterlich. Nach einem Bericht dauerte das Gemetzel drei Stunden, „während welcher Zeit, Männer, Weiber, Kinder ohne Gnaden förmlich abgeschlachtet wurden.“<sup>4)</sup> An diesem Tage wurde Gochsheim bis auf drei Häuser, vielleicht sogar bis auf eines, die unten am Kraichbach lagen, völlig niedergebrannt. „In dem in einen Steinhaufen verfallenen Gochsheim hausten die Bewohner zunächst in Löchern, Kellern und Gewölben; dann ließ Herzog Friedrich August das vordere heutige Schloß wieder mit Dächern eindecken, damit die Gochsheimer ihren Gottesdienst daselbst abhalten konnten.“<sup>5)</sup> Mit Hilfe des Herzogs kam es dann 1698 zum Wiederaufbau der Stadt und der Kirche. Herzog Friedrich August starb 1716, seine Frau, die letzte Ebersteinerin, 1728.

Die ehemalige Landhofmeisterin von Würben, unter dem Namen von Grävenitz besser bekannt, bekam Gochsheim als Kunkellehen. Sie gab das Lehen aber bald an Württemberg zurück, und Gochsheim blieb bis 1806 württembergisch.

Noch einmal wurde Gochsheim durch Brand schwer heimgesucht. Am 25. August 1739 vernichtete ein Großfeuer 75 Gebäude, darunter die Kirche, der obere Turm, das Pfarr-, Amts- und Schulhaus, das Präzeptorat, die Apotheke und das Rathaus.

Damit soll der geschichtliche Überblick beendet werden, und das Fehlen interessanter Epochen muß in Kauf genommen werden, z. B. die Schilderung der Ansiedlung der Waldenser mit ihren großen Schwierigkeiten<sup>6)</sup>, oder die Zeit des Bauernkrieges, als sich der Kraichgauer Haufen unter Anton Eisenhut in Gochsheim sammelte.

**Das befestigte Gochsheim**

Zur Erläuterung des hier abgebildeten Planes der Stadtbefestigung ist folgendes zu sagen: Die Stadt, auf einem schmalen Bergvorsprung über der Kraich gelegen, bildete mit

der Ringmauer bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Oval von Osten nach Westen mit steilem Abfall nach der Nord- und Südseite. Die ältere Befestigung zog in halber Berghöhe um Altstadt und Schloß herum, Westmauer mit dem Obertor vor dem schmalen Sattel, den der vorspringende Höhenrücken zwischen dem nördlichen und südlichen Tal übrig läßt, die östliche Mauer mit dem ehemaligen Alten Tor, dem Mitteltor, das zwischen dem Wirtshaus „Zum Lamm“ und der Hauptstr. Nr. 70 stand. Die beiden dazwischen liegenden Mauerzüge der Nord- und Südseite benützten den Steilabfall zu den beiden Tälern. Die jüngere Ummauerung der Vorstadt hatte einen Ausgang nach Flehingen, das sog. Rote Tor, und einen weiteren am östlichen Ende der heutigen Hauptstraße unmittelbar vor der Kraichbrücke, das sog. Untere Tor.

Die hier in groben Zügen aufgezeigte Befestigungsanlage ist in ihren Resten heute noch erhalten und deutlich sichtbar<sup>7)</sup>.

## Die Martinskirche

Unter den bedeutenden Gebäuden Gochsheim's ist neben dem Schloß vor allem die Martinskirche zu nennen. Die nicht mehr existierende erste Martinskirche lag außerhalb des Ortes in der Nähe der Talmühle und wurde schon im 13. Jahrhundert die alte Kirche genannt. 1339 war die spätere Stadtkirche auf dem Felsen noch eine Kapelle. Der Turm wurde 1499 errichtet, und damals scheint der Name Martinskirche von der alten auf die neue übertragen worden zu sein. 1531 erscheint das Gotteshaus endgültig als die städtische Martinskirche. Keine hundert Jahre später wurde das Langhaus auffällig. Der berühmte Stuttgarter fürstliche Baumeister Heinrich Schickhardt besichtigte 1617 das Bauwerk und machte Vorschläge zu einem Neubau, der dann auch unter erheblichen Kosten errichtet wurde. Diese Schickhardt-Kirche verbrannte bis auf den Turm am 2. August 1689. Mit Hilfe des Herzogs



Die Martinskirche zu Gochsheim 1704  
Aus: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten



*Silhouette Gochsbeims mit Schloß und Martinskirche*

Foto: Jörg Vögely

konnte schon 1698 ein Neubau unter der Leitung des fürstlichen Baumeisters Anton Petri begonnen werden. Diese Kirche wurde 1704 in Gegenwart des Herzogs feierlich eingeweiht. Das Original der zu diesem Ereignis geprägten Erinnerungsmedaille befindet sich im Münzkabinett des Bad. Landesmuseums in Karlsruhe. Die Kirche spiegelt getreu das Schicksal des Ortes wider. Auch die Petri-Kirche ging bei dem großen Brand am 25. August 1739 zugrunde. Wieder mußte aufgebaut werden, diesmal unter der Leitung des Meisters Barth. Keßler. 1742 wurde die wiederhergestellte Kirche eingeweiht. „Aber schon 1786 mußte dieser Restaurationsbau auf Befehl der herzogl. Regierung teilweise wieder abgerissen und neu aufgebaut werden. Den Umbau leitete der herrschaftliche Werk- und Baumeister Joh. Martin Jacobi aus Balingen... Die Kirche wurde 1788 mit einem Kostenaufwand von 11 360 Gulden fertig.“<sup>8)</sup>

Die Kirche heute: Beim Turm sind von dem älteren Bau noch drei Stockwerke erhalten. Charakteristisch ist oberhalb eines vorkragenden Holzgesimses, durch schräge Zwickel übergeleitet, ein Oktogon aus Riegelwänden mit Schallöffnungen von 1742, darauf die Haube samt Laterne, Zwiebdach und Kreuzstange. Alle sonstigen eingebrochenen Fenster am Turm rühren von dem Umbauten von 1704 und 1742 her<sup>9)</sup>. Das Langhaus nennt Rott einen nüchternen Barockbau von 1704 mit den Umbauten von 1742 und 1786. Es besitzt je 5 Fensterachsen mit je einer Tür in der Nord- und Südwand und hohen, rundbogig geschlossenen Fenstern. Im Chor fanden sich 1908 anl. der Einrichtung einer Zentralheizung viele Gebeine und Reste von Särgen. Die Sakristei ist zweistöckig. Zur ehemaligen herrschaftlichen Loge führte, wie der hier abgebildete Stich von 1704 zeigt, außen eine Treppe empor. Heute ist der Logenzugang vermauert. Bemerkenswert sind die

im Innern der Kirche befindlichen Grabsteine (weißer Sandstein, Höhe jeder Platte 2,14 m, Breite 0,98 m) von Herzog Friedrich August v. Württemberg und seiner Gemahlin Albertina Sophia Esther geb. Gräfin von Eberstein.

Die schöne und ihre Umgebung überragende Kirche fügt sich hervorragend in das Ortsbild und den Komplex des Schlosses ein und prägt das Stadtbild entscheidend.

### Das Rathaus

Das Rathaus ist ein Gebäude aus dem Jahre 1773. Es ist ein großer, zweistöckiger Bau mit (Zitat nach Rott) „beiderseits abgewalmten Faltendach, darüber Türmchen mit Laterne und Haube, seitlich zwei Kugelaufsätze in Sternform“. Das Gebäude besitzt zahlreiche interessante Details, so z. B. seit-

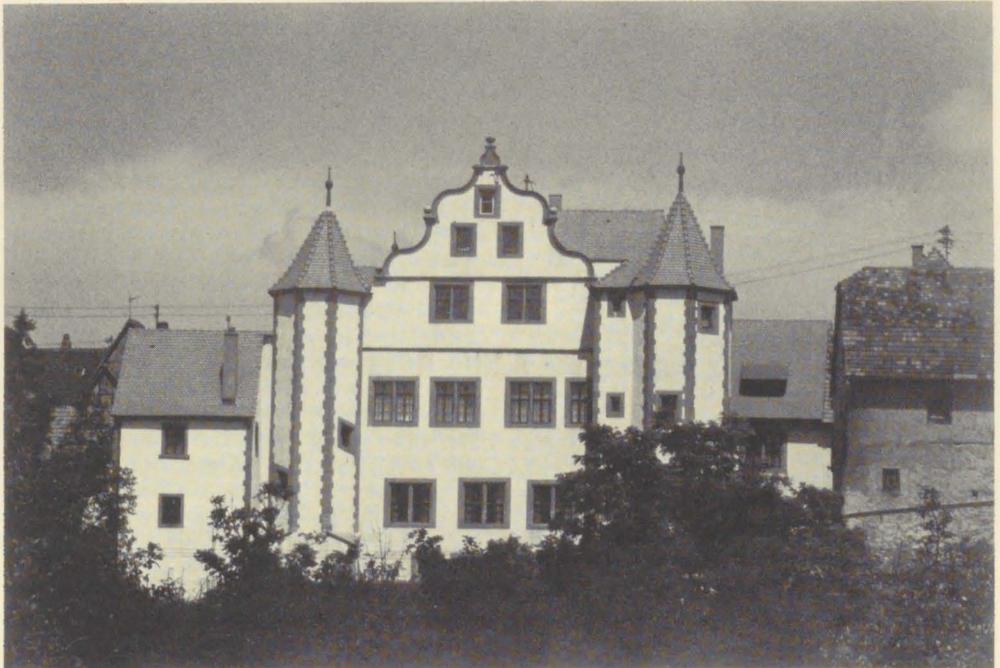
lich der Tordurchfahrt eine „Tür von eigenartigem Aufbau mit gebrochenem Giebel“, an der Ostseite mehrere bemerkenswerte, eingemauerte Inschriftsteine.

### Das Schloß

Es ist keine Inschrift an den Gebäuden erhalten, die über die Bauzeit der vormals zwei Schlösser, des vorderen und des hinteren, Auskunft gibt. Man nimmt als ziemlich gesichert an, daß Graf Wilhelm IV. von Eberstein (1497—1512) der erste Bauherr war. Der Grundriß vom J. M. Jacobi aus dem Jahre 1787, der hier abgebildet ist, zeigt, daß das hintere Schloß ein verschobenes Rechteck bildete mit zwei Treppentürmen nach der Hofseite und einen Rundturm im Nordwesten. Das vordere Schloß ist jüngeren Datums, nach Rott wurde es 1580 erbaut. Der

*Schloß Gochsheim*

Foto: Jörg Vogely





Schloß Gochsheim vom Innenhof aus

Foto: Jörg Vögely

Schreckenstag 2. August 1689 ging auch am Schloß nicht spurlos vorbei. Die alten Tür- und Fensterumrahmungen haben aber das verheerende Feuer überdauert, so daß wahrscheinlich nur das Dach und die oberen Fachwerkteile dem Brand zum Opfer fielen, die, wie weiter oben schon gesagt, von Herzog Friedrich August wieder hergestellt wurden. Die Bauaufnahme von 1787 gibt eine genaue Beschreibung der Anlage. Sie ist bei Rott auf Seite 71/72 zitiert. Da der Band allgemein den Interessierten nicht ohne weiteres zugänglich ist, sei die Beschreibung hier wenigstens für den ersten Stock angeführt: „Ist das Gochsheimer mittelmäßige noch gute Schloßgebäude.

Ist zusammen lang, was das Schloßgebäude ohne den Wassergraben und die Erker betrifft, verglichen weil alles schief läuft, 191 Schu breit, die vordere Flügel 78 Schu, der hintere Flügel ist breit ohne die Hofküchen, Erker, Bronnen und Waschhausgebäude 95 $\frac{1}{2}$  Schu, hoch 15 $\frac{1}{2}$  Schu.

1. Seind die Wassergräben zu 2 Seiten an dem Schloß.
2. Eine jemalige Stuben, ist breit und lang 9 Schu, die Decke ist gewickelt und bestochen und der Boden mit Britter belegt.
3. Eine Kammer . . .
4. Eine Kammer, die Decke ist gewickelt und bestochen und geweißt, der Boden mit Britter belegt . . .
5. Ist die ehemalige herschaftl. Hofküchen, ist zum Theil mit einem gewölbten Caminschoos versehen, der Boden mit Blatten belegt, welches vor jetzo zu einem gemeinschaftl. Wasch- und Backhaus gebraucht wird.
6. Ist ein Rundell, wo das Gartengeschirr aufgehebt wird.
7. Ist die Schneken Steegen zu der Schul- und des Schulmeisters Wohnung.
8. sind 2 Gewölber und vor jetzo der Gang und Wandel in den herrschaftl. Garten, wo der Oberamtman in Bestand hat und die Böden mit Blatten belegt.
9. Seynd Keller, wo der Kellerei Beamte zu genießen hat, die Gewölber seind gut und die Boden mit Blatten belegt . . .
10. Ist die Schneken Stiegen zur Kellerei und zur Praeceptors Wohnung.
11. Ist der Schloßhof, welcher gepflastert ist.
12. Ist des Oberamtmanns Materialien Kammer, die Decke ist mit nichts bedeckt, der Boden aber mit Blatten belegt.
13. Ist des Oberamtmanns Waschhaus, die Decke ist gewickelt und mit einem Caminschoos versehen . . .
14. Ist der

Schloßbrunnen mit einem steinernen Kasten umgeben. 15. Ist die Schnecken Stiegen zu der Oberamtey Behausung etc. und gut. 16. War eine jemalige Stuben, jetzt aber des Oberamtmanns Hozstall . . . 17. Ist ein Stüble, wie (unter 2) beschrieben worden ist. 18. Sind 2 Argiv Gewölber und die Böden mit Blatten belegt. 19. Ist der Wandel von der Brücke durchs Gewölb in Schloßhof und der Boden gepflästert. 20. Die Brücke über den Waßergraben und der Boden gepflästert. Vor dem vorderen Schloß befand sich ein Vorhof mit beiderseitigen Flügelbauten: Das Torwarthaus, Stallungen, Scheunen und die ,ehemalige Gut-schern Remies, wo bei Bauung der Kirchen der Gottesdienst gehalten worden.“<sup>10)</sup>

Rudolf Herzer, der verdiente Heimatforscher und Ehrenbürger der Stadt Gochsheim, berichtet über die weitere Verwendung des Schlosses:

„Nach 1729 in den Schlössern untergebrachte Wohnungen und Behörden: In dem ehemaligen Burggebäude: Eichamt, Forstverwaltung und Amtsphysikat bis 1815. Im hinteren Schloß: Im Kellergeschoß: Weinlager der Amtskellerei bis 1815. Im Erdgeschoß oder 1. Stock: Die Amtskellerei bis 1815. Im 2. Stock: Präzeptoratswohnung 1752—1808, Lateinschule 1779—1807, deutsche Schule 1779—1828.

Vor 1728 waren im 2. Stock auf der Nordhälfte der Rittersaal und im Rondell des Nordwestturmes die Waffenkammer und auf der südlichen Hälfte der Speisesaal untergebracht.

Im 3. Stock (Dachgeschoß) wohnten vor 1728 die Hofbediensteten, u. a. die Kammerfrau der Herzogin, Sophie Margarete Heinrich, die bis zu ihrem Ableben (1757) hier das Wohnrecht hatte. Sie wohnte auf der nördlichen Hälfte, während der Präzeptor die Räume der südlichen Hälfte beanspruchte. Nach dem Ableben der Heinrichs bekam der deutsche Schulmeister diese Wohnung.

Im vorderen Schloß: Im Kellergeschoß in den beiden Osttürmen zwei Kerker; in der Mitte eine Dunkelzelle. Die übrigen Keller dienten als Vorratskeller für Wein, Obst und Gemüse. Im Erdgeschoß oder 1. Stock: Rechts des Eingangs eine Schulmeisterswohnung 1739—1757, über die sich der Schulmeister wegen Feuchtigkeit sehr beklagte. Links des Eingangs (Südseite) die Deutsch-Lateinische Schule 1739—1815, später die Kinderschule. Im 2. Stock Wohnung der Amtsmänner 1729—1815, dann die deutsche Schule bis 1905. Im 3. Stock (Dachgeschoß) Amtsräume und z. T. Wohnungen der Amtsmänner 1729—1815, anschließend Lehrerwohnungen bis 1970.“<sup>11)</sup>

Erhalten geblieben und die Zeiten überdauert hat das vordere Schloß. Rott beschreibt es folgendermaßen: „Es ist ein Putzbau mit Aufmauerung der Ecken in sauber gehauenen Quadern. Es bildet ein Rechteck mit fast westöstlich verlaufender Achse und wird an der Ostseite von je einem Untergeschoß quadratischen und dann ins Oktogen übergehenden Eckturm, an der Südwestecke des Hofes von einem Treppenturm im gleichen Aufbau flankiert. An der entsprechenden Nordwestecke vermittelt ein halbrundes Treppentürmchen den Zugang von der Veranda des Obergeschosses zu den höheren Gelassen. Die Nord- und Südseite überragen massive Renaissancegiebel, volutenartig geschweift mit Zierkugeln auf den Gesimsenden und auf der Krönung.“<sup>12)</sup> Diese Beschreibung vermittelt schon einen guten Eindruck, ohne auf die vielen baulichen und kunsthistorisch interessanten Details einzugehen. Dies würde auch den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Immer schön ist das profilierte Eingangstor, das noch die Einlagen der ehemaligen Zugbrücke aufweist. Der Weg führt durch einen niederen gewölbten Durchgang. Die Ausgangspforte in den Hof stützt sich auf rautenkreisgeschmückte Pilaster. Die für den Hof berechnete Veranda wird von Flachbogen getragen, und der Blick streift die einfachen oder durch Pfosten zweigeteilten Festen mit geradem Sturz und bleibt an dem prunkvollen Portal in der Mitte der Oberwand haften. Schön auch die steinerne Wendeltreppe, die in das obere Stockwerk führt. Eine kunstgeschichtlich sehr interessante Entdeckung machte man 1906 anlässlich eines Umbaues im Obergeschoß des Nordostturmes:

„Es sind Stukkaturen um 1600, die in reizender Anordnung das stichkappenartige, flache Gratgewölbe des Oktogons, die Aussparungen darunter, wie die Boden- und Stürnfelder über den Türen schmücken. Die streng gegliederte vierteilige Decke, über Engelsköpfen aufsteigend gedacht zeigt zierliche Rankenmuster, die von Maskarons ausgehen und Dreiecksfelder mit Kartuschen und Rollwerk einschließen. Der Bilderfries bringt



Das Scharfrichterhaus

Foto: Jörg Vögely

Bäume, Tierszenen, Rehe, Vögel, einen Fuchs, der mit der Gans davonläuft, vom Bauer verfolgt; der übrige Schmuck Bandverschlingungen, Gehänge und Beschlägimitationen. Leider bereitet der von Salpeter durchsetzte Turm diesen eigenartigen Stukkaturen und Ornamenten baldigen Untergang.<sup>(13)</sup>

Damals schon gab der Salpeter zu großen Befürchtungen Anlaß. Die letzte gründliche Renovierung des Schlosses 1974 war eine dringende Notwendigkeit.

In dem alten Städtchen finden sich noch zahlreiche Häuser, in welchen Überreste des alten Schlosses verwendet wurden, oder die sonst noch Kennzeichen aus der Zeit tragen, da Gochsheim auch Sitz der Herzöge v. Württemberg war: Portale mit schönen

Schmuckformen, z. B. eine Renaissancetür aus gelbem Sandstein aus der Zeit um 1500. Manche dieser Schmuckformen gehen vermutlich auf die Bauweise der Waldenser zurück, die 1698 die Erlaubnis erhielten, sich in Württemberg niederzulassen und so auch nach Gochsheim kamen. Werfen wir zum Abschluß noch einen Blick auf *das Scharfrichterhaus*. Es ist ein zweistöckiger Fachwerkbau aus dem Jahre 1615 mit einem hohen, massiven Kellergeschoß. An der Hausfront befindet sich ein großer gemalter Scharfrichter, unübersehbar das blutige Geschäft des einstigen Besitzers anzeigend. Um seinen geheimnisvollen Tod rankt sich die Sage. August Stöhr, Heimatforscher und zuletzt Lehrer in Stettfeld erzählt dazu:

„Der Scharfrichter schnitt aus dem Haupthaar des Delinquenten, einer alten Sitte gemäß, eine Locke heraus. Dann verrichtete er sein grausiges Werk. Man entlohnte ihn mit 10 Gulden. Das war viel Geld in damaliger Zeit. Hunger und Durst hatte er auch und suchte ein Wirtshaus auf. Die ahnungslose Wirtin brachte ihm Trunk und Essen. Beim Bezahlen zog er mit dem Geld unglücklicherweise auch die Locke aus der Tasche. Die Wirtin erkannte sie als eine aus dem Haare ihres Mannes. Den hatten sie vor einigen Tagen geholt. Sie wußte nicht warum. Jetzt dämmerte es ihr. Sie drang in den verschlossen vor ihr sitzenden Scharfrichter. Er konnte den immer flehender werdenden Bitten der Frau nicht widerstehen und brach sein strenges Schweigegebot. Er gab der Wirtin die Locke und erfüllte ihr damit ihren einzigen Wunsch. Dann macht er sich auf den langen Heimweg. Wieder klingen eines Nachts geheimnisvolle Schläge an die Haustür des Scharfrichters von Gochsheim. Wieder gürtet er sich das Richtschwert um, und wieder begleiten in verummte Gestalten nach einem unbekanntem Ziel. Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht warten daheim Frau und Kinder auf den Vater. So sehr sie auch hoffen, der Vater kommt nicht mehr zurück von seiner letzten Henkerfahrt. Er hatte sein strenges Schweigegebot gebrochen, weil er, der Henker, in einer schwachen Stunde menschlich fühlte. Das mußte er mit dem gleichen Tod büßen, den er so oft manchem in seinem Leben bereiten mußte.“<sup>(14)</sup>

Leider hat ein Nachkomme des Scharfrichters dessen Urteilsbuch vernichtet.

## Denkmalpflege und Nutzung der sanierten Gebäude

Wenn man die neue Konzeption der Nutzung des Schlosses betrachten will, ist es angebracht, einen Blick auf die Entstehung der Stadt Kraichtal zu werfen, denn Gochsheim bildet nur einen der neun Stadtteile<sup>15)</sup>.

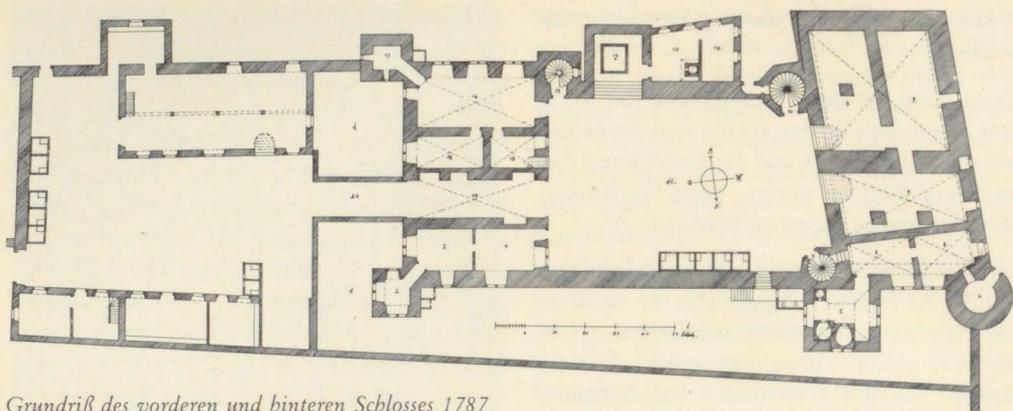
Auf die Vorgeschichte der Gemeindereform braucht hier nicht eingegangen zu werden. Die Zielplanung des Landratsamtes Bruchsal sah vor, einen Verwaltungsraum „Kraichbachtal“ mit den Gemeinden Bahnbrücken, Gochsheim, Münzesheim, Neuenbürg, Oberacker, Oberöwisheim, Unteröwisheim, dazu konnten noch die Gemeinden Menzingen und Landshausen kommen. Nach vielen Auseinandersetzungen, denn so selbstbewußte Orte wie die größte Gemeinde Unteröwisheim gaben die Selbständigkeit nicht ohne weiteres preis, wurde im Juni 1971 der Zusammenschluß der neun Orte beschlossen. Er erhielt angesichts der geographischen Lage der Gemeinden den Namen Kraichtal. Da Gochsheim und Unteröwisheim seit Jahrhunderten Städte waren, wurde diese Bezeichnung auf Kraichtal übertragen, eine Neuverleihung war nicht erforderlich. Was sich hier so leicht liest, war in der Praxis außerordentlich schwierig, die neue Stadt hatte einen schweren Start. Schon allein die räumliche Ausdehnung von 18 km erwies sich als großes Handicap. Von Bürgernähe keine Spur! Da ein Verwaltungszentrum nicht da war, es entstand erst 1976/77 in Münzesheim, waren die einzelnen Ämter auf die einzelnen Orte verteilt, und ein Unteröwisheimer mußte einen Todesfall in Menzingen anmelden. Kein Wunder, daß das künstliche Gebilde Kraichtal im Volksmund zunächst „Krachtal“ hieß. Auch der Investitionskatalog der neun Gemeinden, der in die Vereinbarungen aufgenommen werden mußte, legte die Stadt von vornherein auf künftige Maßnahmen fest. Wichtiger aber im Rahmen dieses Aufsatzes ist das historische Herkommen der Orte. Fast alle gehörten einst ver-

schiedenen Herrschaften an. So war z. B. Unteröwisheim maulbronnisch, Gochsheim ebersteinisch, Oberöwisheim bis 1803 speyrisch. Diese Tatsache hat die Orte geprägt, bestimmte über Jahrhunderte ihr Schicksal, nahm Einfluß auf die Religionszugehörigkeit. Wenn auch die Bevölkerung — auch dank der Bemühungen der Stadtverwaltung — die Stadt Kraichtal inzwischen angenommen hat, so war und ist es doch dringend notwendig, ein kulturelles Zentrum zu schaffen, ein zentraler Ort, in dem sich alle neun Gemeinden trotz ihrer strukturellen und historischen Verschiedenheit gemeinsam finden können. Kein Objekt ist dazu geeigneter als das Gochsheimer Schloß.

Bis jetzt diente das Schloß teilweise zur Aufbewahrung der recht umfangreichen städtischen volkskundlichen Sammlungen, zu der die Bevölkerung bereitwillig beigetragen hatte. Das Ziel war also ein Heimatmuseum. Darüber hinaus beherbergt das Schloß Wohnungen. Der schöne und eindrucksvolle Rittersaal wird für kulturelle Veranstaltungen und Empfänge der Stadt Kraichtal genützt, und das soll vernünftigerweise auch künftig so bleiben:

Man erinnert sich, daß Gochsheim einmal als Standort für eines der regionalen Freilichtmuseen des Landes Baden-Württemberg vorgesehen war und das entsprechende Gelände angeboten hatte. Aus diesen Plänen ist nichts geworden. Um so mehr ist das Bestreben des Gemeinderates und des für die historischen und kulturellen Belange seiner Stadt sehr aufgeschlossenen Bürgermeisters Berthold Zimmermann anzuerkennen, das Schloß optimal zu nützen. Eine neue Konzeption ist im Werden, die zwei Komponenten erkennen läßt<sup>16)</sup>.

Der aktive Heimatarbeit betreibende „Heimatverein Kraichgau“ erfaßt wohl alle Heimatforscher und viele Freunde des Kraichgaus. Außerdem sind zahlreiche Gemeinden sein Mitglied. Was dem Verein fehlt, ist eine zentrale Stelle, an der die Bibliothek, auch Spezialbibliotheken, untergebracht, ein Ar-



Grundriß des vorderen und hinteren Schlosses 1787  
 Aus: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten

chiv eingerichtet und in Ruhe Forschungsarbeit betrieben werden kann. Außerdem gibt der Verein alle zwei Jahre das wertvolle Heft „Kraichgau“ heraus, hinzu kommen Sonderveröffentlichungen wie z. B. „Schweizer Einwanderer in den Kraichgau“ (1983). Das Schloß Gochsheim bietet sich für die Zwecke des Vereins an, ein idealer Ort, zentral in der Landschaft des Kraichgautals gelegen. Der Gemeinderat der Stadt Kraichtal steht den Wünschen des Heimatvereins wohlwollend gegenüber. Man denkt an die Räume im Obergeschoß, die unmittelbar an der Wendeltreppe einen separaten Eingang haben und für die geschilderten Zwecke hergerichtet werden können.

Die übrigen an die 16 Räume in zwei Geschossen will die Stadt für sich selbst nutzen. Hier soll das bereits angesprochene kulturelle Zentrum geschaffen werden. Man denkt an die Einrichtung etwa folgender Abteilungen: Der Rundgang würde zuerst in die Kraichgauabteilung führen mit Überblick über Geschichte und die ehemaligen Herrschaftsbereiche und Würdigung bedeutender Persönlichkeiten dieser kulturell so reichen Landschaft. Dann könnte das alte Amtstädtchen Gochsheim und die Vorstellung der anderen acht Ortsteile in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart folgen. Daran würde sich die hochinteressante Schulgeschichte anschlie-

ßen, denn Gochsheim beherbergte einst ja eine Lateinschule und eine Schule für die Emigranten (Waldenser). Sinnvoll kämen dann die Kirchen und Kirchengemeinden zur Darstellung. Nicht fehlen sollte auch die Schilderung des Weinbaues, ein eigenes Weinbaumuseum gehört, wie man vernimmt, zu den weitreichenden Plänen späterer Jahre. Ganz gewiß wird die volkskundliche Abteilung zum Glanzpunkt des neuen Museums. Sie ist jetzt schon, wie bereits gesagt, sehr reich bestückt. Ganze Lebensbereiche können dargestellt werden, komplette Wohnungseinrichtungen verschiedener Epochen stehen beispielsweise zur Verfügung. Die museumsgerechte Ordnung und Aufstellung der Exponate ist eine Arbeit, die zu leisten viel Erfahrung und genaue volkskundliche Kenntnisse erfordert. Ohne wissenschaftlichen Berater wird die Einrichtung dieses Heimatmuseums im Museum nicht zu machen sein. Es ist gut, daß in Herrn Dr. Metzger vom Bad. Landesmuseum ein kompetenter Volkskundler zur Verfügung steht.

Wenn die neue Museumskonzeption für das Schloß zu Gochsheim einmal realisiert sein wird, dann wird ein Kulturzentrum geschaffen sein, das über die Stadt hinaus für den gesamten Kraichgau von großer Bedeutung ist und auch dem alten Städtchen Gochsheim einen neuen Glanz verleiht.

## Das Bäckereimuseum<sup>17)</sup>

Die Sammlung, welche im Bäckereimuseum in Gochsheim eindrucksvoll dem Besucher präsentiert wird, wurde jahrelang von den Bäckern des alten Landkreises Bruchsal zusammengetragen. Sie hatte eine wahre „Leidenszeit“ hinter sich, bevor sie in Gochsheim eine dauerhafte Bleibe gefunden hat. Der Fundus füllte allmählich „eine Zelle des Frauengefängnisses (in Bruchsal) nach der anderen aus, bot dort, vom abbröckelnden Putz übersät, einen wenig erhebenden Anblick und blieb vor allem der Öffentlichkeit vorenthalten“. Jahrelang vergammelten so die wertvollen Gegenstände hinter den feuchten Mauern des Gefängnisses, und als dessen Abbruch feststand, wandte sich der Bäckerfachverband an die Öffentlichkeit. Die Resonanz war beachtlich, denn es tauchten viele Interessenten auf, welche die Sammlung erwerben oder einzelne Stücke aufkaufen wollten. Das Spektrum reichte vom privaten Sammler bis zur Bundesfachschule für das Bäckerhandwerk in Weinheim und das Heimatmuseum Schwäbisch-Hall. Auch die Stadt Bruchsal, welche sich bis dahin um diese Schätze der Bäcker nicht gekümmert hatte, machte Vorschläge, immerhin, wenn sie auch nicht für den vorgesehenen Zweck brauchbar waren. Bürgermeister Zimmermann, dem es um einen weiteren musealen Schwerpunkt in Kraichtal zu tun war, machte nun den Vorschlag, die Sammlung nach Gochsheim zu bringen.

Was gab nun den Ausschlag, das den Bäckerfachverband veranlaßte, der Einladung Folge zu leisten? In Gochsheim gab es noch, selbst vielen Bürgern nicht mehr bekannt, das alte ehemalige Gemeindebackhaus. Das letzte Brot wurde darin um die Jahrhundertwende gebacken. Aber, und das war ebenso wichtig, in dem Haus befand sich noch die alte Backstube mit einem nahezu intakten Backofen, beinahe ein Museum für sich. Hier hatte man also ein historisches Gebäude, in dem viele der gesammelten Geräte über Jahrzehnte im



Das Bäckereimuseum

Foto: Jörg Vögely

praktischen Gebrauch gewesen waren. Das gab für die Bäcker den Ausschlag, und da sie ein Mitspracherecht in den Belangen des Museums behielten, fiel die Entscheidung für Gochsheim endgültig. Allerdings, so wie der Zustand des alten Backhauses war, konnte man kein Museum darin einrichten. Die Renovierung war unabdingbar, und eine solche kostet allemal viel Geld. Das Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, und der Landkreis gaben namhafte Zuschüsse. Was Idealismus zu leisten vermag, bewiesen die Bäcker des Fachvereins. Sie leisteten unzählige und unentgeltliche Arbeitsstunden, bis das Werk in Verbindung mit bester Handwerksarbeit 1978 vollendet war. Das Bäckereimuseum konnte eingerichtet werden. Es entstand eine für das Bäckerhandwerk vorbildliche Dokumentation, eine interessante, vielseitige Schau der Arbeit dieses ehr-



In der alten Backstube im Museum

Foto: Gemeindeverwaltung Kraichtal

würdigen Handwerkes in vergangener Zeit. Übersichtlich geordnet und im Ablauf einander folgend präsentieren sich die Schätze in der alten Backstube, über 500 Gegenstände. Sie reichen von der hölzernen Backmulde, Gugelhupfformen, Waffeleisen und Rezeptbüchern bis hin zu Teigteilmaschinen und Makronenmörsern, Nudelschneid-, Mehlsieb- und Spekulatiusmaschinen und Zwiebackschneidevorrichtungen. Die Entwicklung des Handwerks wird sichtbar und ebenso die sich wandelnden Arbeitsmethoden. Das Museum für das Bäckereihandwerk wurde zu einer Attraktion, wie sie im Kraichgau und weit darüber hinaus nicht mehr vorhanden ist.

Nun besteht die schöne Aussicht, daß vermutlich noch in diesem Jahr dem Bäckereimuseum ein *Konditoreimuseum* hinzugefügt

werden kann. Die Gemeinde hat dafür ein geeignetes Domizil zur Verfügung gestellt. Auch dieses Unternehmen hat eine interessante Vorgeschichte, die zeigt, was mit Aufmerksamkeit und Engagement erreicht werden kann. Durch Zufall erfuhr Bürgermeister Zimmermann von der Geschäftsaufgabe der in Karlsruhe alteingesessenen und hochgeschätzten Konditorei Schwarz in der Karlstraße. Die vorhandenen Maschinen und Geräte sollten verkauft werden und wären dadurch in alle Winde zerstreut worden. Da die Konditorei Schwarz Jahrzehnte ihre Produkte gleichbleibend in „alter Väter Weise“ herstellte, befand sich in ihrer technischen Einrichtung wahre und wohl auch einmalige Kleinode des Konditoreihandwerkes. Es war ein Bravourstück, daß die Verzettelung der Einrichtung verhindert und für Gochsheim erworben werden konnte. Wohl nirgendwo anders wird bald eine komplette alte Konditorei zu bewundern sein wie in Gochsheim. Eine bessere und sinnvollere Ergänzung des Bäckereimuseums ist nicht vorstellbar. Gochsheim wird so wohl zum Mekka der Bäcker und aller anderen an diesem Handwerk Interessierten werden.

Damit kann die Betrachtung über Gochsheim geschlossen werden. Sieht man, was sich in dem alten Amtsstädtchen tut, auch durch private Initiative, so wird deutlich, daß hier wesentliche Forderungen der Denkmalpflege beachtet werden. Man weiß, daß die Sanierungsvorhaben helfen, die historische Bausubstanz zu erhalten, wenn auch bedauerliche Lücken nicht vermieden werden konnten, und damit das historisch gewachsene Bild Gochsheims nach Möglichkeit bewahrt wird. Und die historischen Gebäude prägen nun einmal das Gesicht eines jeden Ortes und jeder Stadt. Man weiß ebenso, daß jedes zerstörte Denkmalgebäude unwiederbringlich verloren ist. Erst ihre sinnvolle Nutzung garantiert auch ihre bauliche Erhaltung für die Zukunft.

## Literaturnachweis

Rott, Hans, Bearbeiter, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten (Kreis Karlsruhe), Tübingen 1913. Zitiert: Rott  
Feigenbutz, Leopold, Der Kraichgau und seine Orte, eine geschichtliche Abhandlung, verbunden mit der 2. Auflage von Samuel Friedrich Sauters alten Nachrichten aus Flehingen; Originalauflage: Bretten 1878, Reprintausgabe 1976, Magstadt b. Stuttgart. Zitiert: Feigenbutz  
Weiser, Emil, Geschichte der ehemals württembergischen Stadt Gochsheim im Kraichgau, Bruchsal 1912  
Kraichtal-Jahrbuch, herausgegeben von der Stadtverwaltung Kraichtal. a) 1. Ausgabe 1974, b) 2. Ausgabe 1978. Zitiert: Jahrbuch  
Herzer, Rudolf, Kraichtal und seine Baudenkmäler, in Kraichtal-Jahrbuch 1974. Zitiert: Herzer  
Vögely, Ludwig, Kleinod auf dem Kalksteinfelsen, Badische Neueste Nachrichten vom 4. 12. 1959  
Banghard, Karl, Im Gochsheimer Schloß, Heimatmuseum und zentrale Bibliothek, Badische Neueste Nachrichten Nr. 297 vom 22. 12. 1984

## Anmerkungen

- 1) BNN, 4. 12. 1959
- 2) Herzer S. 30
- 3) Feigenbutz S. 1 ff.
- 4) Rott S. 56
- 5) Rott S. 57
- 6) Weiser S. 22 ff.
- 7) Rott S. 64 ff.
- 8) Rott S. 67
- 9) Rott S. 61
- 10) Rott S. 71
- 11) Herzer S. 36 ff.
- 12) Rott S. 73
- 13) Rott S. 77
- 14) BNN, 4. 12. 1959
- 15) Jahrbuch 1974
- 16) Siehe dazu BNN v. 22. 12. 1984
- 17) Siehe dazu Jahrbuch 1978

---

„Hier ist noch kaum entdecktes vergilisches Land“, schrieb der Dichter Otto Rombach über den Kraichgau und wollte damit sagen, daß dies ein bäuerliches und idyllisches Land sei. Der Historiker Willy Andreas meint, daß des Kraichgaues „milde Reize so leicht gegenüber der kraftvolleren, herberen Schönheit des Schwarzwaldes unterschätzt werden“. Vor über vierhundert Jahren hat David Chyträus einer aufmerksamen Zuhörerschaft im fernen Rostock erklärt: Der Kraichgau bereite „wie ein lieblicher Garten dem Besucher viel Genuß und Ergötzen“. Als der weitgereiste Geograph Friedrich Ratzel sich im Alter der Zeit erinnerte, da er einige Jahre im Kraichgaurdorf Eichersheim verbrachte, fand er Sätze, die den Klang einer Landschaftsschilderung Adalbert Stifters haben. Und ein moderner Geograph, Friedrich Metz, schrieb: „Wenn sich im August die hellen, oft mit Reben bestandenen Lößwände vom blauen, wolkenlosen Himmel scharf abheben, möchte man fast geneigt sein, diese Landschaft mit einer toskanischen zu vergleichen.“ Vergil — Adalbert Stifter — Toskana; immerhin. Es muß schon etwas an diesem „kaum entdeckten“ Land sein.

Wo liegt der Kraichgau? So man diese Frage an Heimatfreunde dieser Gegend stellt, kommt man leicht zu einem lebhaften Disput. Manche dieser Dörfer und Städtchen wollen nicht zum Kraichgau gehören. Anderen wird die Ehre gar nicht zugebilligt. Einig sind sich alle in der Feststellung, daß dieser Kraichgau gen Westen seine Grenze hat in den Hügeln, die zur Rheinebene abfallen. Gen Norden, Osten und Süden macht es Schwierigkeiten. Hier ist man „Kleiner Odenwald“; dort bezeichnet man Stromberg und Heuchelberg, den Zabergäu als Grenze; und im Süden will Enz- und Pfinzgau eine andere Landschaft sein.

Jener David Chyträus war viel großzügiger. Für ihn fing dieser Kraichgau am Neckar an. Er nennt Wimpfen und im Südosten „ungefähr“ Pforzheim. In der „wahrhaftigen“ Beschreibung in Merians „Topographia Palatinatus Rheni“ von 1645 liegt Heidelberg, „der Untern Pfalz Hauptstatt im Craichgöw“, und in einer Landschätzung von 1439 gehören Neckargemünd wie Dilsberg zum Kraichgau. Ein Geograph unserer Zeit, Walther Tuckermann, meinte, man neige heute dazu, das zwischen Schwarzwald und Odenwald gelegene Land zum Kraichgau zusammenzufassen. Noch manche Zeit wird es dauern, bis aus dieser Meinung ein anerkannter geographischer Begriff wird.

Hugo Hagn, in: „Der Kraichgau“, Langewiesche Bücherei, o. J.

# Die Rose der Ebersteiner

Im Nachgang zu dem Aufsatz über Gochsheim mitgeteilt

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Landesgeschichte und Landeskunde zu betreiben, ist wieder modern und wird allenthalben praktiziert. Das ist ein legitimes Anliegen und auf jeden Fall förderungswürdig. Die Zeugen der Vergangenheit, vor allem die Ruinen unserer Schlösser und Burgen bieten sich dazu besonders an und genießen mit Recht die volle Aufmerksamkeit der Heimatkundler und vor allem auch derer, die sich um die ortsgeschichtliche Überlieferung bemühen. Dadurch werden Ereignisse der Geschichte wach gehalten. Es ist selbstverständlich, daß sich die Sage der Herrschaftssitze in der verschiedensten Form angenommen hat. Nicht alle Geschlechter sind gleich „ergiebig“, gut aber ist es in dieser Hinsicht um die einst mächtigen Ebersteiner bestellt. Was hier im Zusammenhang mit Gochsheim interessiert, ist die Sage von der Rose der Ebersteiner. Sie soll in zwei Fassungen vorgestellt werden.

1. „Die Rose der Ebersteiner“ nach Johannes Sattlers „Chronicke der Stadt Freyburg“ (1515), zitiert nach Johannes Künzig „Schwarzwald-Sagen“, Köln 1972, S. 278/279:

„Man sagt das die Graffen vor zeitten so mechtig Herren sein gewesen / also das inen die Marggraffen von Baden zu hoff sein geritten und gedient haben / unnd haben in irem wappen gefüret eyn Eber auff einem stein. Nun wardt eins mall einer von Eberstein von dem römischen Keyser geschickt in Potschafts weis ken Rom zu dem Bapst / da dan andere mechtige potschaften auch versamlet waren. Nun begab es sich auf den Sonntag Letare / als dann der Bapst zu Rom die Rosen umbtregt / unnd die schanckt er

zu einer grossen eher unnd wirdigkeit / der obersten und grösten Potschaft / die das von einem Römischen Keyser auf die zeit geschickt worden war / das war der von Eberstein / unnd als der die gros verehrung unnd schenckung von dem Bapst empfangen hatt / unnd nun wiederumb heim kam zu dem Römischen Keyser mit solcher begabung / da verendert im der Keyser das Wappen / unnd gab im die rotte Rosen in den Schilt für den Eber / unnd schanckt im auch darnach zu einer verehrung unnd begabung einen köstlichen ring mit einem Türckis / unnd wie er im die roth Roß hatt von der grossen verehrung unnd wirdigkeit wegen / in den Schilt gesetzt / also satzt er im auch denselbigen Türckis in die mitten in die rodt Rossen / auch von der verehrung wegen / darumb führen die von Eberstein itzt ein rotte Rosen mit einem blawen kernen in einem weissen felt / wie dann das inen von dem Römischen Keyser geschenckt und geben ist worden zu einer grossen eher und wirdigkeit.“

2. „Die Grafen von Eberstein“ nach Gebrüder Grimm „Deutsche Sagen“, 2. Band, Berlin 1818, zitiert nach Diederichs und Hinze „Alemannische Sagen“, Köln 1984, S. 97—99:

„Als Kaiser Otto seine Feinde geschlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen von Eberstein, die es mit seinen Feinden hielten. Das Schloß stand auf einem hohen Fels am Wald, und drithalb Jahr lang konnte es das kaiserliche Heer immer nicht bezwingen; sowohl der natürlichen Festigkeit als der tapferen Verteidigung der Grafen wegen.

Endlich riet ein kluger Mann dem Kaiser fol-

gende List: er solle einen Hoftag nach Speyer ausschreiben, zu welchem jedermann ins Turnier sicher kommen dürfe; die Grafen von Eberstein würden nicht säumen, sich dahin einzufinden, um ihre Tapferkeit zu beweisen; mittlerweile möge der Kaiser durch geschickte und kühne Leute ihre Burg überwältigen lassen.

Der Festtag zu Speyer wurde hierauf verkündigt; der König, viele Fürsten und Herren, unter diesen auch die drei Ebersteiner waren zugegen; manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die Reigen, wobei der jüngste Graf von Eberstein, ein schöner anmutiger Mann mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich heimlich eine schöne Jungfrau den drei Grafen und raunte: „Hütet Euch, denn der Kaiser will Eure Burg ersteigen lassen, während Ihr hier seid; eilt noch heute Nacht zurück!“

Die drei Brüder berieten sich und beschloßen, der Warnung zu gehorchen. Darauf kehrten sie zum Tanz, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen und hinterlegten hundert Goldgulden zum Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber schifften sie über den Rhein und gelangten glücklich in ihre Burg heim. Kaiser und Ritterschaft warteten am anderen Tag vergebens auf ihr Erscheinen zum Lanzenspiel; endlich befand man, daß die Ebersteiner gewarnt worden wären. Otto befahl, aufs schleunigste die Burg zu stürmen; aber die Grafen waren zurückgekehrt und schlugen den Angriff mutig ab.

Als mit Gewalt gar nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden

eingelassen und in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen und roten Wein, Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgesandten verwunderten sich über solche Vorräte. Allein die Fässer hatten doppelte Böden oder waren voll Wasser; unter dem Getreide lag Spreu, Kehrlicht und alte Lumpen. Die Gesandten hinterbrachten dem Kaiser, es sei vergeblich, die Burg länger zu belagern; denn der Wein und Korn reiche denen inwendig noch auf dritthalb Jahre aus.

Da wurde Otto geraten, seine Tochter mit dem jüngsten Grafen Eberhard von Eberstein zu vermählen und dadurch dieses tapfere Geschlecht auf seine Seite zu bringen. Die Hochzeit ward in Sachsen gefeiert, und der Sage nach soll es die Braut selber gewesen sein, welche an jenem Abend die Grafen gewarnt hatte. Otto sandte seinen Schwiegersohn hernachmals zum Papst in Geschäften; der Papst schenkte ihm eine Rose in weißem Korb, weil es gerade der Rosensonntag war. Diese nahm Eberhard mit nach Braunschweig, und der Kaiser verordnete, daß die Rose in weißem Feld künftig das ebersteinische Wappen bilden sollte.“

Diese zweite Version bringt die Jungfrau ins Spiel, welche den Grafen warnt, wodurch die Burg gerettet wird. Der jüngste Ebersteiner gewinnt sogar die Kaisertochter zur Frau und schließlich auch noch die Rose in Rom. So hochgeboren war die Gochsheimer Jungfrau nicht, sie wurde auch nicht geheiratet, wohl aber auf dem Brunnen verewigt und so dem Vergessenwerden entrisen.

Was aber ein Dichter aus der alten Sage zu machen weiß, soll als Abschluß dieser kleinen Betrachtung stehen: Ludwig Uhlands Ballade „*Der Ebersteiner*“.

Zu Speyer im Saale, da hebt sich ein Klingen  
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen,

Graf Eberstein  
Führet den Reih'n

Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,  
Da flüstert sie leise (sie kann's nicht verschweigen):

„Graf Eberstein,  
Hüte dich fein!

Heut' nacht wird dein Schloßlein gefährdet sein.“

„Ei!“ denket der Graf, „Euer kaiserlich' Gnaden,  
So habt ihr mich darum zum Tanzen geladen?“

Er sucht sein Roß,  
Läßt seinen Troß

Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Ebersteins Feste, da wimmelt's von Streitern,  
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.

Graf Eberstein  
Grüßet sie fein,

Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,  
Da meint er, es sei die Burg schon genommen.

Doch auf dem Wall  
Tanzen mit Schall

Der Graf und seine Gewappneten all':

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,  
Tut's not, Ihr versteht aufs Tanzen Euch besser.

Euer Töchterlein  
Tanzet so fein,

Dem soll meine Feste geöffnet sein.“

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,  
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen:

Graf Eberstein  
Führet den Reih'n

Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,  
Da flüstert er leise (nicht kann er's verschweigen):

„Schön Jungfräulein,  
Hüte dich fein!

Heut' nacht wird ein Schloßlein gefährdet sein.“

# Eichtersheim im Angelbachtal und seine großen Söhne

*Ludwig Vögely, Karlsruhe*

## Aus der Geschichte

Wer Eichtersheim besucht, betritt einen sehr alten Ort. Das freundliche Dorf, im früheren Landkreis Sinsheim a. d. E. gelegen, wurde schon im 9. Jhd. im Lorscher Kodex zweimal urkundlich erwähnt. Es ist die Stammgemeinde des oberen Angelbachtals, aus der sich die Gemarkungen von Michelfeld (850) und von Mühlhausen (970) ausgegliedert haben. An dem wichtigen Kreuzungspunkt des Ost-West- und Nord-Süd-Durchganges entstanden, war hier eine sehr frühe Besiedelung zu finden. Man entdeckte vorgeschichtliche Grabhügel, grub um die Jahrhundertwende eine große alemannische Siedlung aus, ebenso wurde ein Friedhof mit 32 Reihengräbern aufgedeckt, der wertvolle Beigaben enthielt. Die Franken waren wohl die eigentlichen Ortsgründer. Um 1200 trat dann die für die Ortsgeschichte bestimmende Macht auf, die Grundherrschaft. Die vorhandenen Ländereien fielen an die Landschade von Steinach. Die Herrschaft kam nach ein paar wechselnden Besitzern in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts an die Herren von Venningen. Dieses uralte Adelsgeschlecht blieb nun durch Jahrhunderte die Grundherrschaft des Dorfes, dessen Bild sie stark und unübersehbar beeinflusste. Ihnen ist es zu danken, daß heute noch bauliche Kostbarkeiten vorhanden sind, die weit über den dörflichen Rahmen hinausgehen. Orts- und Familiengeschichte der Venningen blieben seit dem ausgehenden Mittelalter untrennbar miteinander verbunden.

## Das Schloß

Die Herren von Venningen sind auch die Erbauer des schönen Wasserschlosses, der Zierde des Dorfes. Es liegt in einem herrlichen Schloßgarten, der unter Naturschutz steht und dessen Platanen-, Kastanien- und Ahornalleen besonders im Herbst bezaubern. Das Schloß ist in Hufeisenform mit ungleich langen Seitenflügeln erbaut. Von zwei großen Rundtürmen, welche die Rückseite nach dem Park flankierten, ist nur noch einer vorhanden. Die breite, gewölbte Schloßbrücke mit steinerner Brüstung liegt in der Mittelachse des schmalen Schloßhofes. Die Hauptanlage des Schlosses wurde 1596 errichtet, und oberhalb des Haupteinganges grüßt das Venningen-Frondsbergische Allianzwappen herunter. Spätere Zutaten haben Inneres und Äußeres stark verändert, z. B. durch das Anbringen eines gotischen Erkers. Dieser Erker stammt von der Venningenschen Burg Neidenstein, wo die Abbruchstelle noch zu erkennen und das Gegenstück vorhanden ist. Das Innere des schönen Erkers zeigt als Schlußstein des Kreuzgewölbes das Venningensche und an der Stirn das Venningensche-Windecksche Allianzwappen. Im Inneren des Schlosses ist noch ein steinernes Türgestell in guten Renaissanceformen aus dem Jahre 1569 bemerkenswert.

Im Zeitalter des Barock erlebte Eichtersheim einen großen baulichen Aufschwung, es erhielt die bis heute erhaltene Prägung. Es war besonders der baufreudige Freiherr Karl Philipp von Venningen, der mit einem guten



*Das Wasserschloß der Herren von Venningen, heute Rathaus der Gemeinde Angelbachtal*

Foto: L. Vögely

Baumeister zu Werke ging. Er gestaltete das Schloß im Inneren um. Auf ihn geht das in der Mitte des Querflügels gelegene, vom Podest der zweiarmigen Freitreppe zugängliche Hauptportal, das sein Allianzwappen mit der Jahreszahl 1767 trägt, zurück. Auch die wunderschöne barocke Haupttreppe im Stiegenhaus, die in die beiden Obergeschosse führt, ist sein Werk. Besonders eindrucksvoll präsentiert sich das reiche Schnitzwerk der Treppe.

Einst barg das Schloß in seinen Gängen und Zimmern viele Kostbarkeiten: Möbel, Bilder, Porzellane, Gläser. Von hervorragender Qualität waren die Schränke und Truhen. Das aber ist lange her. Der letzte Krieg und besonders die Nachkriegszeit setzten eine verhängnisvolle Zäsur. Asyl für ungezählte Flüchtlinge, die gedrängt in den Zimmern hausten, mußte das Schloß im Innern

zwangsläufig notleiden. Manches wertvolle Möbelstück löste sich in Rauch auf, denn jeder mußte kochen und heizen. Wem wollte man da heute einen Vorwurf machen! Bis 1960 wurde das Schloß wenigstens teilweise vom Freiherrn bewohnt. Dann aber gab es Ärger, weil der Zugang zu der neu erbauten Schule im Ortsteil Michelfeld durch den Schloßpark führen sollte, was der Eigentümer ablehnte. Der Freiherr bot das Schloß samt Areal zum Verkauf an. Ein Industrieller aus dem Rheinland wollte beides erwerben, aber da machte das Land Baden-Württemberg von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch und kaufte das Bauwerk, das dann 1963 in den Besitz der Gemeinde überging. Der Baron zog samt seinem Rentamt nach Neidenstein, wo er sich die Burg hatte wohnlich ausbauen lassen. Lange Jahre stand das Schloß nun leer, und die Gemeinde bot es nun ihrer-

seits zum Verkauf an. „Durch das morschgewordene Dach tropfte der Regen, die Inneneinrichtung war von ungebetenem ‚Schloßbesitzern‘ herausgerissen und demoliert worden, aber trotz zahlreicher Interessenten wollte sich kein geeigneter Käufer finden.“ (Bad. Neueste Nachrichten vom 22. 5. 1980.) Über 60 Bewerber waren aufgetreten, die das Schloß den unterschiedlichsten Zwecken zuführen wollten. Dann aber erwachte in der Bevölkerung das Traditionsbewußtsein, eine engagierte Bürgergruppe lief gegen den Verkauf Sturm. Und man hatte Erfolg! 1977 fiel für die Gemeinde der so wichtige Beschluß, das gemeindeeigene Schloß zu restaurieren und als Rathaus für die beiden durch die Gemeindereform zusammengelegten Orte Eichersheim und Michelfeld auszubauen (Angelbachtal). Mit einem Kostenaufwand von 2,1

Millionen DM, an dem sich Bund, Land und Kreis beteiligten, wurde das Schloß nach seinem historischen Vorbild hervorragend renoviert. Die Fassaden wurden originalgetreu beibehalten, ebenso die alte Raumaufteilung, der Treppenaufgang und die mächtige Eingangstüre. Im Mai 1980 konnte das Schloß seiner neuen Bestimmung als Rathaus feierlich übergeben werden. Ein Restaurant mit der früher im „Rössel“ befindlichen „Hekkerstube“ wurde ebenfalls eingebaut.

Heute bietet das Schloß einen wohltuenden Anblick von innen und außen. Es ist ein ausgezeichnetes Beispiel sinnvoller, angebrachter Denkmalspflege, durch die der Gemeinde das beherrschende historische Gebäude erhalten und maximaler Nutzung zugeführt wurde.



Altes Rentamt 1779 (Geburtshaus Friedrich Heckers), ehemalige Schloßkirche (1782) und evang. Kirche (1786, Turm 100 Jahre später)

Foto: L. Vögely

## Die anderen Barockbauten

Neben dem Schloß gibt es eine ganze Anzahl schöner und wohlproportionierter Bauten in Eichtersheim. Das dem Schloß gegenüberliegende ehemalige Rentamt der Freiherren von Venningen ist ein vornehmer Barockbau aus dem Jahre 1779, der im gewölbten Erdgeschoß das Venningensche Archiv enthielt, das jetzt in Neidenstein untergebracht ist.

Etwas oberhalb dieses Gebäudes steht die im Jahre 1782 von Karl Philipp v. Venningen und seiner Gemahlin geb. von Hutten erbaute alte katholische Kirche, die man wohl als die ehemalige Schloßkirche bezeichnen kann. Auch sie ist ein schöner Barockbau und enthält die Familiengruft des alten Geschlechtes mit vielen interessanten Epithaphen. Als die neue Kirche der beiden zusammengelegten Gemeinden gebaut wurde, stand die alte Kirche lange leer, und der Zer-

fall drohte. Eine leerstehende Kirche einem anderen Zweck zuzuführen, ist sehr schwer. Schließlich bewahrte sie der bekannte Bildhauer Jürgen Goertz vor einem bösen Schicksal, indem er sie kaufte und in dem hohen Raum sein Bildhaueratelier einrichtete.

In der Hauptstraße fallen das evang. Pfarrhaus, das alte Rathaus und der Gutshof auf. Das alte Rathaus stammt aus dem Jahre 1773, die beiden anderen Gebäude aus dem Jahre 1768. Alle drei der über den Türen wappentragenden Gebäude sind in ihrer Konzeption Kleinode der Baukunst. Das alte Rathaus war an sich gar kein Rathaus, sondern das Gefängnis. Die Grundherren übten auch die Gerichtsbarkeit über ihre Dörfer aus, so daß in diesem Gefängnis auch die Übeltäter von Eschelbronn, Neidenstein und Grombach einsaßen. Der wunderschöne Bau enthält im Innern vier Gefängnisräume, ganz gewiß keine freundlichen Stuben, sondern enge, finstere Zellen. Dies gilt besonders für die zwei Räume, die etwa drei Meter unter der Erde liegen, ohne Licht und von der Außenwelt völlig abgeschlossen. Welche Dramen mögen sich in diesen Löchern abgespielt haben!

Der Gutshof ist ein in seinen Proportionen beeindruckender Barockbau, langgestreckt, eingeschossig mit hohem Erdgeschoß. Über seiner breiten Toreinfahrt mit einem großartigen Gitter trägt er das Venningen-Huttensche Allianzwappen mit der Jahreszahl 1768. Auch dieser Bau ist wie die Kirche und das Rentamt ein Werk des Freiherren Karl Philipp von Venningen, des damaligen badischen Regierungspräsidenten.

Mit freundlicher Genehmigung des Landesdenkmalamtes entnehmen wir den Text von der Broschüre „Leben mit der Geschichte“ (herausgegeben vom Innenministerium) S. 14, um ein Beispiel eines ländlichen barocken Anwesens in Eichtersheim geben zu können (Hauptstr. 24): „Die spätbarocke Hofanlage von 1787 mit Torfahrthaus, rückwärtigem Wirtschaftshof und abschließendem Stall-



Das alte Rathaus (1773)

Foto: L. Vögely



Spätbarocke Hofanlage v. 1787 und Gutsbof (links, 1768)

Foto: L. Vögely

und Scheunengebäude steht in einer Reihe gleichartiger Höfe, die im Zuge des Ausbaus von Eichtersheim als Landsitz des Freiherrn Karl Philipp von Venningen zwischen 1768 und 1792 entstanden. Charakteristisch für die Hofanlage ist das auf hohem Kellersokkel errichtete zweigeschossige massive Traufenhaus mit großer, korbbogiger Hofdurchfahrt und einem über die Vortreppe sitzenden Hauseingang mit Oberlicht und kräftig profiliertem Gewände als Hauptmerkmalen. Die Anlage repräsentiert einen im 18. und frühen 19. Jahrhundert über den Rhein-Nekar-Raum hinaus verbreiteten Typus des dörflichen (bzw. auch vorstädtischen) Parallelgehöftes. Ihre Erhaltung liegt daher (ebenso wie der der anschließenden Nachbargehöfte) sowohl aus wissenschaftlichen (d.h. bau- und siedlungsgeschichtlichen) als auch heimatgeschichtlichen Gründen im öffentlichen Interesse.“

An dieser Stelle sei dem Landesdenkmalamt und besonders der Außenstelle Karlsruhe Dank gesagt für ihre Bemühungen, zusammen mit den Eigentümern die wertvollen Bauten aus dem barocken Ausbau Eichtersheims zu erhalten und im neuen Glanz wieder zu präsentieren. Das Dorf hat dadurch ungemein gewonnen.

Damit kann der Gang durch Eichtersheim abgeschlossen werden.

Aus Eichtersheim, dem doch kleinen Ort, stammen eine Reihe von Persönlichkeiten, die es verdienen, in der „Badischen Heimat“ gewürdigt zu werden. An sie soll im folgenden erinnert werden.

### 1. Friedrich Ries gestaltete Karlsruhe zur Gartenstadt

Friedrich Ries wurde am 31. Oktober 1849 in Eichtersheim geboren, in einer Zeit also, da sein Landsmann Friedrich Hecker vergeb-



Stele mit der Büste von Friedrich Ries im Karlsruher Stadtgarten

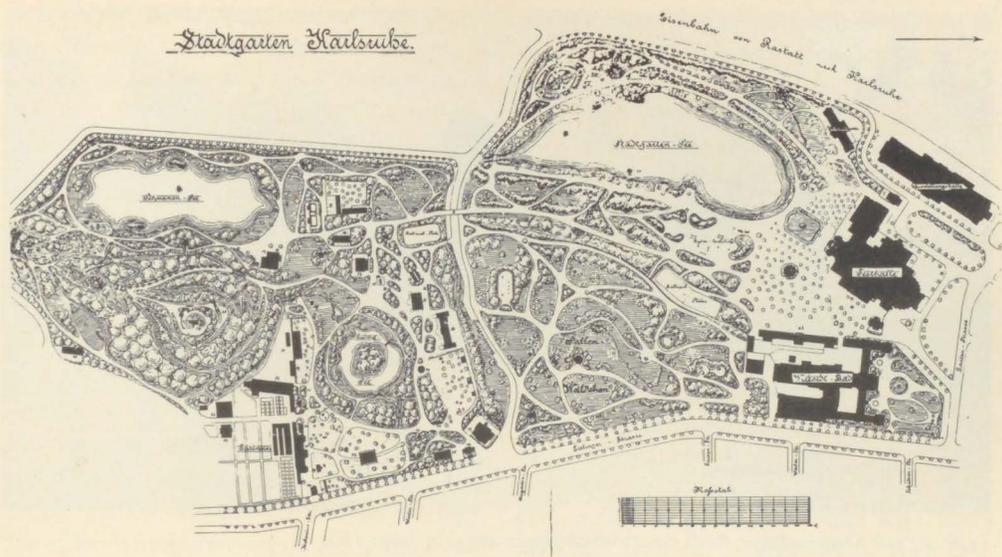
Foto: L. Vögely

lich um die Republik gekämpft hatte und in Amerika auf eine bessere Zukunft wartete. Ries kam nach der Schulzeit in der Schloßgärtnerei in die Lehre und erlernte das Gärtnerhandwerk. Dem jungen Mann genügte aber das Dasein in dem kleinen Eichtersheim bald nicht mehr, und er wußte, daß er sich um Bildung bemühen mußte, wenn er in der Welt weiterkommen wollte. Ein untrügliches Zeichen seiner Intelligenz ist es, daß er sich autodidaktisch in den alten Sprachen, Geometrie, Mathematik, überhaupt in den Naturwissenschaften weiterbildete. Dann folgten die Wanderjahre, die Ries nach Paris und Nancy führten. Zurückgekehrt in die Heimat, wechselte er in das Wasser- und Straßenbaufach über. 1876 legte Ries die Straßenbaumeisterprüfung vor der Wasser- und Straßenbaudirektion in Karlsruhe ab.

Bei dieser Behörde wurde er dann Bauaufseher. Es folgten noch Tätigkeiten in Offenburg und Lörrach, bis dann Ries endgültig nach Karlsruhe zurückkehrte. Am 1. August 1878 trat er beim Wasser- und Straßenbauamt der Stadt Karlsruhe als Straßenmeister in den Dienst. 1884 beauftragte Oberbürgermeister Lauter den 35jährigen Straßenmeister zusätzlich mit der Leitung der Stadtgärtnerei. Dieser Entschluß des Oberbürgermeisters wurde für die Stadt und ihre Bevölkerung höchst bedeutungsvoll, wie die Zukunft erweisen sollte. Zunächst bewältigte Ries diese Doppelfunktion mit der ihm eigenen Energie und Zuverlässigkeit, bis er 1889 zum Stadtgärtner ernannt wurde. Bis zu seiner Pensionierung 1917 hat der später zum Gartendirektor ernannte Friedrich Ries eine segensreiche Tätigkeit für die Stadt Karlsruhe entfaltet, er hat sie zur Gartenstadt gemacht. Was wäre die Stadt Karlsruhe ohne ihren Stadtgarten? Die Nachrufe, die zum Tode von Friedrich Ries in der „Badischen Presse“ und im „Karlsruher Tageblatt“ erschienen, zeigen, was Ries aus diesem Garten gemacht hat und welch großartiger Gärtner und Landschaftsplaner da am Werk war. Die beinahe überschwänglichen Lobpreisungen zeigen deutlich, wie die Bewohner „die günstigste Entwicklung, die großzügige Verwandlung dieses herrlichen Fleckchens Erde, Lieblingsaufenthalt der Karlsruher“ bewunderten. Diese Entwicklung könne nur der ermessens, der den Stadtgarten in seinen kleinsten Anfängen miterlebt habe, aus den alten Anfängen habe Ries das Entzückende und Geschmackvolle geschaffen. In seinem „Führer durch den Stadtgarten zu Karlsruhe“ (erschienen 1910, S. 45) ging Ries auf die Geschichte des Gartens ein. Diese stadtgeschichtlich sehr interessanten Feststellungen seien hier zitiert:

„In den sechziger Jahren hatte das Gelände, auf welchem sich heute der Stadtgarten ausdehnt, so wie dasjenige seiner Umgebung noch einen vollständig ländlichen Charakter. Östlich der Ettlinger Straße lagen Gärten und

## Stadtgarten Karlsruhe



Plan des Stadtgartens zu Karlsruhe von Friedrich Ries aus dem Stadtgartenführer 1910

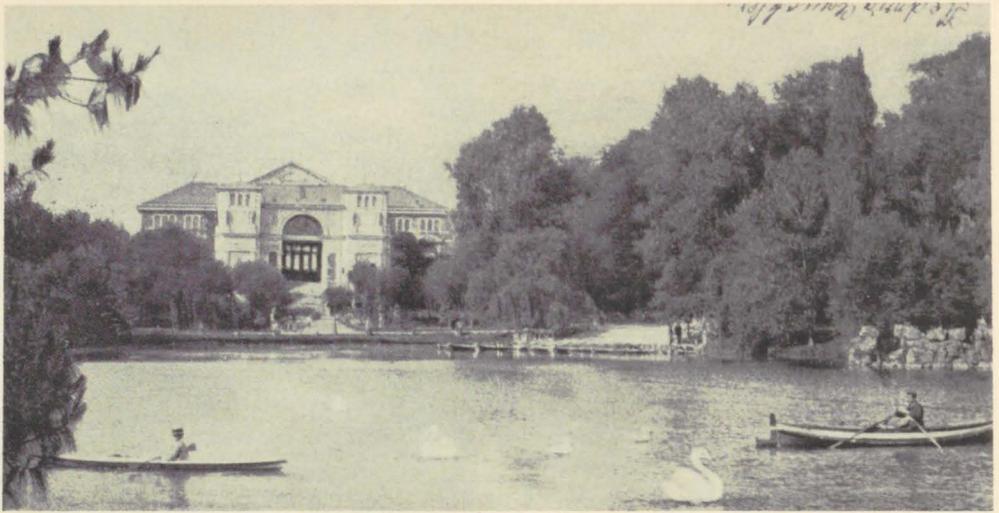
Felder mit einigen zerstreuten Häusern; westlich dieser Straße lag einige Meter tiefer die ‚Schießwiese‘, welche im Winter überschwemmt wurde, um der Eisgewinnung und dem Schlittschuhsport zu dienen. An diese Schießwiese reihte sich in etwas verwildertem Zustande das Sallenwäldchen an und dann folgten südlich die zum größten Teile noch unüberbauten Felder, woselbst jetzt der Hauptbahnhof erstellt wird.

Im Jahre 1866 hat sich auf Anregung des bad. Vereins für Geflügelzucht im südlichen Teil des Sallenwäldchens ein Tiergarten als Aktienunternehmen gegründet, welcher, nachdem 1877 die Festhalle erbaut, und in deren Umgebung unter Zuziehung eines Teiles des Sallenwäldchens größere Anlagen geschaffen waren, samt dem ganzen Inventar in städtische Verwaltung übergang. Damit war der Anfang für die jetzige Ausgestaltung des Stadtgartens gemacht.

Zur Gewinnung des nötigen Auffüllmaterials für die Anschüttungen bei der Festhalle wurde der größere Teil des südlich derselben gelegenen Geländes auf eine Tiefe von ca.

0,60 m unter dem Normalhorizontwasserstand ausgehoben, wodurch alsdann der Stadtgartensee entstanden ist. Seit einigen Jahren ist der Grundwasserstand soweit zurückgegangen, daß die Sohle des Stadtgartensees höher liegt als der normale Grundwasserstand. Der See muß infolgedessen auf künstliche Weise gespeist werden. Im Laufe der Jahre wurde der Garten wiederholt durch teilweise Einbeziehung der westlich und südlich gelegenen Wiesen erweitert. Eine umfangreiche Vergrößerung erhielt derselbe ganz besonders durch die im Jahre 1889/93 erfolgte Herstellung des Lauterberges mit Hochreservoir. Mit der Ausdehnung des Gartens erweiterten und verschönten sich auch die Anlagen derselben. Bei der letzten Erweiterung im Jahre 1894 in südwestlicher Richtung wurde das Pflanzenhaus daselbst erbaut und das Blumenparterre von ca. 700 qm Fläche hinter dem Südportal der Festhalle angelegt.

Bis zum Jahre 1900 war der Eingang des Gartens auf der östlichen Seite der Festhalle. Nach der in den Jahren 1898/99 ausgeführ-



*Festhalle mit Stadtgartensee nach einer Ansichtskarte aus dem Jahre 1905*

ten baulichen Veränderungen und deren Umgebung wurde der Eingang nach der westlichen Seite verlegt, infolgedessen die Anlagen hier eine nochmalige wesentliche Änderung erfahren haben. Das frühere Einnahmegeräude ist jetzt Wohnung des Hausmeisters der Festhalle; bei besonderen Veranstaltungen, die einen außergewöhnlichen Besuch erwarten lassen, wird jedoch auch der frühere Eingang geöffnet.“

Was hat nun den Stadtgarten zu dem so gepriesenen Kleinod gemacht? Eine reine Aufzählung ist eindrucksvoll genug, sie gilt, das muß angefügt werden, für die Zeit um 1930: Landschaftlich hervorragende Seen, den Lauterberg mit Schwarzwaldhaus und Alpenpflanzengruppen, wunderbare Blumenbeete, Denkmäler und Zierplastiken, heizbares Seerosenbecken, das mit seinen Anlagen beispielgebend war, das große Schaupflanzenhaus, lauschige Baumgruppen mit seltenen Coniferen, der Rosengarten, der japanische Garten. All dies war das Werk von Ries. Besondere Bewunderung erregte der Rosengarten, und dem wird jeder Besucher, der den Rosengarten in seiner ursprünglichen Form noch gekannt hat, zustimmen. Die Anlage

wurde 1899 in den fertigen Garten eingefügt und mußte sich den gegebenen Verhältnissen anpassen. Ries schrieb in seiner sachlichen Art dazu: „Den Hauptteil mit 1130 qm Fläche bildet eine Ellipse, deren Terrain von der Peripherie nach der Mitte ansteigt. Der durch den Pavillon führende Hauptweg bildet des Anschlusses an die vorhandenen Wege halber eine Kurve. Die übrigen Wege teilen das Rosarium in Abteilungen und vermitteln den Übergang zu den anschließenden Gartenpartien, wie es gerade zweckmäßig erschien. Die Bepflanzung und die übrige Ausstattung ist dort gehalten, daß das Ganze mehr landschaftlichen als geometrischen Charakter zeigt und sich der Umgebung ohne Zwang anpaßt.“

Innerhalb der Ellipse pflanzte Ries etwa 100 Rosensorten an, niedrige, Halbstamm, Hochstamm, alles was an Rosen Rang und Namen hatte, war vertreten; ein zur Rosenblüte herrlicher Anblick. Mit Recht wurde Ries im Rosarium noch zu seinen Lebzeiten eine Herme mit seiner von H. Bausinger geschaffenen Büste errichtet, eine seltene, aber hochverdiente Ehrung. Die „Badische Presse“ schrieb am 1. März 1929 anl. des To-

des von Fr. Ries: „Rosen haben seine Anlagen überschüttet und überschütten sie jeweils wieder, sobald der Mai seine Herolde abberufen hat. Inmitten seiner Schöpfung und seiner Lieblinge hat ihm die dankbare Stadt noch zu seinen Lebzeiten ein dauerhaftes Denkmal geschaffen. Mit ihr wird die Karlsruher Bevölkerung diesem großen Idealisten immer eine dankbare Erinnerung bewahren.“ Welch begnadeter Gärtner da gestaltete, wurde durch den Gesamteindruck bestätigt, den der Stadtgarten nach seiner Umgestaltung hinterließ. Fachleute und Bevölkerung waren sich darin einig, daß er ein hervorragendes Beispiel deutscher Gartenbaukunst war, in dem sich Kunst und Natur zu einem harmonischen, schönen Gesamtbild vereinigten. Der Stadtgarten wurde tatsächlich zum Lieblingsaufenthalt der Karlsruher Bürger. Der Stadtgarten allein macht Karlsruhe noch nicht zur Gartenstadt. Friedrich Ries trug dazu weiter durch künstlerisch anspruchsvolle Anlagen im Stadtinneren bei. Unter seiner Leitung entstanden die in ihrer Zeit das Stadtbild mitprägenden Anlagen des Sallenwäldchens, des Beiertheimer Wäldchens, des Erbprinzen Gartens mit der Nymphengruppe und des Friedrichsplatzes. Ries hat sich auch um den Friedhof und die Krematoriumsanlage gekümmert, er hat viel für diesen Ruheplatz der Toten getan. In jener Zeit war die Diskussion um die Gestaltung der Friedhöfe in Gang gekommen. Man kritisierte, daß diese keinen künstlerischen Eindruck hinterließen, auch dann nicht, wenn unter den Grabmalen wirkliche Kunstwerke vorhanden seien. Die Denkmale stünden zu dicht, es sei zu viel Dutzendware darunter, und die Ausschmückung mit Coniferen und Bäumen wiederhole sich ohne System und gegenseitige Rücksichtnahme. Die Konsequenz daraus zogen die großen Städte nach amerikanischem Vorbild in der Anlage parkartiger Friedhofsgärten. Der Karlsruher Hauptfriedhof ist dafür ein Beispiel. Das Krematorium als eine in Zukunft immer mehr in den Vordergrund tretende Beerdigungsstätte, erregte

die besondere Aufmerksamkeit des Gartendirektors. Die 1911 entstandene Anlage ist ihm zu danken.

Was heute noch aus dem Werk von Friedrich Ries allen Karlsruhern alljährlich sichtbar vor Augen steht, das sind die „Rathauspetunien“, die Ries eigens für die Ausschmückung des Gebäudes gezüchtet hat. Sie wurde später in alle Welt verbreitet.

Friedrich Ries opferte sich neben seinen vielfältigen beruflichen Tätigkeiten für viele Dinge darüber hinaus auf. Sein gemeinnütziges Tun war außerordentlich umfangreich, und seine Arbeitskraft und sein Sachverstand wurden vielfach in Anspruch genommen: Wettbewerbe, Preisgerichte, Verbandstagungen, Ausstellungen waren ohne Ries kaum denkbar. Daß er daneben auch noch Studienreisen unternahm, kennzeichnet den sein ganzes Leben anhaltenden Willen zur Weiterbildung, die er dann seiner Stadt nutzbar zu machen vermochte. Außerdem war Ries lange Jahre Vorsitzender des Gartenbauvereins, des städt. Beamtenvereins, des Bad. Vereins für Geflügelzucht und Ehrenvorsitzender des Vereins Deutscher Rosenzüchter. Auch auf literarischem Gebiet arbeitete er, Gartendirektor erfolgreich. Daß er einen Stadtgartenführer schrieb, lag nahe. Sein hohes Ansehen in Fachkreisen wurde durch die Herausgabe der „Gartentechnik und Gartenkunst“ zusammen mit dem Prof. der Großherzoggl. Kunstgewerbeschule Franz Sales Meyer noch gesteigert. Es ist nicht verwunderlich, daß alle, die Ries nach seinem Tode ehrten, vor allem sein eisernes Pflichtgefühl und nie erlahmenden Schaffensdrang, seine aufopfernde Tag- und Nachtarbeit hervorhoben. Bei Friedrich Ries waren alle diese Eigenschaften die Basis seiner glänzenden Erfolge.

Aber natürlich läßt sich mit den physischen Kräften nicht unbegrenzt Raubbau treiben. Zudem mußte Friedrich Ries noch in seinen letzten Dienstjahren große Aufgaben bewältigen. Die Verlegung des Bahnhofes an seinen heutigen Platz und die dadurch bedingte

Erweiterung des Stadtgartens und anderer Anlagen verlangten von dem Gartendirektor weitsichtige Planung und Durchführung der Projekte. Der Gesundheitszustand von Friedrich Ries litt unter diesen Belastungen so erheblich, daß er 1915, also nach 37 Dienstjahren bei der Stadt, um seine Pensionierung bat, die ihm „unter besonderer Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste bewilligt wurde“. (Badische Presse vom 1. 3. 1929.) Durch den Krieg bedingt, wurde die Zuruhesetzung aber erst 1917 wirksam. Friedrich Ries lebte dann noch zwölf Jahre in Durlach. Er wurde am 28. Februar 1929 von seinem erfolgreichen, tätigen Leben abberufen.

## 2. Friedrich Ratzel, Begründer der modernen Völkerkunde

Zu Schloß und Schloßgärtnerei gehört in Eichtersheim auch in der Nachbarschaft die alte Schloßapotheke. Auch heute noch liegt



Friedrich Ratzel

Foto: Generallandesarchiv

sie still und verträumt am Angelbach, ein Gebäude voller Tradition und Erinnerungen. Die Apotheke selbst befindet sich nicht mehr in dem Haus, sie wurde in einem wenig schönen und das ganze Barockensemble störende neuen Gebäude untergebracht. Aber die alte Apotheke blieb gottlob erhalten, und sie kann erzählen!

Am 9. August 1959 war sie Mittelpunkt von Feierlichkeiten, bei denen das Gebäude eine Gedenktafel mit folgender Inschrift erhielt: „Der große Geograph Friedrich Ratzel, geb. 1844 in Karlsruhe, gest. 1904 in Ammerland am Starnberger See, war von 1858—1862 in dieser Apotheke. In seinem Buche ‚Glücksinseln und Träume‘ setzte er seiner Apotheke, seinem Dorfe und dem Kraichgau ein unvergängliches Denkmal. Zum Dank an seinem 55. Todestag, Eichtersheim, 9. August 1959.“ Friedrich Ratzel war kein geborener Eichtersheimer, aber er ist mit dieser Gemeinde untrennbar verbunden.

Am 30. August 1844 wurde dem großherzoglichen Kammerdiener Ratzel in Karlsruhe ein Sohn geboren, den er Friedrich nannte. Der heranwachsende Junge besuchte die Volksschule und anschließend die Lanfontainische Erziehungsanstalt. Aus finanziellen Gründen mußte er die Studienzeit abbrechen und kam als Apothekerlehrling nach Eichtersheim.

Für jeden Menschen ist die Lehrzeit ein ausschlaggebender Abschnitt im Leben. Auch der junge Ratzel kam mit gemischten Gefühlen in den Kraichgau, dem er später in seinem schönen Buche „Glücksinseln und Träume“ ein unnachahmliches literarisches Denkmal gesetzt hat. Kein anderer Mensch hat sich so wie er in Landschaft und Leute eingefühlt, und die Worte, die er für seine neue Heimat später fand, sind in der Tiefe des Empfindens Liebeserklärungen. Von seiner Apotheke berichtet er:

„Eine alte Landapotheke war noch nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine der altertümlichsten und barocksten Einrichtungen weit und breit. Viele von den Herr-



Die ehemalige Schloßapotheke

Foto: L. Vögely

schaftssitzen, deren es in unserer Landschaft sehr viele gibt, waren im Vergleich damit modern. An und für sich ist eine Apotheke ein buntes Wirrwarr von Büchsen und Gläsern, Kisten und Flaschen, und der hundertfältige Inhalt zahlloser Gefäße besteht bald aus uralten Pflanzen- und Tierstoffen, nach denen kein vernünftiger Mensch mehr fragt, bald aus den modernsten Präparaten, die tödliche Eigenschaften hinter dem reinlichen Vorhemd bergen. Die schwarzen Totenköpfe, die auf viele von diesen Behältern gemalt sind, die Aufschriften Gift! und Vorsicht! vermehren die Schauer, die in den Räumen der Apotheken walten. Nun war aber damals eine Zeit, in die noch die obsoletesten Arzneimittel der Zeit der Goldmacher und Wunderdoktoren hineinreichten. Man zeigte mir in einem alten irdnen Topfe von der plumpsten Gestalt braune Erdstücke mit anhängenden Leinwandfetzen als Mumia

vera, und in einem lavendelfüllten Glase steckte eine weißbäuchige Eidechse, trocken wie Papier, Scinus marinus; auch Hechtkiefer und Kellerasseln waren in Gläsern aufgestellt. Man zeigte mir lachend getrocknete Schlammhäufchen von der Straße, die mit geschmolzenem Schwefel dünn überstrichen waren, und nannte sie Sulfur caballinum, Roßschwefel; früher hatte diesen Namen eine unreine, billige Schwefelsorte getragen, und da es jetzt nur reinen Schwefel zu kaufen gab, kam man auf diese billige Art der fortdauernden Nachfrage nach unreinem Schwefel nach. Der Schinder verkaufte uns das halbflüssige grauliche Hundefett, Abfall der Hundebraten, die er sich schmecken ließ, und wir befriedigten damit den Wunsch der Bauern nach Armesünderfett, Menschenfett, Affenfett, Katzenfett, Bärenfett. In staubigen Winkeln standen Windöfen und Retorten, in denen vielleicht einst der Stein der Weisen

geglüht oder die Muttertinktur aller Heilsäfte zum Lebenselixier digeriert, gekocht und destilliert worden war. Täglich wurde gestoßen, gerieben, gehackt, geschnitten.“

Und ein paar Seiten weiter heißt es:

„Wenn wir grünliches Chlorgas destillierten und alles ringsumher sich die Nase zuhielt, und der blauhändige Färber, unser Nachbar, von jenseits der Hofmauer rief: Nächstens kriecht mein Schwein noch von euerem Gestank! dann schwellen unsere Herzen. Es ist wahr, es riecht schlecht, es verursacht Hustenreiz, aber es ist Chlor! Wie das schon klingt! Und wir husteten und fühlten unsere Augen brennen; aber nur nicht klagen, sondern mit ernster Würde wiederholen: Chlor! Dörfliche Einsamkeit ist gerade der rechte Boden für das Gedeihen dieses bescheidenen Gewächses. Im Winter, wenn tiefer Schnee den Verkehr auf das allernotwendigste beschränkte, die weite Welt wie verschlafen unter ihrer Decke lag, und wir uns mit Muße dem Destillieren und Sublimieren im qualmenden Laboratorium, genannt Hexenküche, hingeben konnten, kam etwas von alchimistischer Stimmung über uns. Gold oder den Stein der Weisen machen zu wollen, dafür waren wir ja zu aufgeklärt; aber wenn die Destillation irgend eines bekannten Stoffes gelang, sahen wir in jedem Tropfen, der in die Phiole fiel, ‚das Werk, das gelungen‘, und es wurde uns weiter um die Brust.“

Köstlich ist auch jene Episode, wo der in die zu Besuch in der Apotheke weilende Nichte Luise der Apothekerfamilie verliebte junge Mann bei der Gartenarbeit mit dem Kressesamen ein schwungvolles „L“ säte. Und welche Qual, bis der täglich sichtbarer werdende und alles verratende Buchstabe endlich als Salat aufgegessen war! Luise schloß die ungewöhnliche Huldigung mit folgendem Vers:

*Wenn es die Kressesaat zu schnell verrät,  
Was für ein Name dir im Herzen steht,  
So nimm und mische alles zum Salat  
Und salze ihn mit Tränen, dies mein Rat.*

*Doch iß die Kresse jung, wenn sie recht zart,  
Und sprich dazu: Mein Herze werde hart.*

Und wie großartig empfand Ratzel die Landschaft des Kraichgaus: „Unser Land besteht aus gelblichem Keupersandstein, der ziemlich weich ist; deshalb steigt man beständig rundliche Hügel hinan, die nicht sehr hoch, und breite Mulden hinab, die nicht sehr tief sind. In den Mulden gehn stille Bäche unter Erlen über grüne, wohldrainierte Wiesen, an ihnen ziehn sich Dörfchen von mäßiger Größe hin, an den Hängen liegen die Felder, und oben stehn dunkle Wälder mit ganz geraden Rändern. Es ist eine weiche, liebliche Welt, für den Menschen wie gemacht, dem sie keine großen Beschwerden entgegensetzt, und diese Welt besteht wieder aus ebensoviele kleinen Welten, als Dörfer sich um Kirchtürme gesammelt haben, jede von der andern so weit entfernt, daß sich die Herren Pfarrer und andre, die übrige Zeit haben, bequem an schönen Nachmittagen besuchen können. Oben auf den Höhen laufen die bequemen Landstraßen, unten in den Tälern die lauschigen Fußwege, die diese kleinen Welten untereinander und mit der weiten Welt draußen verbinden. An den Landstraßen stehn große Obstbäume und längs den Fußwegen an den Bächen Erlen, deren Blätter fast schwarzgrün und glänzend sind, und wo Wege über Wiesen führen, Hecken, die Brombeere und Waldrebe dicht übersponnen haben. Es liegt in der Natur eines solchen Landes, daß es viele idyllische Winkel hat, und die Menschen, die sich darin angesiedelt haben, haben viele Jahrhunderte lang dazu beigetragen, solche Winkel zu hegen und zu vermehren. Sie wissen, daß das schön ist und wohl tut, reden aber nicht davon; es muß so sein.“

Die Jahre in der alten Eichersheimer Apotheke waren für Ratzel eine Zeit des innerlichen Reifens, des Strebens nach höherer Bildung. Hell und Dunkel wechselten einander ab, hingenommen mit der Ausschließlichkeit der Jugend.

Ratzel bestand 1862 in Neckarbischofsheim die Apothekergehilfenprüfung und praktizierte dann in Rapperswyl am Züricher See und in Mörs am Niederrhein. Inzwischen aber hatte er rastlos an sich selber gearbeitet und hatte die Genugtuung, im Frühjahr 1866 doch noch die Reifeprüfung zu bestehen. Nun begann er sein Studium der Naturwissenschaften am Polytechnikum in Karlsruhe und ging an der Universität Heidelberg auf die engeren Fachgebiete der Geologie und Zoologie über. Hier promovierte er auch mit einer zoologischen Arbeit.

Für den jungen Doktor folgten jetzt Jahre der vielfältigsten Arbeit. 1868/69 finden wir ihn an der Universität Montpellier und in Cette bei eingehenden zoologischen Studien. Von diesem Aufenthalt sandte er Aufsätze an die „Kölnische Zeitung“. Die Artikel fanden einen so großen Anklang, daß Ratzel als Reiseberichterstatte dieser Zeitung weite Gebiete des Mittelmeeres besuchte. Die Berichterstattertätigkeit führte ihn auch nach Siebenbürgen, Italien, Sizilien, Ungarn, Rumänien, und 1873 schloß sich eine zweijährige Reise nach Mittel- und Nordamerika an. Nach seiner Rückkehr entschloß sich Ratzel für die wissenschaftliche Lehrtätigkeit und ging als Privatdozent für Geographie nach München. Die Anzahl seiner inzwischen veröffentlichten fachwissenschaftlichen Arbeiten trugen dazu bei, daß er bald außerordentlicher und 1880 ordentlicher Professor wurde. Im Sommer 1886 nahm Ratzel einen Ruf nach Leipzig an und wurde Nachfolger des berühmten Geographen Ferdinand von Richthofen. In Leipzig entfaltete Ratzel eine sehr vielseitige Tätigkeit; wurde Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften und zählte Studenten aus allen Ländern der Erde zu seinen Schülern. 1889 wurde ihm der Titel eines Geheimen Hofrates verliehen.

Schon Jahre vorher machte Ratzel ein Kehlkopfleiden viel zu schaffen, hinzu kam noch ein ernsthaftes Herzleiden. Ihm erlag Friedrich Ratzel unvermutet am 9. August 1904 bei einem Spaziergang auf seinem Sommer-

sitz Ammerland am Starnberger See. Ratzel gehörte zu den Gelehrten, von denen die geographische Wissenschaft entscheidende Förderung erfuhr. Er hat die Anthropogeographie — der Name stammt von ihm — zu einem selbständigen Wissenszweig ausgebaut. Das gilt auch für die politische Geographie, der Vorläuferin der Geopolitik. Ratzel wurde vom Zoologen zum Geographen und Ethnologen. Sehr groß ist die Anzahl der wissenschaftlichen Beiträge und Werke, die aus seiner Feder stammen. Ein nach seinem Tode herausgebrachtes Verzeichnis seiner Schriften, Aufsätze usw. umfaßt 1200 Nummern.

### Friedrich Hecker

Dem Eingang zum Schloßpark gegenüber liegt das ehemalige Rentamt der Freiherren von Venningen. Es ist das Geburtshaus des berühmtesten Eichersheimers und Kraichgauers Friedrich Hecker. Über ihn ist schon so viel geschrieben worden, er ist als Revolutionär eine so allgemein bekannte Persönlichkeit, daß im Rahmen dieses Aufsatzes nur die Hauptdaten seines wechselvollen Lebens und Wirkens wieder in Erinnerung gebracht werden sollen.

Im Geburts- und Taufbuch der katholischen Pfarrei Eichersheim ist zu lesen: „Im Jahre 1811, den 28. September, nachts  $\frac{1}{2}$  auf 11 Uhr wurde in Eichersheim geboren Friedrich Karl Franz Hecker, Sohn des Fürstlich Primatischen Herrn Hofrat, Grundherrlich von Venningschen Konsulates Josef Hecker und seiner Gattin Wilhelmina geb. von Lüders, und wurde am 20. Oktober in der katholischen Pfarrkirche dahier feierlich von mir getauft. (Nach vorgegangener Nottaufe.) Die Taufpatenstelle dabei hat übernommen Herr Baron Fritz von Venningen, ältester Sohn der Reichsfrau von Venningen. Zeugen dieser Geburt und dieser Beurkundung sind der hiesige Grundherrliche Herr Amtmann Christ und der hiesige Assistenzarzt Herr Doktor Schwarz, 25 Jahre alt, keiner ver-



Friedrich Hecker

Foto: Generallandesarchiv

wandt. Beurkundet Eichtersheim, den 20. Oktober 1811. Kath. Pfarr- und bürgerliches Standesamt. gez. Prior.“ Interessant, daß der später so vitale und kräftige Mann die Nottaufe erhalten mußte, und daß der spätere Revolutionär so erlauchte Taufpaten hatte. Der ungebundenen Jugendzeit folgten die Schuljahre: Abitur in Rastatt, Jurastudium in Heidelberg und München. Hecker wohnte ab 1838 in Mannheim, gründete seine Familie und wurde bald ein bekannter und geschätzter Rechtsanwalt beim Oberhofgericht. Bei dieser Tätigkeit kamen seine bekannten Eigenschaften erstmals zutage: Temperament und Eloquenz, verbunden mit einer imponierenden männlichen Gestalt. Hecker wurde in den Stadtrat gewählt und gewann schließlich 1842 das Mandat des Wahlbezirks Weinheim-Ladenburg und zog als Abgeordneter in die II. Badische Kammer ein.

Mit ihm gewann die liberale Opposition eine ihrer interessantesten Persönlichkeiten.

Für Hecker bedeutete der Eintritt in die Kammer der schicksalhafte Wendepunkt in seinem Leben. In nur sechs Jahren wurde er „der Hecker“, der Mann, der auch heute noch im Kraichgau lebendig ist. Sechs Jahre sind eine nur kurze Zeitspanne, sie genügte, um Hecker zu einem der Hauptvertreter des badischen Liberalismus zu entwickeln, ihn zum Republikaner zu wandeln und ihn schließlich zu dem zwar bekannten, aber letztlich doch unglücklichen Revolutionär zu machen. Dieses grobe Raster soll hier nicht mit den bekannten Details (z. B. den Offenburger Versammlungen Sept. 1847 und März 1848, der Bildung der Volksvereine, Vorparlament, Verhaftung Ficklers u. a.) ausgefüllt werden. (Siehe dazu L. Vögely „Hecker hoch! Dein Name schallet ..“, Bad. Heimat, Heft 1/1981, S. 85—103). Sein Weg führte ihn im zwangsläufigen und unentrinnbaren Ablauf auf die Scheideck, „wo die hessischen und badischen Soldaten am 20. April 1848 den Traum von der Republik wie eine Seifenblase platzen ließen und Hecker zwingen, seine Heimat für immer zu verlassen und in der Schweiz, in MuttENZ bei Basel, Zuflucht zu suchen. Damit verschwand Hecker von der badischen politischen Bühne, er hat sie nie mehr betreten. Merkwürdigerweise hat das Gefecht bei Kandern die magische Kraft von Heckers Name nicht zerstört. Im Gegenteil, der Heckernimbus nahm immer mehr zu, und der geschlagene Revolutionär wurde zum ‚Abgott‘ des Volkes“ (aus o. a. Aufsatz S. 89). MuttENZ wurde zum Mekka der Republikaner.

Heckers Weg führte ihn — wie bei vielen seiner Mitstreiter — nach Amerika. Damit ging er den sich häufenden Schwierigkeiten und Enttäuschungen aus dem Wege. Hecker kaufte sich in der Gegend von St. Louis in der Nähe von Belleville (Illinois) eine Farm und bewirtschaftete diese. Bald kam er nach Europa zurück, als die revolutionäre Regierung ihn 1849 rief. Aber er erreichte nur

Straßburg — dann war auch dieser Traum von der Republik zu Ende.

Noch einmal kam für Hecker eine große Zeit, als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach. Er führte den Nordstaaten ein Regiment zu und kämpfte mit großer persönlicher Tapferkeit. Nicht gewohnt, selbst zu gehorchen, war Hecker ein schlechter Kommandeur. Es gab große Schwierigkeiten, auch seinen Vorgesetzten gegenüber, so daß das Regiment 1861 aufgelöst werden mußte. Noch einmal stand Hecker an der Spitze einer Brigade im Feld. Aber auch dieses Kommando ging nicht gut aus. Er zog sich auf seine Farm zurück.

Hecker blieb aber zeitlebens ein scharfer Beobachter der Vorgänge in Deutschland. Als nach dem Krieg 1870/71 das Kaiserreich gegründet worden war, kam er 1873 noch einmal in die alte Heimat, begeistert von den Demokraten empfangen. Hecker gefiel manches nicht am neuen Reich, und er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Aber wieder aktiv in die Politik einzugreifen, daran hat er nicht mehr gedacht. Hecker muß damals auch in Eichtersheim gewesen sein. Nach 1945 erzählten dem Verfasser dieses Aufsatzes noch ältere Leute von seinem Besuch. Auch kleine Andenken an ihn waren noch vorhanden. Wie schade ist es, daß damals das Erzählte nicht festgehalten wurde, jetzt ist es unwiederbringlich verloren.

Heckers unvorstellbare Popularität aber wirkt heute noch im Kraichgau nach, mag auch sein Charakterbild in der historischen Betrachtung schwanken. In unserer Heimat blieb die kraftvolle Erscheinung dieses Mannes mit ihrer großen Wirkung auf die Menschen lebendig. Seine vielen negativen Seiten, die er ohne Zweifel hatte (wenig Geduld, Launen, Eigensinn, Sturm statt Überlegung, das ihm nachgesagte fehlende fundierte Wissen z. B.), zählten beim Volke nicht. Darüber zu sinnieren, zu analysieren und zu polemisieren war Sache der Politiker und des gehobenen Bürgertums. Für das Volk blieb Fried-

rich Hecker der treue, ehrliche Freund, der ohne Falsch für seine Sache kämpfte.

### **Karl und Michael Stocker**

In seiner kurz gefaßten Chronik der Gemeinde Eichtersheim schreibt Gustav Schleckmann auf S. 24: „Nicht unerwähnt will ich die Familie Stocker lassen, welche Damast- und Kunstweber waren. Die Gebrüder Karl und Michael Stocker fertigten im jugendlichen Alter von 19 und 20 Jahren im Jahre 1820 das berühmt gewordene Altartuch von Tairnbach an. Sie arbeiteten daran fast ein ganzes Jahr und erhielten dafür 120 Gulden.“ Die Stocker scheinen in Eichtersheim geradezu eine „Weberfirma“ gebildet zu haben. Auf Anfrage stellte Herr Pfarrer Huhn, Angelbachtal, dem Verfasser freundlicherweise folgende Angaben zur Verfügung. Sie geben Auskunft über die Stocker in der in Frage kommenden Zeit:

1. Bürger und Kunstweber Carl Heimrich Stocker und Margarete geb. Lampertsdörfer. Sie hatten zwei Söhne:

Philipp Carl Michael Stocker, geb. 15. 4. 1830 in Eichtersheim, gest. 18. 9. 1882

Philipp Friedrich Stocker, geb. 20. 6. 1835 in Eichtersheim

2. Michael Stocker, Weber, und Emilie v. Gemmingen

Das Ehepaar hatte einen Sohn:

Johann, Michael, Ludwig August Stocker, geb. 20. 8. 1833 in Eichtersheim

3. Kunstweber Christoph Johann Friedrich Stocker und Henriette Friederike von Gemmingen

Das Ehepaar hatte einen Sohn:

Ludwig Friedrich Wilhelm August Stocker, geb. 12. 4. 1841 in Eichtersheim

Über das von den Gebrüdern Stocker gefertigte Altartuch schreibt Schleckmann weiter: „Bei dieser Arbeit glückte ihnen als ersten der schwierige Versuch Bilder in den Stoff einzuweben, die auf der Rückseite ein ganz anderes Motiv zeigen als auf der Vorder-

seite. Die Anerkennung dieses Kunstwerkes finden wir im Lexikon von Baden 1844, in welchem die Kunstweber Stocker, Eichtersheim, für künftige Generationen Erwähnung finden. (Anm.: Wörtlich heißt es in dem Universal-Lexikon unter Eichtersheim u. a.: „Die Gebrüder Stocker sind geschickte Bildweber, auch wohnt ein Korbseßelmacher in Eichtersheim.“) 1886 tut in ausführlicher Weise der große Historiker Prof. Dr. Mone, Karlsruhe, in seinem Werke ‚Die bildenden Künste im Großherzogtum einst und jetzt‘ diesem Kunstwerk der Gebrüder Stocker, Eichtersheim, Erwähnung. „Soweit Schleckmann. Leider hat der Verfasser dieser Zeilen bei Mone in dem angegebenen Werk nichts über die Stocker gefunden.

Auf jeden Fall mußte es sich lohnen, nach diesem so hoch eingeschätzten Altartuch zu forschen, da dessen Existenz nach der langen Zeit, besonders nach dem 2. Weltkrieg, doch sehr fraglich geworden war. Eine Anfrage beim evangelischen Pfarramt in Tairnbach, von Herrn Pfarrer Höflin, sofort beantwortet, brachte folgendes erfreuliche Ergebnis: „Ich kam vor 23 Jahren als Pfarrer nach Tairnbach und entdeckte das Altartuch in völlig verwahrlostem Zustand in einer beschädigten Pappschachtel im Abstellraum der Kirche. Bis etwa 1950 diente es als Altardecke bei Abendmahlsgottesdiensten. Ich meldete den Tatbestand dem Amt für Denkmalspflege in Karlsruhe und bat um Hilfe bei der Restaurierung. Eine solche wurde nicht bewilligt. Das Tuch wurde anschließend kirchlich nicht mehr genutzt.“ Und weiter teilte Herr Pfarrer Höflin mit: „Das Tuch wurde von den Wieslocher Eheleuten Karl Steingötter für die lutherische Kirche in Wiesloch gestiftet. Hergestellt wurde es durch die Firma Stocker, Eichtersheim. Nach Dislozierung der Kirche hierher (Anm.: 1823) ging das Altartuch in den Besitz der Kirchengemeinde Tairnbach über. Die Stifterfamilie besuchte noch lange Jahre hindurch an Feiertagen die Gottesdienste in Tairnbach. Die Altardecke, die schon 1881

bei einer Kunstausstellung in Karlsruhe als einzig gewebte Bildecke zur Schau gestellt wurde, zeigt Bilder aus der Passionsgeschichte.“ Alarmierend war aber folgender Passus des Schreibens, wo Herr Pfarrer Höflin schreibt, daß gegenwärtig versucht wird, das Kunstwerk irgendwo preisgünstig aufhängefähig zu machen. Schon zuvor wollte eine Spezialwerkstätte für 10 000.— DM das Tuch restaurieren.

Zunächst einmal war es hochehrfrohlich, daß das Altartuch noch vorhanden war, andererseits aber sollte es zwar mit gutem Willen, aber doch unsachgemäß „aufhängefähig“ gemacht werden. Eile tat also not. Mit Frau Dr. Siefert vom Bad. Landesmuseum fuhr deshalb der Verfasser nach Tairnbach, um das Altartuch zu sehen und seinen Zustand zu begutachten.

Das Altartuch der Brüder Stocker ist eine Beiderwand-Damastarbeit und außerordentlich wertvoll und selten. In das tief schwarze Tuch sind fünf Bilder aus der Passionsgeschichte eingewoben. Auf der breiten Vorderseite, den Gläubigen zugewandt, sind es drei, in der Mitte die Kreuzigung Jesu, und je eines an den beiden Schmalseiten. Die Angabe Schleckmanns, daß auf der Rückseite sich völlig andere Motive wie auf der Vorderseite befinden, ist irrig. Die Farbe der Bilder und des Tuches sind auf der Rückseite gerade umgekehrt wie auf der Vorderseite. Der Wert des Tuches wird durch seine genaue Datierung und die Kenntnis der Weber erhöht. Das Landesmuseum besitzt kein solches Stück aus Baden aus jener Zeit, es ist ein Unikat. Da Pfarrer und Kirchengemeinderat in Tairnbach Schwierigkeiten in der richtigen Aufbewahrung und Erhaltung des Tuches hätten, wurde folgender Vorschlag gemacht: Das Tuch kommt als Dauerleihgabe in das Landesmuseum nach Karlsruhe. Durch Vertrag wird sichergestellt, daß die evang. Kirchengemeinde Tairnbach Eigentümer des Tuches bleibt und es jederzeit bei Bedarf ausleihen kann.

Es spricht für die Einsicht des Kirchengemeinderates, daß er diesem Vorschlag zugestimmt hat. Das Altartuch wird in Kürze dem Landesmuseum in würdiger Form übergeben. Damit wird ein sehr seltenes und einmaliges Stück heimischer Damastweberkunst gerettet. Dabei haben viele glückliche Umstände mitgespielt. Vielleicht ließe sich landauf-landab noch manches wertvolle Stück Kulturgut durch Aufmerksamkeit und Aufgeschlossenheit erhalten. Es wäre schön, wenn das Altartuch der Brüder Stocker dazu einen Anstoß geben könnte.

Über das Tuch wird zu gegebener Zeit und nach noch notwendigen Nachforschungen in einem der Hefte der „Badischen Heimat“ ein kunstgeschichtlicher Beitrag erscheinen, der es in gebührender Weise würdigt.

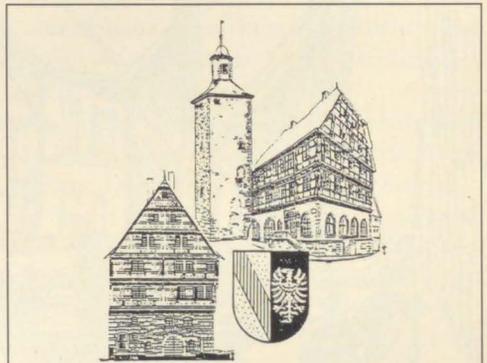
Mit dem Altartuch der Gebrüder Stocker ist der Bogen zur Gegenwart geschlagen, eine Zeit von über 160 Jahren überbrückt. Welches Glück, daß alle baulichen Schönheiten des Dorfes am Angelbach erhalten geblieben sind, die uns heute erfreuen, aber uns auch die Verpflichtung ihrer Erhaltung für die kommenden Geschlechter auferlegen.

---

#### Literaturangabe

1. Schleckmann, Gustav, Die Chronik der Gemeinde Eichtersheim, Eppingen 1948
2. Ries, Friedrich, Führer durch den Stadtgarten zu Karlsruhe, im Auftrag des Stadtrates verfaßt von Friedrich Ries, städt. Gartendirektor, 22. Abb. und 1 Plan des Stadtgartens, Karlsruhe 1910
3. Meyer, Franz Sales/Ries, Friedrich, Hrsg. Die Gartenkunst in Wort und Bild mit 300 Abb. und Plänen im Text, Leipzig 1904
4. Meyer, Franz Sales/Ries, Friedrich, Garten-technik und Gartenkunst mit 490 Abb. und Plänen sowie 8 Tafeln in Farbendruck, Leipzig 1911
5. Badische Presse Nr. 102, Freitag, 1. 3. 1929, Nachruf auf Gartendirektor Friedrich Ries
6. Badische Neueste Nachrichten vom 24. 2. 1979, Gedenkartikel auf Friedrich Ries zu dessen 50. Todestag
7. Ratzel, Friedrich, Glücksinseln und Träume, Leipzig 1905

8. Lacroix, Emil/Niester Heinrich, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959
9. Miller, Max, Hrsg., Baden-Württemberg, Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 6. Band, Stuttgart 1965
10. Haaß, Wolfgang, Friedrich Hecker, Leben und Wirken, Hrsg. Gemeinde Angelbachtal, Sinsheim 1981
11. Vögely, Ludwig, Hecker hoch! Dein Name schallet ..., Bad. Heimat, Heft 1/1981
12. Krieger, Albert, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Heidelberg 1898
13. Oechelheuser, Adolf von, Hrsg., Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Sinsheim, Eppingen und Wiesloch, Tübingen 1909
14. Theiss, Konrad/Baumhauer, Hermann, Der Kreis Sinsheim, Aalen-Stuttgart 1964



### Die Kraichgaustadt Eppingen

Einkaufs-, Schul- und Verwaltungszentrum im Westteil des Landkreises Heilbronn a. N.

Sehenswerte ehemalige Reichsstadt mit berühmten Fachwerkhäusern. Modellhäuser, Chorturm-fresken, Ottilienberg-Kapelle. Ausgangspunkt des Eppinger-Linien-Wanderwegs nach Maulbronn und Pforzheim, nördliche Eingangspforte zum Zabergäu. Waldsportzentrum, Hallenbad.

10. — 21. 7. 1985

**Festwoche „1000 Jahre Eppingen“.**

Auskunft und Prospekte durch  
Stadtverwaltung (Tel. 07262/60416) und  
Verkehrsverein (Tel. 07262/5003).



Burgruine Steinsberg, Zeichnung von Theo Sand

# Burgruine Steinsberg bei Weiler

(Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis)

Keine Bevölkerungsgruppe vermochte die Landesgeschichte nachhaltiger zu bestimmen und zu prägen als der Adel. Neben dem Klerus war er im Hochmittelalter Träger und Förderer der Kultur. Wirtschaftliche und technische Neuerungen setzten zunächst in den Burgen ein und drangen von dort auf das Umland vor. In den Wehranlagen und Burgruinen des Landes ist der Niederschlag dieses Vorganges erhalten. Die baulichen Reste der Burgen bezeugen die Qualität der profanen Architektur. Die Bodenfunde geben Aufschluß über Kultur und Alltagsleben der Bewohner. Bodenerkundungen und Baureste sind wesentliche Quellen der landesgeschichtlichen Forschung.

Die erhaltenen Reste der Burg Steinsberg, die auch in die mittelhochdeutsche Dichtung Eingang gefunden hat, sind ein eindrucksvolles Beispiel des stauferzeitlichen Burgenbaus. Die Höhenburg wird im frühen 12. Jahrhundert als Sitz eines Ministerialengeschlechtes urkundlich faßbar. Von der Burganlage dieser Zeit sind keine sichtbaren Reste erhalten. Aus der Zeit nach 1200 stammen die ältesten und imposantesten Bauteile, der achteckige Bergfried und die polygonale innere Umfassungsmauer, aus sorgfältig bearbeiteten Buk-

kelquadern unter den Erben der Herren von Steinsberg, den Grafen von Öttingen, errichtet. Der knapp 30 m hohe Bergfried mit ca. 4 m dicken Mauern zeichnet sich durch die ungewöhnlich regelmäßige Steinbearbeitung und eine aufwendige Innenausstattung aus. Die ca. 2 m starke Ringmauer ist bis auf eine Höhe von 10 m erhalten. Im 15. Jahrhundert wurden ihr noch weitere Beringe vorgelagert. Die Reste des im westlichen Burgbereich gelegenen Palas (Wohngebäude) weisen auf das 15. Jahrhundert hin, während die Errichtung der an die Nordmauer angelehnten Wirtschaftsgebäude mit Entschädigungsgeldern für die im Bauernkrieg 1525 niedergebrannte Burg bezahlt wurde.

Die Burgruine besitzt die Merkmale eines Kulturdenkmales aus wissenschaftlichen, insbesondere architektur- und territorialgeschichtlichen Gründen.

(Der Text wurde freundlicherweise vom Landesdenkmalamt für den Nachdruck freigegeben. Der Text wurde der Broschüre „Leben mit der Geschichte, Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ (S. 17/18), herausgegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg, entnommen.)

# Land am Steinsberg

Marliese Klingmann, Eschelbronn



Marliese Klingmann

Dunnerschdaag isch Singstundedaag. Aus em „Deutsche Kaiser“ schallt's voller Kraft „Land am Steinsberg, Buchenwälder“. Noch der Singstund hocke si dort beinonner, die Sänger vun der Liedertafl bei emme Vertl Tiefebacher.

Stolz senn si, die Männer, uff ihrn Kraichgau, uff ihr Lond em Steinsberg un voll mit Hoometlieb bis owwe noo.

Un wonn si als gar nimmi wisse, wu noo mit derre gonze Lieb — des Gfihl hewwe si als spätschtens noch em zwaaiten Vertl —, donn singe si „Land am Steinsberg“ un all die onnere wunnnerscheene Lieder iwwer d Hoomet.

Noch der Kraichgaunationalhymne isch meischtens „Im schönsten Wiesengrunde, da steht mein Heimathaus“ en der Raaj. Aa des Lied kummt innbrinschtich aus ihrer Bruscht. Awwer vun weje „schönsten Wiesengrunde“ un „Heimathaus“! Des war emool. Jetzt verleft dort e Schnellstrooße — ooi Auto ums onner rast do vorbei —, un s Bächl, wu dort

fließt, des hewwe si kanalisiert un fei saiwerlich vum Gebisch befreit, wie sich des gheert emme ordentliche Lond.

„Friedlich am Wege ein Dörflein steht“, wie si bei dem Lied ookumme senn, laafe em Auguscht d Träne iwwer sei Backe. Vor lauter Hoometlieb konn er's nimmi heewe.

Awwer sellemools, wu si abgstimmt hewwe em Dorf, ob des alt Boohheefl stehbleiwe derf odder ob's abgrisse werd, do isch mein Auguscht dehoomgebliwwe, weil er en nix neikumme gwedd hot.

Sein Nochber, der Horscht, hot for de Abrisß gstimmt. Deer isch Gschäftsmonn un Zeit isch schließlich Geld. Uhne des Boohheefl schafft er mit seim Auto den Boohiwweg jetzt enstatt en drei Minudde en zwuu.

Der Oskar vum zwaaiten Baß hot gmonnt, den alte Schopfe keede si ruhisch abreiße, wonn des e Schwarzwaldhaus wär, donn wär's ebbes onnerschts. „Daß ich dich wiederfand, daß ich dich wiederfand, Heimat, Heimat, li-i-be Heimat!“ ischs End vum Lied. Awwer die Hoomet, wu die Männer moone, die deete si gonz gwieß nimmi finne.

Der Karl isch Bojermooschter em Dorf un nadierlich aa em Gsongverei. Die meischt Zeit schwänzt er jo d Singstund, awwer so kurz vor de Wahle nemmt er sich die Zeit. Eifrich singt er müt „Wo s Dörflein traut zu Ende geht“. Je eifricher, daß er singt, desto mehner Stimme griggt er. S isch scho e Schlitzohr, der Karl, un mit seinere Schlitzohrichkeit iwverfährt er jeden, ohne daß deer's merkt. Er kummt schließlich aus em Schwäwische wie alle Bojermooschter en unserer Gegend. Gonz gut konn er's mim greeschte Bauunnehmer em Ort. Si senn en de gleiche Partei un strecke dauernd d Kepf zomme. Der Bauunnehmer hot

schun en monche Ufftrag zugschuppert griggt. Un aa jetzt hot der Bojermooschter en Ploon em Schreibtisch lieje. Em Kaiserwert sei Oowese hewwe die Zwee em Visier. Der Kaiserwert isch alt un wacklich un hot kon Noochfolger. Des Ooweese liggt midde em Dorf un die zwaai Schlitzohre meegte dodraus e Kaufhaus mache. Sou e Kaufhaus midde em Dorf verspricht schun en Profit. Des gonz Glumb meest mer abreisse, die alt Brauerei, wu noch vollstännisch erhalte isch, die Scheiern mit der Keglbooh, die Saiställ un der Eiskeller meest alles weg. D Fassade steht zwar unner Denkmalschutz, awwer domit deet mer aa fertich werre, s wär net s erscht mool. Der Baggerfiihrer breecht graad emool de falsch Gong eizuleje un enstalt vorwärts rückwärts fahre, mit oom Rucker wär des Problem gleest. S isch graad gut, daß der Johonn mit seim Lebensmittlgschäftl un d Emma mit ihm Käslädl des alles net wisse. Sou kann der Karl sicher sei, daß er bei der Wahle denne ihr Stimme aa noch griggt, der tichtich Bojermooschter, wu sou schee singe kann.

„Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindebaum“, schmettere die Männer als nächstes. Der Linneboom steht zwar net am Brunnen vor dem Tore, awwer iwwer de Bach em Steeg. Hunnert Jahr isch er mindeschtens scho alt, der Boom, un bis jetzt hot's em aa gut gfalle dort. Awwer vor zwaai Jahr hewwe si em Nochberort d Kläroolag gebaut. Bei derre Linde senn Rohre verlegt worre un seit si dort rumgwiihlt hewwe, hängt der Boom d Fliddich. Irgendebbes messi si falsch gmacht hewwe.

„Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt.“ Aaijentlich meest der Philipp als Londwirt so recht aus Herzensgrund mit-singe, awwer des klappt net. Iwwerhaupt kummt er en letchter Zeit nimmi uff Duure. Was er woll hot?

Der Philipp mecht sich Sorje; mit seinerne Äcker stimmt nämlich ebbes net. Die krieje Riß un breche vernonner wie e truggids Stickl Brout. Vor e paar Jahr isch em scho

uffgfalle, daß der Wind den Boude wegfeht wie e groußi Staabwolke.

Sellemools bei der Flurbereiniching hot er sich alles zommenooleje gloßt. Donn hot er sich den grouße Bulldogg gekaapt un s Jahr druff sein erschter Mähdrescher. Uff dem riesegrouße Stickl Ackerlond hot sich des rentiert. Alles was em Weg gstonne isch, jedes Bischl, jedi Hecke, jeden Strauch, jeden Boom hot er wegrasiert, jedes Rooile eewegschowwe. Die gonze Johre hot er des Gebisch un die Beem net vermißt, awwer jetzt kummt em der Verdacht, daß er vielleicht unserm Herrgott doch zu aag ens Hondwerk gefpuscht hot.

„Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch dort droben.“ En de hellste Tön singe si's, vor allem der Erwin schmetters naus mit seim Tenor. Ja, der Wald isch halt aa ebbes Scheens, den mag jeder geern. Der Erwin denkt en des Stickl Wald, wu er alle Daag droo vorbeifährt. Monchmool fährt er als sunndaags mit seiner Fomilie uff den Waldparkplatz un left e paar Schritt. Em letschte Sunndaag senn si aa widder draus gwest. Si hewwe d Kuckucksblumme bewunnert un de Waldmeischter gschnuppert, wu graad em Uffbliihe isch. D Vejl hewwe gewitschert un d Sunne hot gscheint un s war sou en richtich scheener Daag, wu mer sich sou gut un edel vorkummt un s Leewe spiert. Wie sie e Stickl gloffe gwest senn, senn si schiergar iwwer e Pörsching gstolpert. Un s scheenscht isch, si heede 's noch net emool gmerkt, wenn net pletzlich en schwarzer Soldat emme Tarnoozug vor enne gstonne wär. Sein Buu hot en donn uffgeklärt, was en dem Stickl Wald alles lous isch. Un e bißl noochdenklich hot en des doch gstimmt. Awwer halt blouß e bißl.

Ooi Lied ums onner singe die Männer, un s werd enne immer edler ums Herz. Sie fihle ihr Lieb zu de Hoomet, zu ihm Kraichgau un leje alles vun derre Lieb nei en ihm Gsong. Vor lauter Singe merke si net, daß vun allem, was em Kraichgau schee war un isch, vun allem, wu si driiwer singe, durch ihr

Gleichgiltigkeit Stickl um Stickl verlore geht.

Mim Singe iwwer d Hoomet ellooi isch's halt leider net gedou.

---

Mundartgedichte und Prosastücke von Marliese Klingmann, Jahrgang 1937, sind in folgenden Bänden erschienen:

**Rudolf Lehr — Paul Waibel:** Muddersprooch. Ein pfälzisch-fränkisches Mundartbuch. Karlsruhe: Badenia-Verlag 1978

**Rudolf Lehr — Paul Waibel:** Wie mer redde un schwätze. Mundarten zwischen Rhein und Tauber, Main und Murg. Karlsruhe: Badenia-Verlag 1980

**Kurt Bräutigam — Rudolf Lehr:** Landuff, landab. Lebendige Mundart von der Pfalz zum Tauberg, vom Main zur Murg. Karlsruhe: Badenia-Verlag 1981

**Rudolf Lehr:** Kurpfälzer Anekdotenschatz

Kraichgaujahrbuch Nr. 7. Hrsg. Kraichgauverein 1981

Kraichgaujahrbuch Nr. 8. Hrsg. Kraichgauverein 1983

**Irma Guggolz, Marliese Klingmann, Wilhelm von der Bach, Rudolf Lehr, Eugen Pfaff:** Finfmol des un sell. Mundartgedichte. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1981

**Neue Literarische Pfalz.** Herausg. Literarischer Verein d. Pfalz

**Marliese Klingmann — Ilse Rohnacher:** Stoppelfelder streichle. Mundartgedichte. Landau: Pfälzische Verlagsanstalt 1984

---

Regelmäßige Beiträge (Mundartglossen) in der Rhein-Neckar-Zeitung

Beiträge in Rundfunk und Fernsehen

Mitherausgeberin der Heimatzeitschrift „Howwl“. Zeichnet für heimatkundliche Beiträge verantwortlich

1981 2. Preisträgerin in Bockenheim beim Pfälzischen Mundartdichterwettbewerb mit „Volkstrauertag“

1982 7. Preisträgerin b. o. g. Wettstreit mit „Du do, neier Mensch“

1983 1. Preisträgerin b. o. g. Wettstreit mit „Iwwer Nacht“

# Mundartdichtung im Kraichgau: Marliese Klingmann

## Aa des gebt's noch

Morjerts  
wach i uff  
vum Voglgezwitzcher  
i guck  
zum Fenschter naus  
uff den uralte Nußboom  
em Gaade  
sei dunklgriins  
Blättergwirr  
bewegt sich  
gonz leicht

i kann  
mi net  
sattgucke droo  
donn  
lupf i  
e bißl  
mein Kopf  
seh die Wisse  
hinner unserm Haus  
iwwersät  
mit Gänseblimlin  
Hibnerdärm  
Millischbisch  
en griine Debbisch\*  
weißgedipflt  
bloogedipflt  
geelgedipflt

do steigt  
e Gfihl  
en mer uff  
un i fraai mi  
daß i leb  
mitsomt  
denne zwitschernde Vejl  
mitsomt  
dem dunklgriine Blättergwirr  
mitsomt  
denne  
blooe  
geele  
weiße  
Dupfe

\* Teppich

---

## Hoomet

Deboom liggt als der Fliederduft  
wu mer verbrocht sei Jugendjohre.  
Mit Hoomet moont mer s Elternhaus  
un d Gräwer all em Kerchhof draus.

Deboom senn dicke Buchewälder  
uns s Korn gedeiht dort uff de Felder.  
Deboom liggt als der Fliederduft  
un der vun Mischtheef en der Luft.

Hoomet haaißt durch d Wisse bade,  
daß d Gräser gruwwele en de Wade,

haaißt unnerm Hollerbusch zu spiele  
un barfißischem Dreck rumwible.

Nachts ebber en de Lade klopfe  
Romone lese hinnerm Schopfe,  
de Holzmächer als Esse trare  
un zu der Nochbern Mudder sare.

Wu d Schwarzbach sich durch d Wisse schlänglt,  
der Klong, wonn ebber Sense denglt,  
wu morjerts frih schun d Gickler kräje  
un d Nochbersleit ihr Fuuder mäje.

All die dausert Kloonischkeite  
senns, wu Hoomet oom bedeite.

## Vor lauter Basse

Em Winter  
baßt mer  
uffs Frihjoßr  
daß s endlich nauszus geht  
em Frihjoßr  
baßt mer  
uff de Summer  
daß s endlich wärmer werd  
em Summer  
baßt mer  
uff de Herbscht  
daß d Äpfl zeidisch senn  
un d Biire  
un der Wei  
em Herbscht  
baßt mer  
uff de Winter  
daß Schnee fällt  
un daß Weihnacht werd  
vor lauter Basse  
uff des was kummt  
mergt mer net  
wie oom d Zeit devuu left  
vor lauter Basse  
verbaßt mer  
zu leewe

## Nie widder?

Nie widder  
Waffe  
bewwe sie gsaad  
wie der Krieg aus war  
s hot  
net long gedauert  
do bewwe sie widder  
Waffe ghadd  
nie widder  
Soldate  
bewwe sie versichert  
wie der Krieg aus war  
s hot  
net long gedauert  
do bewwe sie widder  
Soldate ghadd  
nie widder  
Krieg  
bewwe sie gschwore  
wie der Krieg aus war  
s hot  
net long gedauert  
do bewwe sie ...

---

## Sunnestrable

D Sunne  
hot die letschte  
dreggide Schneeaiße  
vor de Haiser  
zu winzische Haißlin  
zomeschmelze losse

d Beem  
senn gebeidlt  
vum Winter  
un strecke  
ibr naggide Äscht  
en de Himml nuff  
uhne Schnee  
sieht alles  
gonz verlore aus

awwer  
d Sunnestrable  
wecke en der Natur  
neiji Kraft  
un en de Mensche  
widder Hoffning

# Mundartdichtung in Kraichgau: Irma Guggolz

## Mein Lewenslaaf

Gebora binne zwanzich-vier  
in Sulzfeld, zwischer Kraichgau-Hügel.  
Dort isch vum Kind oo mei Revier.  
Do hñne Wurzel kriegt — un Flügel.  
s Fernweh hat drundernei als brennt.  
I bin em Oofrig net gern bliewa.  
Erscht wñmer d Welt e Stickle kennt,  
kñmer sei Hooimet richdich liewa.

E bißle s Birofach studiert  
un e paar Johr em Rothaus gssa.  
Glei druff de Ebschdñd ausproviert  
un was dazu gheert underdessa.

Als Gschäftsfräa grackert Dag un Nacht.  
Zwee Buwa newabei uffzoga.  
Gern gschriewa un Gedichda gmacht,  
hochdeitsch un Mundart, ohne z ploga.

Des isch mein Lewenslaaf bis heit.  
Nix Bsunders, ewwa s gude Middel.  
Un als Beruf, ihr liewa Leit,  
haißts „Hausfräa“ ohne Rg un Tiddel.



Irma Guggolz

## Kraichgau

S isch gar net viel Gewaldichs droo.  
Kooin Strom, kooi Berg, kooi große Stadt.  
De Kraichgau biet sich leislich oo,  
dem, wu e Gschbier fors Bsundre hat.  
Er isch e uralts Bauraländ.  
S wagst alles: Waiza, Obscht un Wei.  
De Leit gehts Schaffa vum de Händ.  
Sie sen sich for kooi Ärwet z fei.

Die alda Burga uff de Heh  
vorrzebla viel Vorrangahait.  
Wänne als iwwer d Hügl geh,  
säb-ne die Dörfer weit vorrstrait.  
Do locka Weg noch ohne Gwiihl,  
dorch Feld un Wald, vorrtrooimt un still.  
De Kraichgau isch e Wanderziel  
for jeden, wu sich bsinna will.

(Im Kraichgau-Jahrbuch veröffentlicht)

## Bänge Froog

Hooimet,  
s wärd mer ängscht und bäng.  
Jeden Dag scho beere,  
was-der droht.  
S hilft kooim Schutz  
en deinra Grenz entläng.  
Inna drin isch  
nix meh recht em Lot.  
Dei scheena Wälder  
sen en Gfabr.  
Sie reagiera uff de sauer Rega  
sauer.  
S Grundwasser, des isch aa  
schon nemmeh klar,  
un do devoo hengt s Läwa ab  
uff Dauer.

De Boda isch so gspritzt  
un dingt,  
daß kaum en Regaworm  
sein Kopf meh rett.  
Wieläng dei gude Erda  
Wei un Waiza bringt,  
do waiß de Gescheidschde  
d Antwort net.

Hooimet,  
bisch mer schon vun je her  
Säng un Kläng.  
Deszweg isch mers  
om dei Zukunft aa  
so bäng.

ä oder Å — wird nach o hin gelesen.

## Musik der Hügel

Ist dir die Heimat  
vertraut?  
Hast du sie jemals  
wie Fernen  
belauscht und  
beschaut?

Gelauscht,  
wie dem Forte  
der Felsentürme  
und aller Wasser  
im Spiel der Stürme?

Leise Musik  
ihrer Hügelwellen:  
Rauschende Wälder  
und Klang-Mosaik  
der Parzellen.

Farbsinfonien  
der Wiesengründe.  
Reben im Herbst  
und Ähren  
im Sommerwinde.

Nicht nur Gewaltiges  
ist Melodie.  
Vermimm das Piano  
der Hügel . . .  
Erwandere sie!

Die Gedichte von Irma Guggolz wurden z.g.T.  
abgedruckt in:



## Finfmol des ün sell

Irma Guggolz  
Marliese Klingmann  
Wilhelm v. d. Bach  
Eugen Pfaff  
Rudolf Lehr

Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei  
GmbH, 1981

## Texte zum Kraichgau

„Numme net droo riebre, sou kommer d Londschaft, die stille Winkel un scheene Flecklin em Kraichgau am beste rette!“

Marliese Klingmann

### Kraichgau

Da Kraichgau  
isch wie ä leislischi  
un zaarti Melodie.  
Sie schwingt  
wie die Boddewelle  
un ma maant schier,  
sie beet die Bewegung  
in die Weiberg neighollt.  
Am Weeg liege meeschdens  
alte Derflinn,  
manchmool isch-aa  
ä Burg in da Näh.  
Weit isch alles,  
trotz dä Bickl.  
Doch findsch  
viel schdille Weglinn.  
Un manchmool maansch,  
sou ä Schdickel Landschaft  
wär unberiehart  
seit hunnerte vunn Johre.  
s isch nät alles  
sou plump ausgericht  
un perfekt,  
wie in-ämä Krankehaus.  
Ma kann ordentlich  
durchschnaufe  
un sich freue.

Un die Mensche?  
Die sin wie ihr Land.  
Sie bewewe innerwennisch  
Bickel un Tääler,  
manschmool sin sie rauh,  
wie da Wind,  
wann-a kalt iwwer  
die Höhe bloost.  
s anner Mool sin sie  
fissarisch,  
wie-ä Bächel  
in dä Wisse.  
Sie sin offe  
un zeige,  
wann sie in  
annarä Mensch  
meege.  
Sie sin Kinner  
vunn ihrm Bodde  
un ma muß sich halt  
iwwerrasche losse,  
wie vunn da  
Landschaft selwer.

Eugen Pfaff

# Friedrich Ratzel

## Mein Dorf

Jam summa procul villarum culmina fumant,  
Majoresque cadunt altis de montibus umbrae.  
Vergil

In der Geographie nennt man unser Land ein welliges Land, ein welliges Hügelland. Wer diesen Namen liest, ohne das Land gesehen zu haben, was kann er sich dabei denken? Ich habe mir auf der Schulbank gar nichts dabei gedacht, oder wenn ich mich einmal zum Denken aufschwang, so erweckte das Wort „wellig“ höchstens die Vorstellung, wie unterhaltend es sein müsse, eine wellige Wiese herabzurollen, wo man von dem Stoß der obern Welle aus dem Tal darunter über die zweite Welle wegbefördert würde, und so immer weiter mit beschleunigter Geschwindigkeit. Jetzt, wo ich es jahrelang gesehen habe, weiß ich das ganz anders. Unser Land ist wellig, das heißt, daß die Häuser und Höfe bald oben und bald unten sind, wie die Schiffe auf wogender See. Man geht leicht einen Abhang hinab, ohne es zu merken, zehn Schritte vielleicht, und wie man sich umsieht, ist der Hof verschwunden, der eben noch hinter uns stand, vielleicht sieht man noch eben seinen neu aufgesetzten Schornstein, das einzige Weiße zwischen Himmel und Wiese, zwischen Blau und Grün und an dem braunen Hause. Dafür taucht auf der andern Seite ein glänzender Kirchturmhaub auf oder die Kreuzung von zwei Dachsparren oder die lange Horizontale eines Scheunendaches; noch viel öfter schwillt und quillt das Dunkel einer Baumkrone wie das tiefe Schattenbild einer Wolke hervor. Aller paar Schritte ändert sich das Bild, immer ist es im Wachsen oder Abnehmen, wie angesteckt vom Mond mit seiner Wandelbarkeit. Ein solches Land zerlegt die Aussichten in Höhenschichten. Von einem Punkte über Eichelberg, wo ich gern lag, sah ich zuerst einen breiten, grünen Rücken, den man für flach gehalten hätte, wenn nicht alle Ackerfurchen und Raine auf ihm in Bogen verlaufen wären, dann den blendend weißen Turm von Altenloch mit einer grauschwarzen Zwiebelkuppel. Einsam steht er wie ein Leuchtturm am wogenden Meere; das Schiff der Kirche sieht man von hier nicht. Dahinter und darüber zieht ein dunkler Waldsaum, den überragen noch eben ein paar Baumkronen und das lange braune Dach von einem ganz oben liegenden Hof. Soviel Dinge ich sehe, soviel Bodenschwellen ziehn von mir hinaus. Und da Kirchtürme, Scheunendächer und die Kronen von Eichen-, Ahorn- und Birnbäumen immer am höchsten ragen, bilden sie eine Art von Aristokratie in dieser Landschaft. Nur Raubvögel, die man manchmal über ihnen kreisen sieht, streben noch höher hinaus. Und über allem schweben die Wolken, die wegen der höhern Berge, die nicht fern sind, und wegen des feuchten und warmen Rheintals auf der andern Seite oft sehr schön sind. Wir haben besonders schöne, leuchtend weiße Wolkenballen des Nachmittags und herrliche Wolkenschichten über den blauen Westbergen des Abends. Frühmorgens liegen im Spätsommer und Herbst weiße Wolkendecken und -schlangen im Rheintal.

Da es in unserm Lande sehr viel einzelne Höfe und hohe Bäume im Felde gibt, hat jede Bodenwelle ihr besondres. Eine trägt Wiesen und schaut hellgrün über eine andre mit goldbraunen Haferfeldern, und darüber hinaus wogt es walddunkel. Ein unvergeßlich anheimelndes Bild ist der Hof mit seinem langen, hohen Dach, das stolz den reichen Erntesegen birgt, die Glocke darauf, die zur Arbeit und zur Rast ruft, und darüber steigt die dunkle Krone eines mächtigen Ahornbaums wie eine Abendsommerwolke in den Himmel hinein. Auch daß die Bäume vereinzelt oder in Gruppen auf den Höfen stehn, gibt dem Land eine Art von Sprache. Denn jeder Baum meint etwas: der beschattet eine kleine Kapelle, bis zu der am Erntefest die Dankprozession geht, dort steht zwischen zwei Linden ein uraltes Kreuz, dessen Grundstein in den Boden gesunken ist; jene Eiche, deren dunkle Blättergruppen so phantastische eckige Figuren in den Himmel schneiden, steht auf der Grenze von vier Dorfgemarkungen, und unter dem Holzbirnbäum dort, dessen Krone so sonderbar niederflutet, ist der alte X-Bauer gestorben, den auf seinem nahen Felde beim Grummetladen der Schlag getroffen hat; man liest die Tafel dort. So sagt jeder Baum sein Sprüchlein, und die, die keins wissen, fragen dich: Warum steh ich gerade auf diesem Hügel, am Rande dieser Mulde oder an diesem Hohlwege? Da nun auch noch dazukommt, daß gerade wie die Höfe und die Bäume so auch die Wege auf- und untertauchen, so daß man nur immer Stücke davon sieht und ihren Zusammenhang sich aus der allgemeinen Richtung denken muß, so ist das ein gesprächiges, unterhaltliches Land. Und wer über diese Hügelwellen von Dorf zu Dorf wandert, ist sozusagen nie allein und kommt nie aus der Gesellschaft heraus. Früher muß es noch anders gewesen sein, als auf den Höhen Bur-

gen standen, deren Reste man aufgedeckt hat, sogar römische. Auch Galgen und Ding- oder Richtstätten, diese mit niedern Steinkreuzen bezeichnet, gab es in angemessenen Entfernungen. Hoffentlich waren es mehr als nötig; wenn nicht, war jene Welt noch schlechter als unsre. Sicherlich gibt es jetzt mehr Felder und Menschen. Höchstens die steinigen Höhen und Rücken liegen brach, das verkünden von weitem schon die hohen gelbblumigen Königskerzen, die kleinen violetten Asten und purpurnen Disteln, die steinigen Boden lieben. Wenn die Acker bestellt und wieder wenn er gemäht wird, was bei uns durchaus mit der Sense geschieht, ist die Landschaft reich belebt. Doch bleibt sie fast immer gleich still, was Laute anbetrifft. Ein Ruf, der die Pferde ermuntert, ein kurzes Befehlswort des Bauern an den Knecht, ein Rabenschrei ist stundenlang alles, was man hört. Die Hauptarbeiten: Pflügen, Säen und Ernten vollziehn sich in aller Stille; sie sind zu schwer, als daß die Lust zum Reden oder Singen aufkäme.

Anders ist es im Spätjahr, wenn sie erledigt sind. Dann steigen aus den Ackerfurchen die blauen qualmenden Rauchsäulen des verbrannten Unkrauts, dessen Geruch der Luft weithin eine Schärfe erteilt, und die begrasten Büchel, wo man Ziegen und Schafe und die kleinsten magersten Kühe zur Weide treibt, umwölkt der Rauch der Hirtenfeuer, die einen seltsamen Eindruck besonders am Abend machen, wenn dunkle Gestalten um sie schwanken. In derselben Zeit gehn die Kühe und die Rinder zur Weide auf die Wiesen, und die Landschaft bekommt einen niederländischen Zug. Auf einzelnen Waldwiesen, auf Stoppfeldern und abgeernteten Kleeäckern weiden ganze Herden von Kühen, stolze Tiere, die zu sagen scheinen: Unser Herr ist ein reicher Bauer, verwechse uns nicht mit den Kühlein armer Leute; diese sieht man genügsam und einsam an Rainen grasen.

An einem Waldeck steht ein uralter Grenzstein, um ihn drei mächtige Buchen, gleichsam eine Vorhalle, einen Vorhof des Waldes bildend, in dessen Dunkel man nun eintritt. Dort lagern die Herden an den warmen Herbsttagen, die Kinder, die sie hüten, finden dort Haselnüsse und Bucheckern. Dann hört man dort zuzeiten seltsame Musik. Aus dem Walde heraus klingen die Glocken der Herden wegen der großen Entfernung der einzelnen Gruppen auf ihren Waldwiesen und wegen der dazwischenstehenden Bäume nicht einzeln, sondern wie ein Gesang; oft klingen die hochgetönten zufällig zusammen, und das läutet wie ein heller Ruf aus Waldstiefen.

Die Gemarkung könnte man die politische Grenze des Dorfes nennen, wenn der Horizont als seine natürliche gilt. So wie jedes Kind, das kaum noch fest auf den Beinen steht, die Felder und Wiesen seines Vaters kennt, kennt jeder Knabe die Grenzen der Dorfgemarkung; er tritt nicht auf den Rain vor dem Steinwald oder auf die andre Seite der Vizinalstraße nach Sensenheim ohne das Gefühl, fremden Boden zu betreten. Wenn die Burschen von Eichelberg in einem Nachbardorf eine Schlägerei inszeniert haben, halten sie sich für sicherer, sobald sie den Grenzgraben überschritten haben. Zwei uralte Steinkreuze, die bis an die Querarme in den Boden gesunken sind, erzählen, wo der Waldpfad von Michelsberg her die Grenze schneidet, die Sage von einer grausen Bluttat.

Da sich bei uns nur die großen Bauernhöfe ungeteilt vererben, und zwar ebenso oft auf den ältesten wie auf den jüngsten Sohn, ist das Dorfland immer mehr zerteilt worden, und die Stücke wechseln um so leichter ihre Besitzer, je kleiner sie geworden sind. Es gibt zwar in meiner Erinnerung kein Beispiel, daß ein wirklich reicher Bauer ganz arm geworden sei, aber Abbröcklungen erlebt man alle Tage. Kinder der Ärmsten sind mit nichts auf die Wanderschaft gegangen, und als sie nach einem Jahrzehnt oder länger zurückgekehrt waren, haben sie mit den Ersparnissen einen Acker gekauft und sind bei gedeihendem Handwerk in den Mittelstand der Bauern eingetreten und haben sich genug Feld erheiratet, daß sie vier oder fünf Kühe halten konnten. Damit ist das Bild der Landschaft immer mannigfaltiger und bunter geworden. Jetzt liegt kaum einmal ein Feld brach, es erregt Staunen, wo es vorkommt. Dagegen sind es der Feldfrüchte weniger geworden, und von dieser Seite her zog Einförmigkeit in die Gemarkungen. Der zarte Flachs mit seinen hellblauen Blüten ist verschwunden, die gelben Rapsfelder sind selten geworden, von den Getreidearten wird der Dinkel weniger angebaut als früher, nur die Luzerne und der hohe Pferdezaunmais haben an Ausbreitung gewonnen. Im Sommer die Kartoffel, im Herbst die Futterrübe: diese beiden niedrigen, anspruchslosen, unpoetischen Gewächse sind es, die den größten Raum einnehmen. Wir leben im Zeitalter der Nützlichkeit.

Das ist die Aussicht, die den Bauer freut: der Blick auf sein Dorf, wo seine Heimat im engsten Sinne ist, deren Dach, deren darüber hervorragenden dunklen Birn- oder hellen Nußbaum er erkennt. Ist es nicht natürlich, daß man den Blick aufs Liebste, das man hat, jedem andern vorzieht? Man wendet sich auch einmal auf einer solchen Höhe um, wundert sich über die Nebelbank im Rheintal oder die ganz fern linksrheinischen Berge, die nach Sturm oder in den hellen Pausen eines Regentags blau am Abendhimmel stehn. Aber das sind nur Kuriositäten. Herzensfäden spinnen sich da hinüber nicht, die wachsen nur dem Eigensten und Nächsten zu. Man kann wohl einen alten Bauer, der nicht mehr gerade die schwerste Arbeit tut, auf dem höchsten Punkte seines Ackers stillstehen und lange, wie in Gedanken versunken, ins

Tal hinabschauen sehen. Der Fremdling möchte ihn wohl für einen schwärmerischen Naturbewunderer halten; wenn er zu ihm hintritt, möge er nicht enttäuscht sein, wenn das Sinnen des alten Mannes dem offenen Scheunentor in seinem Gehöft galt, oder wenn er wohlgefällig dem Rhythmus des Dreschens lauschte, das von seiner Tenne herauftönt.

Die Alleen von Obstbäumen, die vom Dorf in die Felder hinausziehen, setzen die Dorfstraßen und Dorfwege fort. Ihre dunklen Linien führen in die sonnigen Felder und verdichten sich, wo an Kreuzwegen die Baumreihen zusammentreffen. Sie sind erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden; da aber alle Obstbäume, der Walnußbaum ausgenommen, schon in ihren ersten Lebensjahren charaktervolle Physiognomien annehmen, so haben wir sehr viel Apfel- und Birnbäume, auch Kirschbäume, die ein uraltes Ansehen haben, und deren jeder sozusagen eine Persönlichkeit ist. Man hat bei ihnen immer den Eindruck, als ob sie sich plagen müßten, ihre Lasten süßer Früchte heranzupflegen und durch Sonne und Wetter dem Herbst entgegenzutragen; aber wenn sie es nicht gern täten, würden sie sie in solcher Fülle tragen, daß sich die Äste biegen? Dieser Eifer und diese Güte rühren uns, und wir schließen Bekanntschaften mit ihnen, und manche merkwürdige Gestalt darunter bleibt uns unvergeßlich. Sie leben in unsrer Erinnerung, diese alten Bäume, wie die alten Bauern, ohne die wir uns das Dorf nicht vorstellen können. Und leben sie nicht in der Tat? Wenden sie sich nicht der Sonne zu, so daß sie zuletzt der Straße den Rücken kehren? Halten sie ihr nicht ihre Früchte entgegen, daß sie sich rascher röten? Und jubeln sie nicht in die helle Frühlingsluft hinaus mit ihren weißen und roten Blütensträußen?

Die Dörfer sind bei uns klein und liegen immer an den Straßen und Bächen, meist dort, wo die einen zu den andern herabsteigen, recht versteckt in der Tiefe. So liegt auch mein Dörfchen in einem Kessel oder vielmehr in einer ziemlich flachen Mulde, und es ist sehr auffallend zu sehen, wenn man von Sensenheim oder von Breitbruck, den beiden Verkehrs- und Kulturzentren, ansehnlichen Marktflecken, herkommt, wie die graubraunen, moosgrünen Dächer da unten zusammengedrängt liegen, wie ein kleines Gebirge von Firsten und Giebeln, und darüber dunkle Wolken, die Bäume, die vor den Häusern oder in den Grasgärten stehn, und wie an ihrem erhöhten Rande aus einer Gruppe von größern, weißwandigen Gebäuden der blendend weiße Kirchturm mit seinem Kuppeldach aus altersgrauen Schindeln wie eine Kerze hervortaucht. Dem frommen Vergleich einer Herde von Hütten, die sich um die Kirche, ihren Hirten und treuen Beschützer, drängt, setzte der aufgeklärte Dorfarzt, der übrigens ganz freundlich mit den beiden Geistlichen verkehrt, die trivial-kritische Ansicht entgegen, die Kirche bemühe sich vergebens, die Eichelberger aus dem Pfuhl ihrer Sündigkeit herauszuziehen; der Forstgehilfe aber berichtete schwäbelnd: Mei Bruder, der Herre Rentamtmann, sagt, Eichelberg komm ihm vor, als seie seine Bauernhäuser in eine Kesseltreibe zsamme komme. Er leerte nach dieser Behauptung sein Glas goldgelben Bieres und setzte das leere Glas in einen Sonnenfleck, der auf dem Tische spielte, daß es hell aufleuchtete; die Herren tranken nämlich aus dicken gerippten Gläsern, die Bauern aus dünnen glatten. Der Effekt war schön, aber die Bemerkung des Forstgehilfen fand darum doch kein Echo, weil die andern fanden, daß er sich zu viel für seine Jugend herausnehme, und daß man übrigens auch Lichteffekte weiter nicht schätzte, nicht einmal in Biergläsern.

(Friedrich Ratzel,  
Glücksinseln und Träume, 1905)

## Konrad Winkler

### Kraichgauer Landfahrt

Von Idylle ist oft geredet worden, wenn vom Kraichgau berichtet wurde. Jener Hügellandschaft zwischen Schwarzwald und Odenwald. Idylle von besonderer Art. Gar nicht immer lieblich. Keine Dornröschenslandschaft. Nüchtern. Klar. Übersichtlich.

Blickt man aus dem Flugzeug, dann ist's ein „Fleckerlteppich“ unter einem. Ein Streifen gelb. Einer grün. Ein Streifen ockerfarben. Einer braun. Feld an Feld. In der Ebene. Über Hügel hinweg. Dazwischen Waldstreifen. Und ab und zu auf einem Hügel über einem Dorf ein Bergfried. Viereckig meist. Trutzig. Eben eine Idylle besonderer Art.

Wenig pittoresk das Land. Aber bunt. Wenig lieblich. Doch charaktervoll.

Das kommt daher, daß die großen Dörfer des Kraichgaus, die kleinen Städte mit ihren alten Stadt- und Marktrechten von einer eigenen Geschichte geprägt sind. Geschichte ist heute überall spürbar in den Kraichgaustädtchen. In den Dörfern, die aus ehemaligem Glanz zurücksanken zur Bedeutungslosigkeit. (Wenn da nicht die Geschichte wäre.)

Wie in den Dorf Lobenfeld, im Schatten des Dilsberges gelegen. Nur der Teil einer Basilika zeugt noch davon, daß da eine mächtige Klosteranlage gewesen sein muß, die sicher auf die Ausprägung der späteren Residenz Heidelberg großen geistlichen Einfluß genommen hat. Anderes Beispiel: das Dorf Gemmingen, das an die Barone von Gemmingen erinnert, die zu den angesehensten Rittergeschlechtern gehörten. Zur Zeit der Reformation hat es eine große Rolle gespielt. Drei Schlösser im Ort. Eine berühmte Lateinschule . . .

Die Idylle heute, die Ruhe, hat also Hintergrund.

Historische Provinz zwischen ehemals Mächtigen. Im Süden des Kraichgaus Bretten und Bruchsal. Im Osten Bad Wimpfen mit der ehemaligen Kaiserpfalz. Im Norden einstmals kurpfälzische Städte: Wiesloch und Walldorf.

Dazwischen Kraichgaulandschaft. Gar nicht monumental. Nicht erhaben, ins Große zielend. Dem Kleinen zugeneigt. Landschaft, die Geselligkeit erzeugt.

Ein Besuch in den Weindörfern des Kraichgaus beweist es.

Überschaut man von den Grenzen her das Land, tritt der mächtige Bergfried des Steinsberges bei Sinsheim ins Blickfeld. Von überall her sichtbar. Hochgetürmt auf hochgepreßtem Vulkangestein die mächtige Staufenburg. In den Liedern der Minnesinger erwähnt von Vater und Sohn Spervogel, die den Herrn „Wernharte / der uf Steinesberc saz“ priesen. Das war zur Zeit Rudolfs von Habsburg. Und der pfälzische Historiker Peter Harrer nannte den Bergkegel mit dem mächtigen Stauferturm „den Compaß auff den Kraichgaw“. Geschichte überall auffindbar. Geschichte ringsum.

Beispielsweise im nahen Dorf Steinsfurt am Fuß des Burgberges. Eine Gedenktafel an einem Fachwerkhaus. Am letzten Augusttag 1730 ist dort dem preußischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. der Sohn und Thronfolger weggelaufen. Desertiert der junge Friedrich, der später der „Große“ werden sollte. Eine Gruselidylle oder eine Tragikomödie?

Neben der Geschichte auch die Geschichten. Beispielsweise in Maulbronn bei Bretten erzählt man in der herrlichen Klosterstadt, daß ein gewisser, mittlerweile theaterbekannt gewordener Doktor Faustus für einen baulustigen Abt, namens Entenfuß, hatte Gold machen wollen. Das Wunder von Maulbronn blieb. Das Paradies. Der Brunnen. Das alte Gemäuer. Und die Geschichten. Rührende Geschichten der Armut auch in verlassenen Kraichgauldörfern. In Flehingen oder Zaisenhausen — nicht weit von Bruchsal — erinnert man sich noch jenes „armen Dorfschulmeisterlein“ den Lehrer Samuel Friedrich Sauter, geboren 1766 in Flehingen, zum Schulmeister ausgebildet in Unteröwisheim, Schulgehilfe in Bissingen, Lehrer in seinem Geburtsort, versetzt und gestorben 1846 in Zaisenhausen. Seine Kraichgaumisere spielte sich ab zwischen den Weinorten Zeutern, Kürnbach und Sulzfeld. Er schrieb die Verse vom armen Dorfschulmeisterlein und das „Kartoffellied“. Er reimte ein bescheidenes Leben auf dem Land zusammen.

Die Beispiele von Geschichte und Geschichten lassen sich beliebig vermehren. Beinahe jeder Ort ist voll davon.

Geschichte und Geschichten, die auch beim Wein erörtert werden.

Wiesloch, die alte Amtsstadt, vor tausend Jahren vom Kaiser bedacht mit einem Marktrecht, ist der Mittelpunkt des unterbadischen Weinbaues. Die Stadt „am Rand des Kraichgaus“, am Fuß des südlichen Odenwaldes gelegen, atmet ganz den Geist der Moderne, der manchmal auch voreilig historischen Bestand vermeintlichem Fortschritt opfert. Mittelalterliches und Biedermeierbeschaulichkeit verschwinden allmählich hinter großzügig gemeinten Lösungen im alten Stadtkern. Eine alte Stadt im Umbruch.

Doch geistert durch ihre Gassen noch der Name der Herren von Wiesloch, die früh schon als Grundherrn genannt wurden, von denen einer ein Minnesinger war, dessen wenige Strophen in der Manessischen Handschrift erhalten blieben. Auch der Name der Herren von Sickingen ist nicht wegzudenken aus Wieslochs Geschichte.

Der „Freihof“, eines der schönen mittelalterlichen Gebäude, erinnert an die Zeit, in der nur der Adel wirklich „frei“ war, die Hintersassen Hörige bleiben mußten.

Aber auch noch Spuren frühen städtischen Stolzes, Reste von Wehrhaftigkeit. Stadtmauer und Turm (das „Dörndl“) fügen sich mit Grünanlagen zum Idyll.

Heute ist Wiesloch „Weinstadt“. Ihr Ruhm gründet sich auf die Tüchtigkeit von Winzern und Kellermeistern. Der Wein von der südlichen Bergstraße und aus dem Kraichgau wird hier ausgebaut. Wein aus Grombach, Eichelberg, Bruchsal. Wein aus Kürnbach und Tiefenbach. Kraichgauwein aus Heildesheim,

aus Zeutern. Vom Rand des Kraichgau aus Rauenberg, Malsch, Rotenberg. Rotwein und Weißer. Riesling und Ruländer, Weißburgunder, Müller-Thurgau, Spätburgunder und Schwarzriesling. Kraichgaulandschaft ist auch Weinlandschaft.

Kürnbach — am Südrand des Kraichgau gelegen — wäre der rechte Widerpart zur Weinstadt Wiesloch. Kürnbach wurde — wie Kenner behaupten — auf gutem, „hitzen“ Boden gebaut. Ein hervorragender Schwarzriesling, Rotwein mit feurig-mildblumigen Bouquet, wird hier ausgeschenkt. In den schiefen Fachwerkhäusern mit den kunstvoll geschmiedeten Wirtshausschildern.

Ein Nachspaziergang durch Kürnbach deckt die heute noch spürbare Romantik jener Dörfer auf: Monddurchflossenen Gassen, durch die der Schritt hallt. Die winkligen Höfe und Mauern. Kürnbachs gotische Dorfkirche und das Wasserschloß, das nächstens wirkt wie Dornröschens Refugium. Der Schloßhof winzig und verschachtelt. Fachwerkmustert der eingegrenzte Zauber.

Wer genug Phantasie hat, kann den Zauber auch spüren tagsüber. Er erinnert sich an jenes Buch des Justinus Kerner, das 1830 soviel Aufsehen erregte. Es war der Bericht über die „Seherin von Prevorst“, eine Frau, die „über die Geistererlebnisse, Trancezustände, magnetischen Kräfte und magischen Heilfähigkeiten“ verfügte. Sie hieß Friederike Hauße, hatte einen Kürnbacher Kaufmann geheiratet und lebte in dem Kraichgaurdorf, so daß Kerner durchaus seinen Bericht hätte nennen können: „Die Seherin aus dem Kraichgau“.

Der Wanderer, der Zeit hat, die Geschichten und die Geschichte jedes einzelnen Kraichgauorts auf sich wirken zu lassen, sollte sich auch daran erinnern, wenn er von Bretten nach Eppingen fährt und in Kürnbach Station macht.

In einem alten Lexikon haben Wißbegierige lesen können, daß Eppingen ein „Reichsdorf“ gewesen sei, ehe es um 1300 die Stadtrechte erhielt. Von Elsenz und Hilsbach umspannt ist der alte Ortskern. Weite Ausflüge in die Geschichte kann man machen, wenn man die Chronik des Orts durchblättert. Allein das Auge entdeckt schon mittelalterlich hohe Giebelmäuer. Prunkvolle Fachwerkbauten. Einen gotischen Kirchenbau aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Wuchtige Zinnen.

Wer erinnert sich noch, daß 1564, als die Pest im Land wütete, die berühmte Heidelberger Universität Asyl in einem Eppinger Patrizierhaus fand?

Die Stadt ist umgeben von einigen der markantesten Kraichgauburgen. Zehn Kilometer bis zum Steinsberg. Eine Stunde Fußweg zur Ravensburg. Nur vier Kilometer bis zum Schloß Schomberg mit der alten Feste Streichenberg.

Von Eppingen aus führt der Wanderweg durch Felder und Senken zum sagenumwobenen Otilienberg mit dem gotischen Wallfahrtskirchlein. Auch dort wieder alte Wappen. Erinnerung an Geschichte und Sage.

Weiter nach Norden — über den Steinsberg und Sinsheim hinaus — Neckarbischofsheim.

In der weiten Ausbuchtung des Krebsbachtals, umgeben von Wald und Hügeln, der Ort im Tal. Welch anderer Charakter des Ortsbildes als in den Reichsstädten, die heute auch wieder dörflichen Charakter angenommen haben. Nicht Ausdruck von Bürgersinn. Von der Repräsentation einer Gemeinschaft. Dieser Ort — wie Gemmingen auch oder Neidenstein und die anderen Residenzen der Kraichgauritterschaft — ist geprägt von einem Adelsgeschlecht. Ihr Wappen überall. Am alten Schloß. Und am neuen Schloß. An der Stadtkirche mit ihrer berühmten Alabasterkanzel.

Das Wappen der Grafen von Helmstadt vor allen Dingen auf den Grabsteinen, die die Wände der Totenkirche aus dem zwölften Jahrhundert — innen und außen — zieren. Versteckt in einem verwilderten Friedhof die Kirche. Verblaßte Fresken an den Innenwänden. Spuren von mehrmaligem Umbau. In den tragenden Balken der Holzwurm. Einsam auch unter der Sommerhitze, wenn die Grasverwucherung des Friedhofs dort. Kühle in der Kirche. Totennähe.

Monument neben Monument die Wände entlang.

Ritter. Ritterfrauen. Adelskinder. Ganze Familien. In Stein gehauen. Schrifttafeln. Erinnerung an Tote. Und Wappenschilder auf Grabsteinen. Allianzwappen. Immer wieder das Zeichen derer von Helmstadt.

Und Grabplatten draußen an der Kirchenwand. Efeuüberwuchert. Von Witterungseinflüssen zerfressene Sandsteifiguren. Abgewaschen die Konturen der Adelswappen. Ausgewaschen die Schrift.

Ein großes Freiluftmuseum.

Am andern Ende von Neckarbischofsheim, über dem Ort am halben Hang, der fünfeckige Turm aus dem Jahr 1448. Heute Heimatmuseum. Betreut von eifrigen und sachkundigen Bürgern. Natürlich wieder Fachwerkhäuser aus drei Jahrhunderten im Ort.

Kraichgaulandschaft — geschichtsträchtige Landschaft. Unabhängig die Orte. Keine Residenzen mit Umland. Nirgends einheitlich Gemeinsames. Nicht auf den ersten Blick. Vom Nachbarn zum Nachbarn ist es weit, wenn auch die Entfernung nur wenige Kilometer betragen sollte.

Kraichgaugestalten, deren Nachruhm heute noch lebendig ist, haben viele Gesichter. Lebten in vielen Orten. Nicht nur die „Seherin aus dem Kraichgau“ oder der biedere Schulmeister aus Flehingen, sondern auch jener Franz Irenicus, der als Franz Fritz 1495 in Etlingen geboren wurde und der dann ab 1530 Vorstand der damals weitberühmten Gemminger Lateinschule wurde. Im Dreißigjährigen Krieg verschwanden sowohl die Lateinschule, als auch des Irenicus' Grab.

Ein anderer Friz. Jost Friz aus Untergrombach. Er führte die aufständischen Kraichgaubauern an. Stürmte Bruchsal und verlor am Ende doch. Oder der Pfarrer Eisenhut, der Aufrührer aus Eppingen, der dann hingerichtet wurde. Später der Friedrich Hecker aus Eichtersheim. Sein Lied sangen die Revolutionäre und Insurgenten von 1848. Oder der Franz Sigel, der aus Sinsheim stammte.

Kraichgauköpfe — eigenwillig wie die Landschaft. Eigenwillig auch wie die Kraichgauburgen.

Burgen über Obergrombach. Ein Schloß und die Ruine der Burg. Aus dem elften Jahrhundert stammt die Burg von Unteröwisheim. Von den Hängen am Rand der Rheinebene kann man westwärts blicken bis zu den Pfälzer Bergen und zu den Vogesen. In der Nähe von Sulzfeld die Ravensburg. Ihr riesiger Bergfried ist das Wahrzeichen der Gegend. Wie der Wein, der in der Burgschenke kredenzt wird.

In Sulzfeld bauten die Burgherren der Ravensburg den Amalienhof und das Schloß. Der Ort ist eine Gründung der Burgherrn. Weil der edle Ritter — damals im elften Jahrhundert — eine Gräfin Sulz geheiratet hatte, erhielt das Dorf nach ihr seinen Namen.

Seit 1245 wird an den Hängen des Burgberges Wein gebaut. Der schwere Keuperboden läßt köstliche Rieslinge gedeihen und aromatische Weißburgunder. Gewürztraminer ebenso wie den charaktervollen Ruländer.

Den Kraichgaunorden bewacht die ehemalige Festung Neidenstein. Man sagt, schon zu Zeiten der fränkischen Besiedlung sei Neidenstein ein Jagdschloß gewesen.

Das Dorf Neidenstein wurde später im Schatten der Festung angesiedelt. Heute betritt der Besucher die mächtige Burganlage bei der katholischen Kirche des Ortes. Zunächst, dem Burgberg vorgelagert, das „untere Schloß“, zwei imposante Fachwerkbauten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Dann die berganföhrnde Zwingmauer mit dem Wehgang. Auf dem Hügel über dem Schloß die Hauptburg. Bei Turm und Tor vereinigen sich die Festungswerke der jüngerer und älteren Burg. Der hohe Bergfried der Oberburg und die mächtige Schildmauer bilden das Hauptbollwerk der Burg.

Kenner rätseln heute noch, ob die Reste der Wandmalereien auf der Burg von Albrecht Dürer stammen. Während seiner Rheinreise war der Nürnberger Maler und Holzschneider Gast auf Neidenstein.

Zu Füßen der Kraichgauburgen die bukolische Heiterkeit vielfarbiger Feldfluren. Dazwischen das Grün der Wälder und stählernes Blau von Baggerseen. Wirklicher Gegensatz zu der Landschaft an Rhein und Neckar, die so nah ist. Dort, an der Bergstraße, dominiert die Gartenlandschaft. Besonders spürbar ist solcher Charakter während der Baumbüte. In Bergstraßengärten nistet Aufregendes. Dichter schwärmen das Blühen dort an. Der Lieblichkeit der Landschaft begegnet das Temperament ihrer Besucher. Anders die Kraichgaidylle. Hier herrscht Ruhe. Auch Ausgeglichenheit im Frühjahrsblühen. Sogar die Zeugnisse der Geschichte — wie diejenigen der meist bodenständigen Kunst — gliedern sich ein in den Alltag. Wer schwärmt schon außerhalb von Neckarbischofsheim von der alten Grabkirche? Und wer berichtet über die schöne Kreuzigungsgruppe, die eiligen Touristen im Weindorf die Straßenkreuzung nach Eppingen versperrt?

Hier träumt Geschichtliches ungehindert fort im pulsierenden Alltag unserer Zeit.

Überall im Kraichgau. Immerfort.

Lebendig aber die Traditionen von Bürger und Handwerker in den kleinen Städtchen. Kranz fleißiger Tugenden. Heute fortgeführt in namhaften Industriebetrieben, die sich hier angesiedelt haben.

Bretten, Idylle eines kleinen Marktstädtchens mit freundlichen, blumengeschmückten Fachwerkbauten am Marktplatz. Gochsheim, thronend auf steilem Felsen, Niederlassung von Waldenser Exulanten im Jahre 1698. Eppingen, bedeutende Reichs- und Amtsstadt am Schnittpunkt alter Handelsstraßen. Heildelsheim, Hilsbach, Neckarbischofsheim, Neckargemünd, Obergrombach, Rotenberg, Unteröwisheim, Waibstadt. Alter ritterschaftlicher Stadtadel, der sich wie eine blumenbunte Girlande um dieses Geviert der sanften Hügelwellen zwischen Rhein und Neckar spannt. Am Rande der Ebene, draußen im Bruhrain, schließen sich Philippsburg, das alte Huttenheim, Hockenheim und Walldorf, die badische Astorstadt, mit ein.

Lebendiges Erbe. Tradition an allen Orten. Besonders in den reizenden Kleinstädtchen. Ihre Vielfalt erst leiht dem Kraichgau die Farbe. Gibt den geschichtlichen Auftrag, nicht nur eine sterbende Bauernlandschaft zu sein. Bauern und Bürger. Ritter und Kaufleute. Bindungen, die zur Zukunft weisen. Bestand fördern. Vergangenes bewahren. In den kleinen Städtchen des Kraichgaves wird dies zu einem wegweisenden Beispiel.

# Die jungsteinzeitliche Michelsberger Kultur im Kraichgau

*Rolf-Heiner Behrends, Karlsruhe*

Im Jahre 1884 fand man auf dem Michelsberg bei Untergrombach einige unscheinbare Tonscherben, welche die Aufmerksamkeit der Altertumsfreunde erregten. Vier Jahre später begann der wissenschaftliche Assistent der Großherzoglichen Altertumsammlungen in Karlsruhe, K. Schumacher, an der Fundstelle mit Ausgrabungen, die teilweise der damalige Karlsruher Altertumsverein finanzierte. Sie führten zur Aufdeckung einiger Gruben, aus denen zahlreiche Keramikreste, aber auch menschliche Knochen geborgen wurden. Außerdem fand Schumacher einen Graben, der zur Befestigung der Siedlung gedient haben dürfte. In größerem Stil setzte A. Bonnet diese Untersuchungen in den Jahren 1896 — 99 fort. Auch jetzt fand man wieder zahlreiches Fundmaterial, das der Ausgräber schon 1899 publizierte. Bereits K. Schumacher hatte erkannt, daß die Siedlung auf dem Michelsberg in die Jungsteinzeit zu datieren war, doch ließen sich die Formen der Gefäße an keine der bereits bekannten Fundgruppen aus gleicher Zeit anschließen. Dies gab den Anlaß, in der Forschung vom „Michelsberger Typus“ der Keramik und später von der „Michelsberger Kultur“ zu sprechen. Ihre Hinterlassenschaften finden sich in einem ausgedehnten Gebiet, das im Westen durch den Rhein zwischen Bodensee und Mündung der Mosel, im Osten durch Ober- und Mittellauf der Elbe begrenzt wird. Im Süden bilden Bodensee und Donau die Grenze, während die Funde nach Norden hin die Linie Koblenz — Magdeburg nicht überschreiten.

Nach den Grabungen von Bonnet wurde es auf dem Michelsberg selbst etwa 50 Jahre

lang ruhig. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg nahm das Landesdenkmalamt Karlsruhe unter der Leitung von A. Dauber die Untersuchungen wieder auf, um vor allem den Umfang der gesamten Anlage festzustellen. Dabei gelang es, den Befestigungsgraben, der die Siedlung nach Süden und Osten schützte, auf eine Länge von 720 m zu verfolgen. Dieser Graben wurde wahrscheinlich auf der Innenseite von einer Palisade begleitet und weist zwei Durchlässe auf, durch die man das Innere des Dorfes erreichte. Die Sohle des Grabens war nahezu eben; ihre Breite schwankte zwischen 2,70 m und 3,50 m. Die Grabenwände erreichten stellenweise eine erhaltene Höhe von 2,30 m, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Erosion im Laufe der Jahrtausende erhebliche Mengen des anstehenden Lösses abgetragen hat. Die ursprüngliche Tiefe des Grabens ist deshalb nicht mehr einwandfrei zu rekonstruieren. Es fällt jedoch immer wieder auf, wie steil — fast senkrecht — seine Wände angelegt sind.

Im Innenraum waren keinerlei Reste von Bauten mehr nachzuweisen, was ebenfalls auf die Bodenerosion zurückzuführen sein dürfte. So bildeten zahlreiche Gruben den einzigen Hinweis auf eine ehemals recht lebhaftige Siedlungstätigkeit auf dem Michelsberg.

Eine zweite Siedlung der Michelsberger Kultur wurde im Kraichgau bereits 1909 entdeckt. Die „Bruchsaler Zeitung“ berichtete seinerzeit ausführlich über diese Fundstelle in einem heute aufgelassenen Steinbruch am damaligen östlichen Ortsrand von Bruchsal. Sie ist in der Luftlinie nur 5 km vom Michelsberg entfernt. Leider sind die Fundberichte

*Bruchsal, Scheelkopf. Querschnitt durch den Befestigungsgraben, der sich gegenüber dem hellen Löß deutlich abzeichnet; im oberen Teil sind zahlreiche Knochenteile sichtbar.*

Foto: Landesdenkmalamt B.-W.



von 1909 nicht immer eindeutig; auch fehlt eine exakte Einmessung der Funde. Dennoch scheint sicher zu sein, daß eine Neuentdeckung des Jahres 1983 mit ihnen in Verbindung zu bringen ist. Im Bruchsaler Neubaugebiet „Scheelkopf“ beobachtete ein Bauherr bei Anlage seines Gartens dunkle Erdverfärbungen und barg aus diesen zahlreiche Tierknochen. Eine durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg eingeleitete Notgrabung zeigte bereits nach kurzer Zeit, daß hier abermals ein Graben wie auf dem Michelsberg entdeckt worden war. Bei einer etwas ausgedehnteren Grabung im folgenden Jahr ließ sich der Graben in seinem schnurgeraden Verlauf über 30 m beobachten; dann folgte eine Unterbrechung von 8,5 m Breite, nach der er in veränderter Richtung weiterlief. Insgesamt konnte er über eine Länge von etwa 50 m verfolgt werden. Wie

bei der Anlage auf dem Michelsberg wird man auch hier die Unterbrechung als Tor deuten können. Die Profile beider Gräben ähneln sich stark. Abermals fällt auf, daß die Wände stellenweise fast senkrecht abfallen (Abb. 1). Die Breite des Grabens auf dem Scheelkopf schwankte zwischen 2,0 und 2,8 m. Die Innenfläche, die der Graben umschloß, konnte hier nicht mehr untersucht werden, da die Anlage erst entdeckt wurde, als das Neubaugebiet nahezu vollständig errichtet war.

Nur wenig ist von einer dritten Siedlung der Michelsberger Kultur im Kraichgau bekannt. Kurz nach Ende des 2. Weltkrieges wurden auf dem nördlich von Heidelberg gelegenen „Altenberg“ neue Weinberge angelegt und der Boden zu diesem Zweck tiefgründig aufgeboren. Dabei kamen gleichfalls Reste eines Grabens zum Vorschein, der hier aber als

*Bruchsal, Scheelkopf. Einziges vollständig erhaltenes Tongefäß von der Ausgrabung 1984.*

Foto: Landesdenkmalamt B.-W.



Spitzgraben ausgeführt war, also einen V-förmigen Querschnitt aufwies. Damit hebt er sich von den zuvor beschriebenen Gräben mit annähernd U-förmigem Querschnitt deutlich ab. In der von ihm umschlossenen Innenfläche konnten jedoch Gruben gleicher Art festgestellt werden wie auf dem Michelsberg.

Während bisher nur auf Form und Umfang der Befunde im Boden eingegangen wurde, müssen wir uns nunmehr den einzelnen Fundgegenständen zuwenden, die aus den Gräben und Gruben geborgen wurden. Den größten Teil machen Gefäßreste aus Ton sowie Knochen aus. Die Tongefäße bilden gewissermaßen das „Leitfossil“ der Michelsberger Kultur, da sie sehr charakteristische Formen aufweisen, die in anderen Kulturen der Jungsteinzeit nicht zu finden sind. So fällt auf, daß die meisten von ihnen runde Böden hatten und nur auf ganz wenigen eine Verzierung zu finden ist. Neben großen Vorratsgefäßen gibt es einfache Töpfe und becherartige Formen in großer Zahl (Abb. 2). Auch

Schalen und Schüsseln, die meist einen scharfkantigen Knick in halber Höhe der Wandung aufweisen, kommen vielfach vor.

Seltener sind kleine Schöpfer, die entfernt heutigen Suppenkellen ähneln. Eine Besonderheit der Michelsberger Kultur sind jedoch sogenannte „Backteller“, flache kreisrunde Tonscheiben, deren Oberseite stets glatt gestrichen ist, während die Unterseite oft Abdrücke von geflochtenen Matten aus pflanzlichem Material aufweist. Ihre Ränder sind fast durchweg mit Fingerabdrücken oder Fingernagelkerben versehen. Der Verwendungszweck dieser Scheiben ist nicht mehr klar ersichtlich, obwohl in jüngerer Zeit wieder Vermutungen angestellt wurden, daß sie tatsächlich zum Backen von Brotfladen oder zum Braten und Rösten anderer Speisen gedient haben könnten. Praktische Versuche mit nachgebildeten Scheiben haben ihre Brauchbarkeit für diesen Zweck erwiesen.

Insgesamt sind wir über die Ernährungsweise der Bewohner der Siedlungen vom Michels-

berger Typ in unserer Gegend nur bruchstückhaft unterrichtet. Zahlreiche Funde von Mahlsteinen zeigen, daß Getreide verarbeitet wurde; allerdings sind die Getreidearten nicht bekannt. Auch aus dem Graben auf dem „Scheelkopf“ in Bruchsal konnte der Unterstein einer Handmühle geborgen werden (Abb. 3). Da die Michelsberger Kultur in unserer Region vorwiegend im Bereich der landwirtschaftlich gut nutzbaren Lößböden zu finden ist, dürfte der Getreideanbau eine gewisse Rolle für die Ernährung gespielt haben.

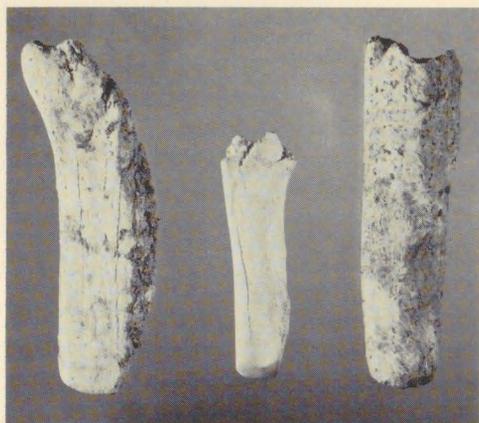
Ein einheitliches Bild über die Versorgung mit tierischen Nahrungsprodukten läßt sich bisher nicht gewinnen. Die Berichte über ältere Ausgrabungen sprechen oft von Knochenfunden, die vor allem von den auch heute bekannten Haustieren stammen. Dagegen zeigt die Durchsicht der sehr zahlreichen

Tierknochen vom Scheelkopf, daß nur das Schaf mit einem Anteil von weniger als 1% die Haustiere repräsentiert. Alle übrigen Knochen stammen von Wildtieren. Unter diesen ragte der Waldwisent bei weitem hervor, mit nur geringem Abstand folgen Hirsch und Auerochse. Waldpferd (Tarpan), Reh und Wildschein findet man auf den nächsten Plätzen. Mit nur wenigen Exemplaren sind Biber, Dachs und Rotfuchs vertreten. Da fast alle markführenden Knochen aufgeschlagen sind, einige zudem Feuereinwirkung zeigen, darf man wohl annehmen, daß der Fleischbedarf der „Michelsberger“ Bevölkerung des Scheelkopfes nahezu ausschließlich durch die Jagd gedeckt wurde. Das ergibt das für unsere bisherige Kenntnis der Jungsteinzeit überraschende Bild einer Ackerbau treibenden und zugleich intensiv jagenden Bevölkerung.



*Bruchsal, Scheelkopf. Unterlieger einer Handmühle aus Buntsandstein.*

Foto: Landesdenkmalamt B.-W.

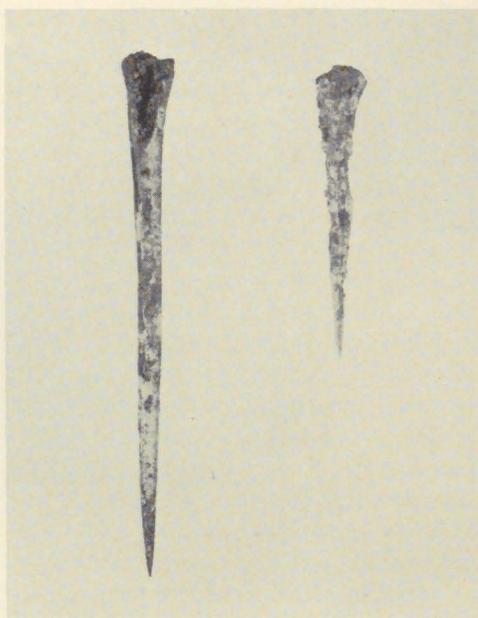


*Bruchsal, Scheelkopf. Drei Meißel aus Röhrenknochen.*  
Foto: Landesdenkmalamt B.-W.

Die aufgefundenen Knochen und Geweihteile bildeten jedoch nicht nur Speiseabfälle; sie waren vielmehr auch Rohmaterial für die Herstellung von Geräten. So fanden sich jetzt auf dem Scheelkopf mehrere Meißel (Abb. 4) und Pfrieme (Abb. 5) aus Knochen- und Geweihstücken. Aus dem gleichen Material wurden auch häufig Schäftungen für Steinwerkzeuge hergestellt, doch sind diese Einsätze fast immer verloren gegangen, so daß wir über das Steingeräteinventar der Michelsberger Kultur nur eine sehr lückenhafte Kenntnis besitzen. Von den drei untersuchten Siedlungen des Kraichgaus ist bisher nur eine (!) Pfeilspitze bekannt geworden. Über die Art, wie die zahlreiche Jagdbeute erlegt wurde, läßt sich demnach kaum eine Aussage machen.

Doch dies ist nicht das einzige Rätsel, das uns die Michelsberger Kultur aufgibt: Bis heute sind keine Gräber bekannt, die dieser zugeordnet werden können. Gleichwohl gibt es zahlreiche Funde menschlicher Skelette und Skeletteile aus den Siedlungen selbst. Ein vollständiges Skelett in Rückenlage fand sich auf dem Michelsberg in einer Grube, die auch ein komplettes Gefäß, Scherben mehrerer Gefäße, Tierknochen und Steine enthält. Könnte man bei diesem Befund noch von ei-

ner Bestattung sprechen, ist dies bei allen anderen Funden menschlicher Knochen in unseren drei Siedlungen nicht möglich. Auf dem Michelsberg fanden sich die Menschenknochen in 19 von insgesamt 142 Gruben und im Befestigungsgraben. Der Graben auf dem Altenberg bei Heidelberg enthielt gleichfalls Skeletteile mehrerer Individuen, während im Grabeninhalte des Scheelkopfes nur zwei menschliche Extremitätenknochen gefunden wurden. Es scheint jedoch auch hier im Inneren der Siedlung Gruben gegeben zu haben, die neben anderem menschliche Reste enthielten, wie den Berichten über die Funde des Jahres 1909 zu entnehmen ist. Damit ergibt sich für den Kraichgau ein einheitliches Bild hinsichtlich dieser Beobachtungen, die bislang nur den sehr allgemeinen Schluß zulassen, daß hier beim Vergraben der Toten Vorstellungen eine Rolle gespielt haben, die von uns Heutigen kaum noch nachzuvollziehen sind.



*Bruchsal, Scheelkopf. Zwei Pfrieme aus Röhrenknochen.*  
Foto: Landesdenkmalamt B.-W.

Bleibe zuletzt noch die Frage nach dem Alter der Michelsberger Kultur. Sie ist seit der Entdeckung der Funde auf dem Michelsberg sehr unterschiedlich beantwortet worden. Hatte sich Anfang der 50er Jahre in der Forschung die Meinung herausgebildet, daß sie zwischen 2500 und 2000 v. Chr. bestanden habe, scheinen nunmehr die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden, vor allem der C-14-Methode, darauf hinzudeuten, daß sie fast 1000 Jahre älter ist, also vor 3000 v. Chr. ihre Blüte erlebt hat. Eine größere Zahl von wissenschaftlich untersuchten Fundstellen könnte auch hier vielleicht endgültige Sicherheit schaffen. Da kaum zu bezweifeln ist, daß im Kraichgau noch zahlreiche Funde der Michelsberger Kultur ihrer Entdeckung harren, ist jeder Heimatfreund aufgefordert, Erdaufschlüsse aller Art zu beobachten und vielleicht zu Tage tretende Funde den Denkmalschutzbehörden zu melden. Manches jetzt noch Rätselhaftes könnte dann vielleicht aufgeklärt werden.

## Stadt Kraichtal – *Im Herzen des Erholungsgebietes Kraichgau*

### Zahlreiche Erholungseinrichtungen

(Wanderwege, Waldspiel- und Grillplätze, Angel- und Reitmöglichkeiten u. v. m.)

### Historische Fachwerkbauten in allen Stadtteilen; Schlösser und Burgen

#### Informationen zur Heimat- und Kulturgeschichte:

Das Badische Bäckereimuseum in Gochsheim mit über 500 historischen Arbeitsgegenständen der weißen Zunft — eine einmalige Sammlung, ausgestellt in einer originalen Backstube.

Das Ebersteiner Schloß ebenfalls in Gochsheim, bildet den idealen Rahmen für unser Heimatmuseum, das sich zur Zeit im Aufbau befindet und u. a. so bedeutenden „Kraichtalern“ wie David Chyträus oder — aus neuerer Zeit — Karl Hubbuch gedenken soll.

Weitere Auskünfte und Zimmernachweis:

**Bürgermeisteramt Kraichtal,**  
Tel. 072 50 / 81 11

### Struktur der Landschaft

*Das sanfte Hügelland, das zwischen den Berglandschaften des Schwarzwaldes und des Odenwaldes als Senke eingelassen ist, nennt man den Kraichgau. Es ist ein badischer Landstrich, im Osten vom Neckar, im Westen durch den scharfen Abbruch zur Rheinebene begrenzt. Die Trennungslinie im Osten, zum Württembergischen hin, wird genauer mit den Grenzmarken des Stromberges und Heuchelberges bezeichnet; im Norden hebt sich der dunkle Waldsaum des Kleinen Odenwaldes auf der linken Neckarseite deutlich von der offenen Landschaft des Kraichgaaues ab.*

*Merian hat die Hügel hinter den ins Tal eingemuldeten Kraichgauldörfern als wellige Querlinien gezeichnet, Linien, die sich terrassenartig übereinander schichten und vielfältig, in kurzen Bögen, überschneiden. Auf seinen Stichen finden wir die Struktur dieser Landschaft bestätigt: Stufiger Aufbau, sanft abgedachte Kuppen mit Feldterrassen und ausschwingenden Rücken, gebildet von den Kriechbewegungen des verlehnten Löß und von den Auswaschungen, und ebenso sanfte wie gemächliche Täler, aus denen die spitzen Kirchtürme stechen.*

*Über Muschelkalk, Keuper und Jura liegt die Lößdecke als fruchtbarer Ackerboden. Manchmal steht der Löß in steilen Wänden an, und die tiefeingeschnittenen „Hohlen“ erschließen als Feldwege die Ackerflur. Nicht selten sind Vorsprünge und Kegel, die über das wellige Land ragen, markante Erhebungen, die zur Anlage von Ringwällen, Wachtürmen und Burgen geeignet waren. Kennzeichnend für die Landschaft ist der ruhige Wechsel von Ackerfeld und Mischwald, von Wasser und Wiese mit den Einsprengeln von Rebland, mit den Steinbrüchen des Muschelkalks und des Keupersandsteins. In breit gewundenen Tälern nehmen erlen- und pappelbesäumte Bäche ihren trägen Lauf. Einer davon, der Kraichbach, gab der Landschaft den Namen.*

*Adolf Gängel, in „Großes Nordbadenerbuch“, 1967*

## Römermuseum Stettfeld

Siegrid Alföldy-Thomas, Wiesenbach



Außenansicht des Römermuseums in Stettfeld.

(Foto: A. Blänsdorf).

In Baden-Württemberg, dem museumsreichsten Bundesland Deutschlands, mit seinen ca. 850 Museen wurde im Juli 1984 in Stettfeld, heute ein Ortsteil der Gemeinde Ubstadt-Weiher im Landkreis Karlsruhe, das Römermuseum Stettfeld eröffnet. Das Museumsgebäude liegt am Marcellusplatz neben der St. Marcellus-Kirche. An der Bundesstraße 3, welche mitten durch Stettfeld führt, weisen mehrere Wegweiser mit der Aufschrift „Römermuseum“ den Besuchern den Weg zu dem Museum und den Parkplätzen. Das Besondere dieses Museums ist, daß alle ausge-

stellten Fundstücke aus Stettfeld stammen, die bis auf einige gekennzeichnete Nachbildungen Originale sind. Die meisten dieser Funde und Befunde kamen während der letzten zehn Jahre durch die Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes, Außenstelle Karlsruhe, zutage und wurden in seinen Werkstätten für die Ausstellung des Römermuseums restauriert.

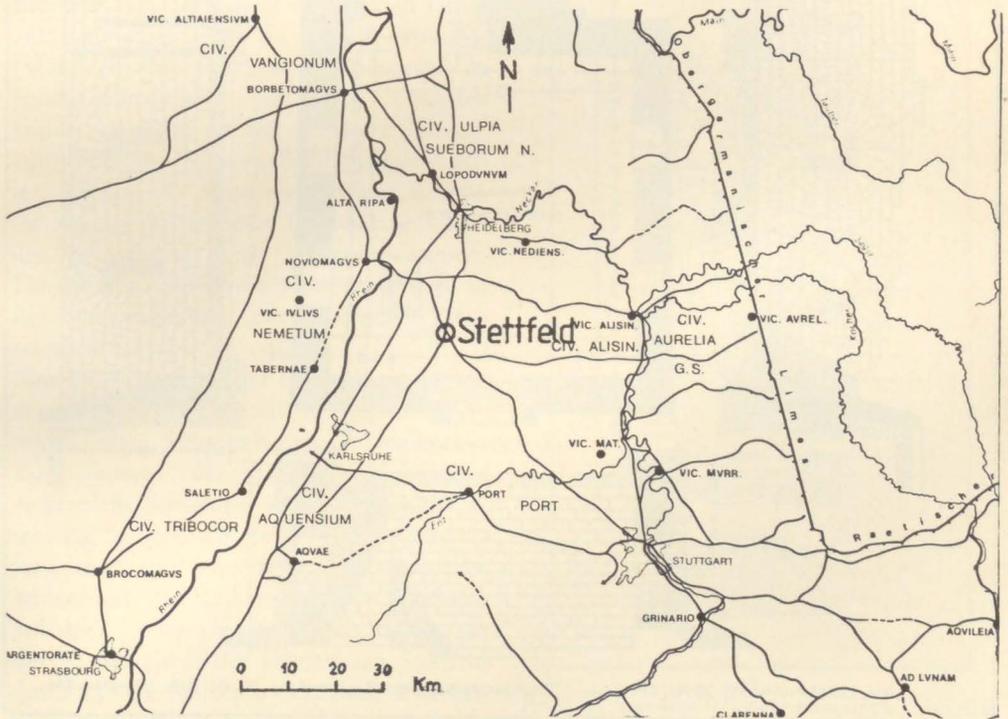
Dem Bruchsaler Architekten A. E. Bischoff ist es gelungen, aus einem verfallenen sog. Bahnschlitten, der in das 16. Jahrhundert zurückreicht, ein ansprechendes und auch stil-

volles Museumsgebäude zu schaffen (Abb. 1). In dem Innenhof der Anlage befinden sich drei Abgüsse von Steindenkmälern, und zwar des Meilensteins von Sinzheim bei Bühl und zweier Reliefs mit einer Reisewagendarstellung und einer Szene mit der Pferdegöttin Epona. Diese drei Kopien wichtiger Denkmäler sollen die Besucher bereits vor dem Museum auf die Bedeutung des römischen Stettfeld im Straßensystem der Römer hinweisen.

Im Bereich des heutigen Stettfeld befand sich in der Römerzeit, ca. zwischen 125 n. Chr. und 259/260 n. Chr., eine große Siedlung (vicus) an einer Vierstraßenkreuzung. Hier trafen sich die unter Kaiser Trajan ausgebaute Heerstraße aus den Donauprovinzen nach Heidelberg-Ladenburg-Mainz und die Fernstraße aus Basel. Eine westliche Verbin-

dungsstraße führte aus dem linksrheinischen Gebiet von Speyer nach Stettfeld (Abb. 2). Diese Vierstraßenkreuzung wird auch durch den schon 1866 gefundenen Weihestein für die Vierwegegöttin (Quadriviae)<sup>1)</sup> belegt, der heute im Reiß-Museum in Mannheim aufbewahrt wird und dessen Abguß im Römermuseum zu besichtigen ist.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts kamen in Stettfeld immer wieder römische Funde zum Vorschein<sup>2)</sup>. Der älteste nachweisbare Fund aus der Römerzeit ist das im Jahre 1818 gefundene Dreigötterrelief mit Apollo, Minerva und Merkur, dessen Kopie ebenfalls ausgestellt ist (Original im Badischen Landesmuseum Karlsruhe)<sup>3)</sup>. Bereits 1866 fand die erste systematische Ausgrabung im Gewann Dorfgraben auf dem Pfarracker (am südlichen Ortsausgang) auf Betreiben und



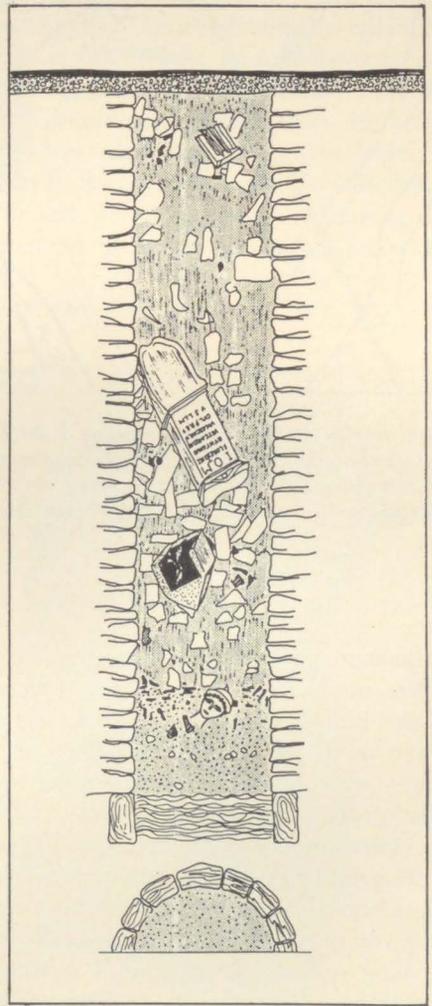
Die Lage des römischen Straßenvicus von Stettfeld (nach „Die Römer in Baden-Württemberg“).



auch auf Kosten des damaligen Ortsgeistlichen, Dekan Stratthaus, statt, wobei ein großes Badegebäude mit gut erhaltener Fußbodenheizung (Hypokaustheizung) freigelegt wurde. Das Gros aller römischen Funde von Stettfeld stammt jedoch aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg — bedingt durch die rege Bautätigkeit während der fünfziger Jahre, die Erdarbeiten für die Kanalisation und die Verlegung der Wasserleitung. Da in dieser Zeit die Möglichkeiten der Denkmalpflege noch sehr beschränkt waren, verdanken wir die meisten Funde und Fundbeobachtungen ehrenamtlichen Mitarbeitern<sup>4)</sup>, wie z. B. auch den Steinkeller in der Römerstraße Nr. 3, der in den Keller des Hauses von L. Schmitt eingebaut und somit erhalten werden konnte (Abb. 3). Interessenten können ihn bei Museumsführungen besichtigen. Ein weiteres Beispiel für die erfolgreiche Arbeit der ehrenamtlichen Denkmalpfleger ist ein in der Haagstraße ausgegrabener Brunnen, von dem, dank der exakten Fundaufzeichnungen (Abb. 4), von H. Volkmar (Walldorf) ein farbiges Brunnenprofil in Sandgrundmalerei geschaffen werden konnte. Die Originale der in diesem Brunnen zum Vorschein gekommenen Steindenkmäler, nämlich der Kopf einer Minervastatue, die untere Hälfte eines Fortunareliefs und die Weihinschrift eines Veteranen namens Florentinius Quintianus<sup>5)</sup> befinden sich in der Schausammlung des Städtischen Museums Bruchsal im Schloß<sup>6)</sup>.

Eine neue Epoche in der Erforschung des römischen Vicus von Stettfeld begann Mitte der siebziger Jahre mit den umfangreichen Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes, Außenstelle Karlsruhe, welche es ermöglichten, die Ausdehnung der römischen Besiedlung annähernd zu erfassen. Die Besucher können sich an Hand eines großen Luftbilds, auf dem die verschiedenen Fundstellen aus der Römerzeit in der Gemarkung Stettfeld durch farbige Folie markiert sind, über den heutigen Forschungsstand informieren (Abb. 5).

Der römische Vicus von Stettfeld, dessen römischer Name nicht überliefert ist, besaß eine für römische Ansiedlungen ideale Lage, nämlich auf einem Hang im Mündungswinkel zweier Bäche, dem Katz- und dem Kraichbach. Die antike Bebauung der Hauptsiedlung läßt sich auf Grund der römischen Siedlungsreste rekonstruieren; zu den



Profil des Brunnens III in der Haagstraße (Umzeichnung von E. Hamdirad nach dem aufgenommenen Grabungsbefund von W. Bauer).



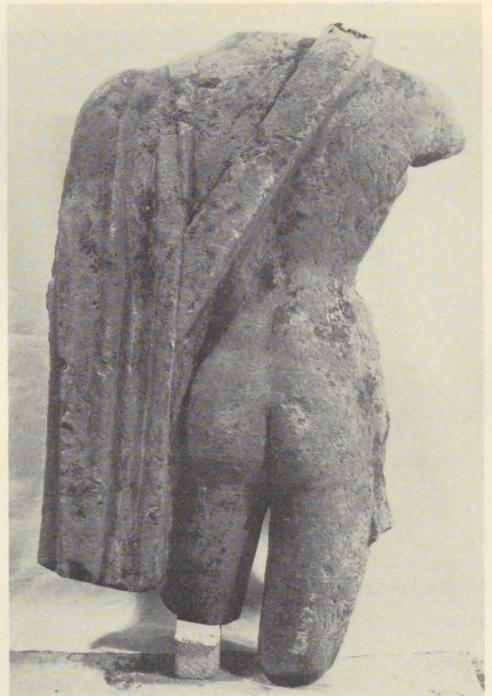
gemacht werden, deren Nadelkopf ein Frauenköpfchen bildet (Abb. 7), bei dem der Handwerker besonderen Wert auf die Herausarbeitung der Frisur — mit Dutt und Mittelscheitel — legte.

Auf einer kleinen Anhöhe nördlich des Katzbachs, dem Mühlberg, direkt an der antiken Straße nach Heidelberg lag eine kleine Vortortssiedlung, von der bisher einige Holzhäuser und Brunnen ausgegraben werden konnten<sup>8</sup>).

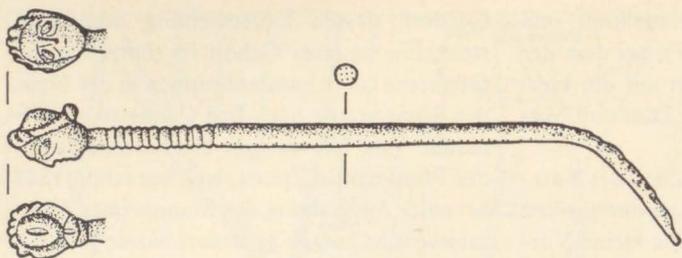
Ein Teil des Fundmaterials dieser Siedlung, bei dem es sich hauptsächlich um Keramik (Amphoren, Ein- und Zweihenkelkrüge, Schüsseln und Töpfe) sowie Eisenfunde (Meißel, Schlüssel, Schloßteile, Beschläge und Hufeisen) handelt, ist in Raum 2 des Museums ausgestellt. Ebenfalls nördlich des Katzbachs befand sich auf halber Höhe seit der Mitte des 2. Jahrhunderts ein großer

Gutshof, dessen Untersuchung noch aussteht. Ein weiteres Gehöft ist südöstlich des Ortskerns am Schwedenbrunnen in der Nähe der Römerstraße nach Bad Cannstatt zu vermuten. Von hier stammt das Sandsteinrelief der Pferdegöttin Epona, welches schon 1885 bei einer Ausgrabung des Mannheimer Altertumsvereins zutage gefördert wurde<sup>9</sup>).

Die meisten und schönsten Stettfelder Römerfunde stammen von dem 1978 entdeckten Gräberfeld auf dem Rosenberg<sup>10</sup>) am Südostrand des Ortes (Abb. 9). Es konnten annähernd 400 Gräber geborgen werden, bei denen es sich meistens um Brandbestattungen (Abb. 11) handelt. Nur ungefähr 10% der Toten wurden unverbrannt (Abb. 10) beigesetzt (vgl. den Plan des Gräberfeldes in Raum 3 des Museums). Da die Jenseitsvorstellungen der Römer eine Ausstattung der Toten mit Kleidung, Schmuck, Geräten so-



*Torso des Herkules vor der Restaurierung.*



Bronzene Haarnadel  
(Zeichnung A. Risse).

wie Speis und Trank erforderten, konnte bei der Ausgrabung ein umfangreiches Fundmaterial ans Tageslicht gebracht werden. Das Gros der sog. Beigaben stellen Krüge und Becher dar. Einmalig für ein römisches Gräberfeld im nordbadischen Raum sind die vielen gut erhaltenen Glasgefäße, die alle ausgestellt werden konnten (Abb. 10), und eine mit Motiven aus dem Mysterienkult des Weingottes Bacchus verzierte Silberschale (als Kopie ausgestellt).

In der großen Vitrine des „Gräberfeldraums“

wurden geschlossene, repräsentativ ausgewählte Fundkomplexe aus Brandgräbern zusammengestellt. In zwei weiteren Vitrinen wird der Formenreichtum der aus den Gräbern stammenden Fundgegenstände demonstriert. Die hintere Nische des Raums — bedingt durch die Form des Museumsgebäudes — wird von sieben kleinen Steinkisten eingenommen, aus denen besonders wertvolle Funde stammen (z. B. Gläser und Terra Sigillata aus Grab 247) und die dafür sprechen, daß in diesen Steinkistengräbern Tote beige-

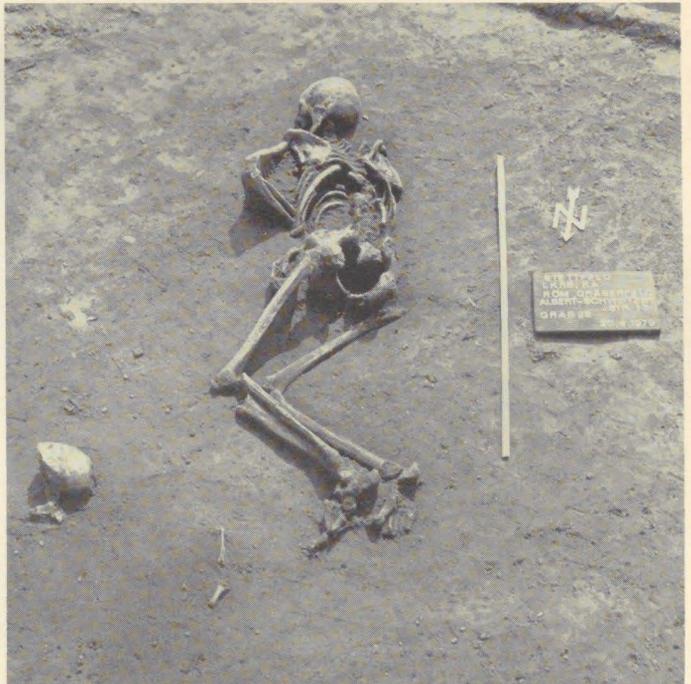


Blick in Raum 3 des Museums mit den Funden von dem Gräberfeld auf dem Rosenberg.



*Urnengrab 286 während der Ausgrabung.*

(Foto: S. Reissing).



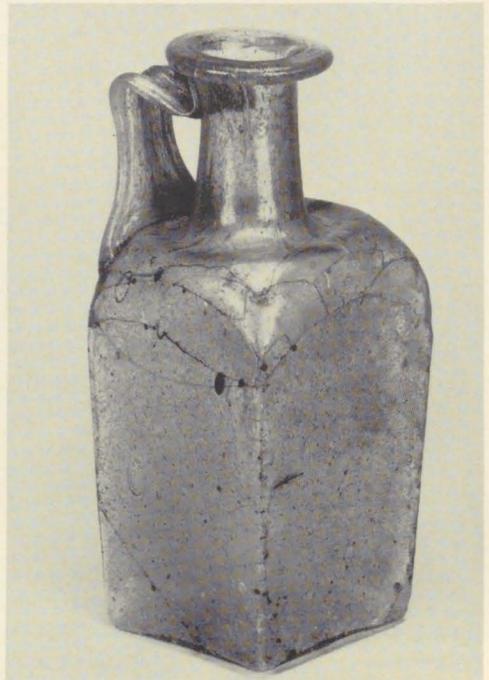
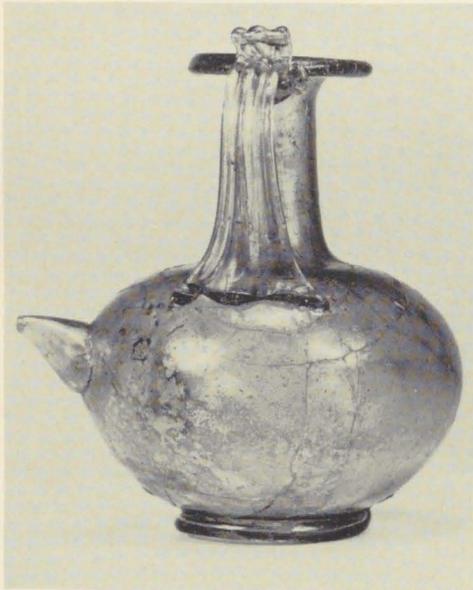
*Körpergrab 28 während der Ausgrabung.*

(Foto: H. Eberspächer).

setzt worden sind, die zu ihren Lebzeiten wohl zu den sozial höher gestellten Bürgern zählten. Eine derartige soziale Differenzierung legen auch andere besonders reich ausgestattete Gräber nahe.

Im Obergeschoß des Museums ist ein kleiner Teil des sehr umfangreichen Fundmaterials aus dem Töpfereibeizirk etwa 2 km südwestlich des Ortskerns von Stettfeld ausgestellt<sup>11</sup>). Bei der systematischen Ausgrabung im Frühling und Sommer 1982 konnte ein Teil einer großen Töpferei mit fünf Brennöfen, einem Brunnen, einem schuppenartigen Gebäude und mehreren Materialgruben untersucht werden. Dabei kamen Mengen von Scherben, vor allem Fehlbrände und Ausschußware, aber auch Konstruktionsteile der Brennöfen und Feuerkanäle zum Vorschein. Die Rückwand der fast 6 m langen Töpfereivitrine wird von einem Gemälde eingenommen, das von Hans Volkmar (Walldorf) ge-

schaffen wurde und das den Besuchern eine Vorstellung davon vermitteln soll, wie die römische Straßensiedlung von Stettfeld während ihrer Blütezeit um 200 n. Chr. ausgesehen haben könnte. Im Vordergrund des „Panoramas des römischen Stettfeld“ ist die Töpferei mit ihren fünf Töpferöfen dargestellt, deren bei der Ausgrabung zutage gefördertes Fundmaterial unmittelbar davor in der Vitrine gezeigt wird. Weiterhin befinden sich im Obergeschoß eine Ausstellung über die gängigen Geschirrsätze aus den Gräbern des Gräberfeldes auf dem Rosenberg sowie eine Zusammenstellung von Töpferstempeln auf Terra Sigillata-Gefäßen. Eine kleine, anschaulich präsentierte Ausstellung über die Arbeit der Archäologen<sup>12</sup>) (Ausgrabung und Vermessung, Dokumentation der Ausgrabungsbefunde, Restaurieren in der Werkstatt, Publikation) beschließt die Ausstellung der römerzeitlichen Funde von Stettfeld.



*Saugfläschchen und vierkantige Kanne aus Glas als Beispiele für die gut erhaltenen Glasgefäße von dem Gräberfeld auf dem Rosenberg.*

Im Untergeschoß werden die wenigen vorge-schichtlichen Funde aus der Gemarkung Stettfeld gezeigt.

Das Römermuseum wird von ehrenamtlichen Mitgliedern des Freundeskreises „Römermu-seum Stettfeld“ betreut, den die am Altertum und an der Ortsgeschichte interessierten Bür-ger vor zwei Jahren gegründet haben. Wäh-rend der Öffnungszeiten und bei vorheriger Anmeldung können sich die Besucher von engagierten, sachkundigen Führern das Mu-seum zeigen lassen.

Öffnungszeiten: Mi. 14.00 bis 16.00 und So. 10.00 bis 12.00 Uhr.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großher-zogtum Baden II (1911) 178.

<sup>2)</sup> W. Bauer, Stettfeld (Fundschau), Bad. Fundber. 19, 1951, 201 ff.

<sup>3)</sup> Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg (1976) Taf. 61 c.

<sup>4)</sup> Als ehrenamtliche Mitarbeiter müssen vor allem genannt werden: W. Bauer, G. Ehrmann, K. Fr. Hormuth und Th. Stegmaier, denen wir viele Funde und Fundmeldungen verdanken.

<sup>5)</sup> U. Schillinger-Häfele, 4. Nachtrag zum CIL XIII, Ber. d. Röm.-German. Kommission 58, 1977, 474.

<sup>6)</sup> Die Abgüsse der Fundgegenstände wurden dem Römermuseum von A. Reinig, Städt. Museum Bruchsal, zur Eröffnung übergeben.

<sup>7)</sup> F. Reutti, Ein Herkules aus Stettfeld, Kreis Karlsruhe, Fundber. aus Baden-Württemberg 4, 1979, 255 ff.

<sup>8)</sup> R.-H. Behrends, Der römische Vicus von Stett-feld, Arch. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1982, 102 ff.

<sup>9)</sup> E. Wagner, a. a. O., Fig. 158.

<sup>10)</sup> R.-H. Behrends, Das römische Gräberfeld von Stettfeld, Arch. Ausgrabungen in Baden-Württem-berg 1981, 132 ff.

<sup>11)</sup> E. Schallmayer, Ein römischer Töpfereibezirk bei Stettfeld, Arch. Ausgrabungen in Baden-Würt-temberg 1982, 106 ff.

<sup>12)</sup> Idee und Ausführung sind Frau Dr. Christina Jacob, Karlsruhe, zu verdanken.

---

Das *Heimatmuseum in Heidelberg* hat Edmund Kiehle im Heft 2/83 dieser Serie beschrieben.

Eine Beschreibung des *Bäckereimuseums in Gochs-heim* finden Sie auf Seite 395 dieses Heftes.

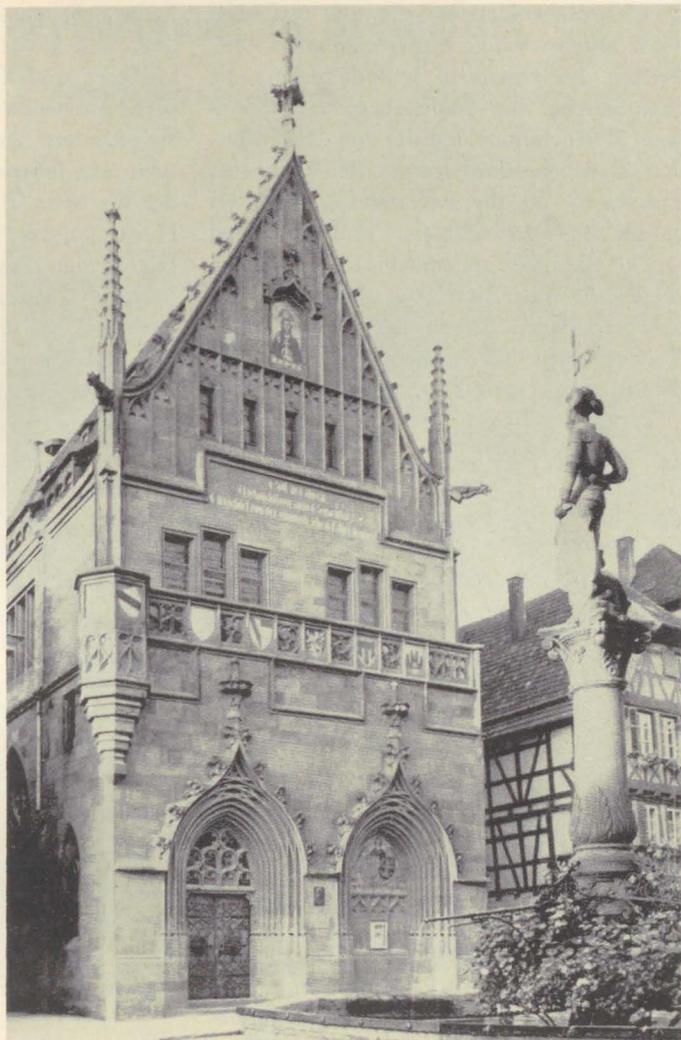
# Das Melanchthon-Gedächtnishaus in Bretten

*Helmut Feil, Bretten*

Das Melanchthon-Gedächtnishaus in Bretten verdankt seine Existenz der Initiative und dem leidenschaftlichen Engagement des damaligen Berliner Kirchenhistorikers Prof. D. Dr. Nikolaus Müller, der aus Großniedesheim (heute Heßheim) — Pfalz stammt. Im Jahre 1896 hatte er die Idee, zum 400. Geburtstag von Philipp Melanchthon, dem bedeutendsten Sohn der Stadt Bretten, eine würdige Gedenkstätte errichten zu lassen. Er gründete dazu einen Förderverein und gewann den damaligen badischen Großherzog Friedrich als Schirmherrn für diesen Plan. An der Geburtsstätte Philipp Melanchthons sollte ein Gedächtnishaus entstehen. Am 20. April 1896 konnte sich der „Verein zur Errichtung eines Melanchthonhauses mit Gedächtnishalle und Museum“ konstituieren. Am 16. Februar 1897 wurde der Grundstein gelegt. Am 20. Oktober 1903 wurde das im neugotischen Stil erbaute Melanchthon-Gedächtnishaus unter großer Beteiligung der Bevölkerung in Anwesenheit des Großherzogs Friedrich I. von Baden eingeweiht. Das Haus selbst steht in der Mitte der Stadt Bretten am Marktplatz. Von seiner Fassade leuchtet in goldenen Buchstaben die Widmunginschrift „Gott zu Ehren, Melanchthon zum Gedächtnis. Errichtet von der evangelischen Christenheit.“ Das eine Portal hat ein Mosaikbild, auf dem ein Engel dargestellt ist, der in seinen Händen zwei Wappen hält, das der Familie Schwartzertdt und das Philipp Melanchthons. Unter dem Wappen steht der Wahlspruch Melanchthons: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“

Der untere Teil der Fassade schließt mit einer Galerie ab, auf dem die Wappen von Bretten, Pforzheim, Heidelberg, Tübingen und Wittenberg zu sehen sind. Weiter oben ist ein Bild des Welterlösers angebracht. Der Giebel findet seinen Abschluß in einer mächtigen Kreuzblume und trägt das Wappen Melanchthons, die eherne Schlange. In der Vorhalle sieht man als Schlußstein des Gewölbes das Wappen Großherzogs Friedrich I. von Baden. Rechts vom Eingang, neben der Treppe, ist die rechte Hälfte des alten Torgestelles aus dem Elternhaus Melanchthons aufgemauert und erinnert in einer Inschrift an dessen Geburt und Tod.

Das untere Stockwerk wird beherrscht durch die Gedächtnishalle, über deren Eingang der Wahlspruch des Kurfürsten Johann des Beständigen steht: „Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ Die geräumige und hohe Gedächtnishalle weist auf Schlußsteinen der Gewölbe mit Wappen auf die evangelischen Reichsstände und die Städte Nürnberg und Reutlingen hin, die als erste am 25. Juni 1530 die Augsburgische Konfession, die von Melanchthon verfaßt worden ist, unterzeichnet haben. Statuen von Philipp Melanchthon, Martin Luther, Justus Jonas, Johannes Bugenhagen, Johannes Brenz, Martin Butzer und Johannes Calvin stehen an den Wänden. Die fünf Wandgemälde, die von dem Kunstmaler August Groh, Karlsruhe, 1920 gemalt wurden, zeigen an der Westseite Melanchthon als Kind am heimatlichen Marktbrunnen im Gespräch mit seiner Mutter, seinem Großvater und fahrenden Scholaren. Des



weiteren die Übergabe der Augsburger Konfession an Kaiser Karl V., Melanchthon auf dem Weg zur Eröffnung der „Oberen Schule“ am 23. Mai 1526 in Nürnberg, auf der Ostseite den Besuch Melanchthons in seiner Heimatstadt und Martin Luther am Krankenbett Melanchthons in Weimar im Jahre 1540.

Das obere Stockwerk hat vier Räume: das Städtezimmer, das Theologenzimmer,

das Fürstenzimmer, das Humanistenzimmer. Das Städtezimmer oder auch Wappenzimmer genannt ist mit 121 Wappen an der Decke und an den Wänden geschmückt, die die Städte nennen, mit denen Melanchthon in persönlicher Verbindung stand. So kann man z.B. Reval im Norden, Venedig im Süden, Zürich, Bern, Basel, Biel, Neuchâtel in der Schweiz, Posen und Prag, Kronstadt und Hermannstadt in Siebenbürgen erkennen.

Das Theologenzimmer vermittelt uns noch heute sehenswürdige Gedenkstätten in Wittenberg. Im Jugendstil sind dargestellt die Schloßkirche, die Stadtkirche, das Wohnhaus Melanchthons und das von Martin Luther. Daneben erinnern uns viele Wappen an Theologen, die die Reformation gefördert haben. Im Fürstenzimmer sind auffallend große Ölgemälde angebracht, die elf Fürsten zeigen, die in der Geschichte der Reformatoren, besonders im Leben Melanchthons, eine Rolle gespielt haben. Diese Ölbilder sind chronologisch geordnet. Sie stellen u. a. dar Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen, Johann Friedrich den Großmütigen und Landgraf Philipp von Hessen. Auf allen Fenstern des Fürstenzimmers sind bunte Wappenscheiben von Fürsten und Grafen gefertigt, die sich um die Reformation in ihrem Lande verdient gemacht haben.

In einem Schaukasten sind aufgelegt: Alte Handschriften, die Septemberbibel von 1522, die erste Übersetzung der ganzen Heiligen Schrift durch Luther von 1534, eine studentische Nachschrift von Luthers Galatervorlesung aus dem Jahre 1516/17, die drei Handschriften Luthers von 1520, die *Loci communes* von Philipp Melanchthon 1521, die *Confessio Augustana* und viele andere Bücher aus den ersten Jahrzehnten der Reformation. In einem zweiten Schaukasten des Fürstenzimmers sind zahlreiche Gedächtnismünzen, Medaillen und Bildnisse ausgelegt. Besonders wertvoll sind Originalbriefe von Luther und Melanchthon sowie die Originalgemälde von Lukas Cranach, der Martin Luther und seine Frau Käthe gemalt hat.

Im Humanistenzimmer werden Männer der Wissenschaft und Kunst, Privatgelehrte und Beamte, Rechtsgelehrte, Ärzte, Philosophen, Mathematiker und Astrologen dargestellt. Sie bezeugen den vielseitig interessierten Melanchthon und seine Wechselbeziehungen zwischen Theologie und anderen Wissenschaften. Das Zimmer selbst ist in grüner

Farbe gehalten. Aufgemalte Pfeiler und darüber sich wölbende Bogen tragen die aus größeren und kleineren quadratischen Feldern bestehende und mit dekorativer Malerei ausgestattete Holzdecke. An der Südseite sieht man Johann Reuchlin und Erasmus, an der Westseite Ulrich von Hutten und Helius Hesus, an der Nordseite Gregor Brück und Hieronymus Baumgärtner, an der Ostseite Joachim Camerarius, Jakob Milich, Franz Burkhard, Georg Gabinus, Johann Crato von Krafftheim und Kaspar Peucer (Melanchthons Schwiegersohn).

Außerdem sind an den Wänden und in den Hohlkehlen der Bücherschränke 68 Wappen von Männern der Wissenschaft aus dem Zeitalter der Reformation angebracht. Über den Türen sind bedeutende Melanchthonworte zu lesen. Sie beziehen sich auf die Rechtswissenschaft, Heilkunst, Philosophie und Theologie. Eines soll an dieser Stelle genannt werden: „Wie glücklich die Staaten, wie glücklich die Kirche, wenn bestände feste Einigkeit zwischen den Gelehrten im Guten und wahre Eintracht.“ (Vorrede zu einem Buch 1539)

Die Bibliothek wurde in vielen Jahren von Prof. Dr. Nikolaus Müller mit großer Sachkenntnis gesammelt. Sie umfaßt z. Z. etwa 7500 Bände. Sie enthält überwiegend Werke Melanchthons und Luthers sowie bedeutende Schriften für und gegen Melanchthon.

— Forscher der Reformationsgeschichte finden in den Bücherschätzen und zahlreichen Handschriften wertvolle Unterlagen für ihre Studien. Das wohl wertvollste Stück der Urkundensammlung ist eine studentische Nachschrift aus der ersten Vorlesung Luthers über den Galatervorlesung 1516/17.

Ein Verzeichnis der Handschriften von Dr. K. A. Meißinger ist gedruckt im: *Archiv für Reformationsgeschichte*, Bd. XIX (1922) und XXIV (1927), S. 22—97.

# Das „Lerchennest“ in Steinsfurt

*Edmund Kiehle, Eppingen*



„Lerchennest“ in Steinsfurt

Foto: E. Kiehle

„Ob nicht hierauf der Kronprinz aus dem letzten Nachtlager vor Mannheim, Steinsfurt, bei anbrechendem Tage, die échapade zu bewerkstelligen willens und fertig gewesen?

Ja<sup>1)</sup>.“ Als der Kronprinz vor seiner Abreise am 5. August 1730 sich bei seinen Quartiergebern bedankte und dabei deren Namen Lerch erfuhr, meinte er, daß er jetzt auch einmal in einem Lerchennest übernachtet habe<sup>2)</sup>. Seither ist der Name im Dorfe leben-

dig geblieben, und die Geschichte des Fluchtversuchs des jungen Kronprinzen und späteren großen Preußenkönigs Friedrich II. stand früher in jedem Schulbuch.

Steinsfurt liegt unmittelbar an der Kraichgau-Ausfahrt der Autobahn Mannheim/Heidelberg—Heilbronn und ist mit der Eisenbahn einigermaßen bequem von Heidelberg oder von Karlsruhe mit Umsteigen in Eppingen zu erreichen<sup>3)</sup>. 1454 Einwohner lebten 1871 in dem Ort im mittleren Elsenztal,

heute sind es 2450. Steinsfurt ist seit 1. 1. 1973 der Nachbarstadt Sinsheim/Els. eingegliedert. Aus Steinsfurt stammt der Fund einer etwa 100 Millionen Jahre alten Großechse<sup>4)</sup>, 1959 wurde hier eine römische Jupiter-Gigantensäule gefunden<sup>5)</sup>. Seit 1964 ist im Gasthaus „Zur Krone“ eine „Alte-Fritz-Stube“ eingerichtet, und 1968 erstellte die Gemeinde in der „Ansbach“-Anlage ein Denkmal zu Ehren des „Großen Königs“. Das „Lerchennest“ liegt im Dorfkern, an der Straße nach Ehrstädt, abseits der Ortsdurchfahrt des Autobahnzubringers.

Das kleine „fränkische“ Fachwerkgehöft stellte ursprünglich einen Winkelhof dar, der im 18. Jh. vermöge beidseitiger Erweiterungen sich in einen Dreiseithof verwandelte und durch einen weiteren Schopfenflügel die Gestalt eines geschlossenen Vierseithofes annahm. Sein damaliger Besitzer, Johann Jacob Lerch, lebte 1698—1753. Hinten (Westen) steht die Scheune, mit Tenne in der Mitte, links die Stallung und rechts ein kleiner Barn. Sie ist z. Z., ebenso wie die Schopfen, als Lagerraum des Museums genutzt und deshalb nicht zugänglich. Nordostwärts davor steht das alte Wohnhaus, dessen Erweiterung infolge der unregelmäßigen gezackten Grundstücksgrenzen zur Straße hin nur mittels eines schmalen Baues möglich war. Entlang der Südseite ziehen sich die Schopfen hin, davor lag der Küchengarten und hinter der südwestlichen Scheunenecke der Grasgarten mit Obstbäumen. Zuletzt wohnten hier vier Generationen in fürchterlicher Enge beisammen und strebten verständlicherweise ins Neubaugebiet.

Unter der weitsichtigen und tatkräftigen Leitung des Bürgermeisters Konrad Scheidel beschloß angesichts dieser Lage der Steinsfurter Gemeinderat 1969 einstimmig, das Anwesen zu erwerben, um dieses Geschichtsdenkmal der Nachwelt zu erhalten. 1971 zogen die Besitzer aus und sofort gab die Gemeinde Bauaufnahme und Umbaupläne in Auftrag, die 1972 baurechtlich genehmigt wurden<sup>6)</sup>. Das Landesdenkmalamt und der Landkreis

sicherten Zuschüsse zu. Die Verwaltungsreform verursachte eine Denkpause, doch führte die nunmehrige Große Kreisstadt Sinsheim/Els. das Vorhaben weiter. Die Bauarbeiten dauerten vom 8. 1. 1974 bis 12. 10. 1974. Am 26. 4. 1975 erfolgte die feierliche Eröffnung der Friedrich-der-Große-Gedenkstätte unter lebhafter Anteilnahme der Einwohner, hochgestellter Ehrengäste und Besucher aus ganz Westdeutschland.

Der am 17. 1. 1974 gegründete Verein „Freunde des Lerchennest's e. V. — Friedrich d. Gr. Museum“ unter seinem 1. Vorsitzenden Hans Appenzeller, Steinsfurt, zählt über 400 Mitglieder, darunter viele aus ganz Deutschland, hat sich der Pflege, Einrichtung, Betreiben des Lerchennestes und der Förderung von Forschung und Verständnis für Geschichte, Volks- und Heimatkunde verpflichtet. Durch Unterstützung der Mitglieder und Förderer besitzt das Museum heute ein reichhaltigeres Gesicht als bei der Eröffnung, so daß die ursprünglich beabsichtigte Kleinwohnung für einen Museumswärter der Ausstellungsfläche zugeschlagen werden mußte. In zehn Jahren zählte man bereits über 21 000 Museumsbesucher.

Durch die ehemalige hintere Haustüre betritt der Museumsbesucher den Eingangsraum des kleinen Museums, wo ein historischer Grenadier und die Marmorbüste Friedrichs des Großen die Blicke auf sich ziehen. Links ist das Justizwesen Friedrichs II. dargestellt, im Mittelpunkt seine Anweisung vom 11. 12. 1779 an das Kammergericht, die beginnt „Sie müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie seine Majestät . . .“ Der berühmt gewordene Prozeß mit dem Müller Oswald schließt sich an. An der Wand und in Vitrinen gegenüber Friedrich als Landreformer, Landwirt und Architekt. An der Stirnwand das Katte-Urteil und der König in der Philatelie.

Die Grenadier-Uniform ist die des Infanterie-Regiments Nr. 14 aus dem Jahre 1765, das 1626 als ältestes preußisches Infanterie-

Regiment gegründet wurde und später den Namen „Friedrich der Große“ erhielt. Die weiße Marmorbüste auf dunklem Säulenschaft wurde beim Ende des Zweiten Weltkrieges aus einem ostpreußischen Herrenhaus gerettet und vom Besitzer zur Verfügung gestellt.

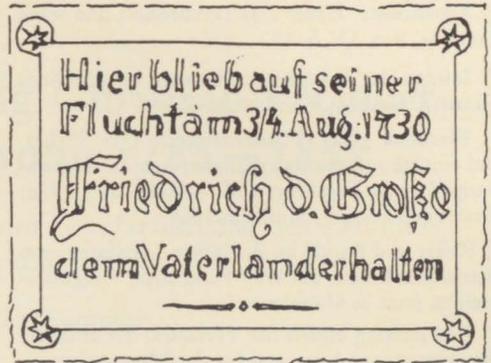
Vorne rechts geht es in einen schmalen offenen Raum, in dem Farbdrucke hängen, u. a. das Flötenkonzert von Sanssouci, Rokomöbel stehen und eine wandgroße Fototapete mit einem Fassadenausschnitt des Schlosses Sanssouci den Abschluß bildet.

Die Treppe führt in den Hauptraum des Obergeschosses, Friedrich als Feldherr gewidmet, Reise- und Kriegsstationen in zeitgenössischen Darstellungen zeigend, aber auch die bekanntesten 12 Feldherren seiner Zeit und die Regulierungsarbeiten im Warthebruch. An der Sitzgruppe kann man in drei Mappen Lebensstationen, Reiseberichte und Briefe des Preußenkönigs nachlesen.

Von hier geht es in den schmalen Gebäudeteil, wobei den Anschlußraum ganz das große Diorama der Schlacht von Leuthen am 5. 12. 1757 einnimmt, das mit 2000 Zinnfiguren den Angriff der Garde unter Moritz von Dessau auf die Österreicher beim Dorfe Sagschütz zeigt<sup>7)</sup>. Eine Tafel zur schlesischen Geschichte, der Text der Ansprache am Vorabend der Schlacht, ein kleines Diorama mit den Regimentsfahnen vervollständigen das Bild. Dazu eine kleine Statue Friedrichs mit seinen zwei Windspielen<sup>8)</sup>.

Weitere Bilderdrucke, Landkarten und Stiche sowie die Begrüßungsrede für die Salzburger Religionsflüchtlinge sind im nächsten kleinen Zimmer zur Straße zu sehen.

Von hier wieder zurück zur Treppe führt der Weg noch in das Dachgeschoß, das Uniformen, dem Kadettenkorps und der preußischen Fahne und Wimpeln vorbehalten ist. Drehbare Bildtafeln geben Einblick in das frühere Leben in der Kadettenanstalt Berlin-Lichterfelde<sup>9)</sup>, das Ehrenbuch der Kadetten und das Buch der aus dem preußischen Kadettenkorps hervorgegangenen Generale lie-



Gedenktafel, Zeichnung von Edmund Kiehnle

gen zur Einsicht auf. Die farbenprächtige Uniformreihe beginnt mit einem kleinen Kadetten des Vorkorps in Köslin, daneben ein Kadettenunteroffizier der Berliner Anstalt (Jahr 1752), weiter mit Helmbusch ein Hauptmann des 3. Ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 4 „Friedrich der Große“ (1913), in weißer Hose und mit Pickelhaube ein Grenadier des gleichen Regiments (1913) und zum Schluß ein Matrose von SMS „Friedrich der Große“.

So sieht das — außer der Burg Hohenzollern — einzige westdeutsche Friedrich-der-Große-Museum aus. „Das ‚Lerchennest‘ ist die Stätte eines weltgeschichtlichen Vorgangs<sup>10)</sup>.“ Mit der Rettung und weitgehend originalen Erhaltung des Anwesens eines kleinen Kraichgauer Landwirts wollte man inmitten einer Zeit der Abbruch- und Neubaugelände-Erschließungswut zugleich bewußt ein Zeichen erhaltender Denkmalpflege setzen und ein wichtiges Zeugnis der Sozial- und Dorfgeschichte sowie der Hausentwicklung bewahren. Steinsfurt und sein Lerchennestverein haben so Sinsheim europaweit bekannt gemacht.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Aus dem Protokoll des Kronprinzenverhörs v. 16. 9. 1730, aus Appenzeller, Hans-Ingo: Der Kronprinzenprozeß, in: Das Lerchennest, Festschrift zur Einweihung des Lerchennest's und der Gedenkstätte an Friedrich den Großen am 26. April 1975. Sinsheim-Steinsfurt 1975, S. 63.

2) Appenzeller, Hans: Das Lerchennest und seine Freunde, a. a. O., S. 15.

3) Infolge der Fahrplanausdünnung ist allerdings Samstag/Sonntag Vorsicht am Platze.

4) *Placodus gigas*, Pflanzenfresser. Das Skelett, das einzige vollständig erhaltene, steht im Senkenberg-Museum Frankfurt a. M. — Abb. auf S. 29 in: Kraichgau Folge 1, Sinsheim 1968.

5) Reiter und Kaptäl im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Bereits um 1777 Fund eines Viergöttersteines, jetzt in Mannheim.

6) Den Auftrag erhielt der Verfasser, der auch die Bauleitung inne hatte und bei der Museumsgestaltung mitwirkte.

7) Als Leihgabe aufgestellt und gestaltet von der Landesgruppe Niedersachsen Hannover in der Deutschen Gesellschaft der Freunde und Sammler kulturhistorischer Zinnfiguren e. V. (KLIO).

8) 1890 im Thüringer Wald hergestellt, Porzellanmanufaktur Sitzendorf, nach Vorlage von Schadow. Die Inneneinrichtung wurde unterstützt von der Preußischen Kadettenvereinigung, der Ostpreußischen Landsmannschaft, dem Hause Hohenzollern und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Außer vielen ungenannten Helfern des Lerchennestvereins und der Ortsverwaltung haben sich um die Einrichtung Dr. Helmut Eckert — Freiburg/Frankfurt und 2. Vorsitzender Major a. D. Hans Giese — Reichartshausen, verdient gemacht.

9) Mitten im zerstörten Lichterfelde, obwohl Kaserne der Leibstandarte, überstand die Kadettenanstalt unzerstört den Zweiten Weltkrieg und ist jetzt Sitz der Militärpolizei und des US-Engineerkorps Berlin.

10) Louis Ferdinand von Preußen, S. 5 in: Festschrift (vgl. Anm. 1).

Foto und Zeichnung vom Verfasser.

## Öffnungszeiten der Museen

Gochsheim: *Bad. Bäckereimuseum* von April bis Oktober am 1. So. des Monats und nach Vereinbarung für Gruppen — Tel. 0 72 51/29 39 + 0 72 50/81 15

*Melanchthon-Museum* — Öffnung im Rathaus zu erfragen

„*Lerchennest*“ — *Steinsfurt* — Okt. — April an Sonn- u. Feiertagen von 14—16 Uhr, Mai—Sept. an Sonn- u. Feiertagen von 14—17 Uhr und nach Vereinbarung (Tel. 07261 — 3934).

*Römermuseum Stettfeld* — Mi. 14—16 Uhr, an Sonntagen 10—12 Uhr

**Wo Qualität und Tradition  
wo in gesunder Natur  
findet man**

**zu Hause sind,  
die besten Rohstoffe reifen,  
ein gepflegtes Bier.**

**Ein Bier, das seit 150 Jahren für seine  
Reinheit und Würze bekannt ist.**

**Palmbräu**  
Stolz des Kraichgaus

**Palmbräu**  
Unser Bestes  
Spezial-Pils

## Karl Friedrich Ludwig Christian Freiherr Drais von Sauerbronn 1785—1851

„Schrittmacher der Technik“ — zum 200. Geburtstag des Erfinders  
F. Freiherr von Drais

*Leonhard Müller, Karlsruhe*

### Die Fahrmaschine

„C'est bien ingenieux“ schwärmte Zar Alexander und ließ generös dem Erfinder einen Brillantring überreichen. Im Dezember 1813 war es, als der badische Forstmeister Karl Friedrich Ludwig Christian Freiherr Drais von Sauerbronn seine Fahrmaschine dem russischen Kaiser in Karlsruhe vorführte, der seine Schwiegermutter, Markgräfin Amalie, auf dem Wege zum Wiener Fürstenkongreß besuchte. Die Vorführung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit, wahrscheinlich im Erbprinzengarten statt, der sich zwischen der heutigen Kriegsstraße und der Stephans-Kirche ausdehnte.

Im „Badischen Magazin“ vom 4. Januar 1814 wird diese Fahrmaschine als neue Erfindung angezeigt, „ein Wagen auf vier Rädern, der ohne Pferde läuft, zwei bis vier Personen fortbringt, keines aufzuziehenden Uhrwerks mit Zeitverlust und Gebrechlichkeit bedarf, sondern durch den leichten Druck des Fußes (oder, wenn man es dazu richten will, der Hand) eines insitzenden Menschen, vermöge des einfachen und desto dauerhafteren Maschinenwerks, vor- und rückwärts sich mit Pferdeschnelle treiben, seitwärts aber noch leichter als ein Gespann, wegen seiner mehreren Kürze, sich lenken und wenden läßt; der auch mäßige Hügel im Hinauffahren bezwingt und im Hinabfahren von ihnen angehalten werden kann.“<sup>1)</sup>

Der 28jährige Drais hatte im Oktober 1813 Großherzog Karl um finanzielle Unterstützung für die Entwicklung seiner Fahrmaschine gebeten, war aber beim Innen- wie beim Finanzministerium auf taube Ohren gestoßen. Im Gutachten des Oberbaudirektors Friedrich Weinbrenner, dem bedeutenden Karlsruher Architekten, und des Majors Johann Gottfried Tulla, dem Rhein-Korrektor, heißt es: „Wir können . . . der von Draischen Fahrmaschine gar keinen wesentlichen Zweck beilegen, weil jedermann, der Füße hat, derselbe für seine Ortsveränderung weit besser auf eine natürliche Art gebrauchen kann, und wir glauben, daß eine solche Maschine auch nur alsdann von einigem Nutzen für das menschliche Geschlecht werden könnte, wenn sie für destruierte oder solche Personen, welche keine Füße haben, eingerichtet würde, alsdann müßten sie aber mit den Händen in Bewegung gesetzt werden können, damit ihnen diese Maschine die ihnen mangelnde Bewegungskraft ersetze.“<sup>2)</sup> Es war die erste herbe Kritik, nicht die letzte, die den jungen Erfinder treffen sollte. Vor 200 Jahren, am 29. April 1785, war er in Karlsruhe als Sohn eines bedeutenden Vaters, Karl Wilhelm Frh. v. Drais, geboren worden, dem späteren Präsidenten des Oberhofgerichts, wirklichem Geheimrat und Träger des Großkreuzes des Ordens der Treue. Der Markgraf und spätere erste Großherzog Karl Friedrich, nach dem der Sohn des pro-

duktiven und einflußreichen Juristen genannt wurde, übernahm die Patenschaft, und so standen die Auspizien für eine erfolgreiche Karriere des jungen Drais sehr günstig. Entsprechend schnell legte er die notwendigen Stationen zurück: Besuch des Gymnasiums sowie der Privat-Forstschule in Karlsruhe, mit zwanzig Kandidat beim Oberforstamt in Rastatt, später in Freiburg, mit 25 Jahren bereits Forstmeister in Gengenbach, ein kleiner Trost für den hochgestellten Vater, der den einzigen Sohn gern als brillanten Juristen im Staatsdienst gesehen hätte. 1810 aber reichte der junge Drais bereits sein Beurlaubungsgesuch vom Brotberuf ein, um sich ganz seinen Basteleien zu widmen. In Heidelberg hatte er neben Landwirtschaft und Baukunst auch Physik studiert, und als er 1818 endgültig aus dem Forstdienst ausschied, erhielt er den Titel eines „Professor der Mechanik“. Der Großherzog ermunterte ihn, seine Fahrmaschine auf dem Wiener Kongreß vorzuführen, und die staunenden Bürger der österreichischen Metropole sparten nicht an Beifall für den badischen Tüftler.

### Zur Entwicklung von „Fahrmaschinen“

Dieser stand mit seiner Produktion in der Reihe einer langen Entwicklung. Muskelkraftwagen gab es schon zur Zeit von Dionys, dem Tyrannen, zu dem einst „Damon, den Dolch im Gewande“ schlich, also im 4. Jh. v. Chr. Von einem solchen „automatischen Hexamion, das in der Rennbahn umherlief“ wird auch im 2. Jh. n. Chr. im Rom des Kaisers Commodus berichtet. Nach der Retardierung technischen Denkens im Mittelalter entwarf 1420 der Italiener de Fontana einen Wagen, dessen Hinterräder durch Seilzug und Trommelmechanismus angetrieben wurden.

Im 17. Jh. gab es verschiedene „Kutschen ohne Pferd“, teils als Spielzeug, teils als Invalidenfahrzeug genutzt, mit Handkurbelbetrieb und Zahnradübersetzung. Aber so wie der Engländer William Hooper, der 1774 ein

Tretwägelchen vorführte, mit dem das „Spazierenfahren in Garten, Parks und sonstigem Gelände eine gesunde Erholung bedeutete“, fand auch Drais mit seiner Fahrmaschine auf die Dauer keine Abnehmer, fehlte doch die entscheidende Voraussetzung für derartige Fahrzeuge, nämlich entsprechende Straßenverhältnisse.<sup>3)</sup>

Über Jahrhunderte war das Reitpferd das schnellste und sicherste Verkehrsmittel angesichts der vorhandenen Verkehrswege. Die Straßen der Römer waren meist im besseren Zustand gewesen als die Handelswege des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in deren Morast schwere Ochsenkarren sich langsam durchquälten. Erst im 18. Jh. begannen französische Könige damit, gepflasterte Wege anlegen zu lassen. Der militärische Expansionismus Napoleons trieb den Ausbau der Straßen rasch voran, aber auf den grob geschotterten Wegen konnte allein das Pferd Frachtwagen oder Equipagen mit angemessener Geschwindigkeit ziehen. So mußte es Illusion bleiben, was Drais seinem Publikum im erwähnten Mannheimer „Badischen Magazin“ 1814 versprach: „Wenn der Wagen nur gleich-schnell als mit einem Pferde läuft, so können mit ihm wohlfeilere, auch weite Reisen gemacht werden . . . Neben der ungemainen Ersparnis hängt man nicht von dem Mangel oder der Unpäßlichkeit, vom Scheuwerden oder der Trägheit eines Pferdes, noch vom Unglück mit dem Tiere ab . . . Zu Spazierfahrten auf der Ebene, im Sommer, ist der Wagen vorzüglich geeignet. Wohlhabende Städter, die ihn in Gestalt eines eleganten Cabriolet ausmachen lassen, können z. B. eine oder zwei vorn sitzende Damen wie im Schlitten führen.“ Schließlich mißt er seiner Erfindung sogar eine militärische Bedeutung zu: „In Kriegszeiten, wo die Pferde und ihr Futter oft rar werden, mag ein kleiner Vorrat solcher Wägen bei jedem Corps, zumal für kürzere Versendungen und für Kranke, wichtig werden. Indessen ist hier der friedliche Gebrauch zum ersten Gesichtspunkt genommen.“<sup>4)</sup> Das Scheitern dieser



*Karl Friedrich Drais von Sauerbronn im Alter von etwa 30 Jahren. Lichtdruck nach einem frühen Portrait, Stadtarchiv Karlsruhe*

Konstruktion hinderte Drais nicht an weiteren Bemühungen. Wenn noch heute im Eisenbahnwesen ein mit Hand oder Motor betriebenes Bahnmeisterrad mit drei oder vier Rädern in Erinnerung an den eigentlichen Erfinder „Draisine“ genannt wird, so galt zu seiner Zeit diese Bezeichnung der Laufmaschine, die der badische Baron 1817 vorstellte.

### Die „Laufmaschine“

Auch diese Erfindung hatte ihre Vorläufer. 1791, mitten in der Französischen Revolution, überraschte der Graf de Sivrac die Öffentlichkeit mit einem lenklosen Laufrad, das er „Célérifère“ nannte, ein Wortgebilde aus „célérité“ (Geschwindigkeit) und „fero“ (ich trage). Diese „Spielzeuge für große Kinder“, wie sie Spötter bezeichneten, glichen hölzernen Pferden, zwei Räder in einem einfachen Rahmen, aber verziert mit einem Tierkopf, auf denen sich der „Reiter“ durch Abstoßen mit den Füßen fortbewegte, freilich nur geradeaus, denn in Kurven verhielten sich diese Gebilde wie ein Fahrrad, dessen Lenkung blockiert.

Diese Räder wurden so populär, daß 1804 zur Krönung Napoleons eine Operette in Paris mit dem Titel „Les Vélocifères“ uraufgeführt wurde. Im Nürnberger Germanischen Museum soll es aber bis 1941 Exemplare von Laufrädern gegeben haben, die aus dem Nürnberg des 18. Jh. stammten und älter waren als die Kreation des Franzosen de Sivrac.

Die Laufmaschine des Frh. v. Drais unterscheidet sich von diesen Vorläufern durch ihre Lenkbarkeit, und er beschrieb sein Vélociped folgendermaßen:

„Nachdem man sich über dasselbe, ähnlich wie auf dem nebenstehenden Bilde gestellt hat, die Ellbogen nach außen und den Körper etwas nach vorn gehalten, stütze man die Arme auf das Balancierbrett und versuche das Gleichgewicht zu halten, indem man

leise auf das Brett nach der Seite drückt, auf welcher sich dasselbe zu heben beginnt. Die leicht bewegliche Lenkstange wird mit beiden Händen gehalten und dient dazu, dem Vélociped die Richtung ganz nach Wunsch angeben zu können, jedoch muß dies so geschehen, daß die Räder soviel wie möglich in einer geraden Linie laufen.“<sup>5)</sup>

Wiederum wurde beim Innenministerium ein Patent beantragt, wiederum nahm Tulla in einem Gutachten Stellung, wiederum war die Expertise negativ, wenn auch das Neue an diesem Laufrad, die Lenkbarkeit, nicht geleugnet werden konnte. 1818, nun unter dem Großherzog Carl Ludwig Friedrich, der nicht mehr wie sein Vater die Hand über den eigenwilligen Beamten hielt, wurde trotzdem ein Privileg für zehn Jahre dem Professor für Mechanik gewährt, der sich von seiner Draisine, wie er seine Laufmaschine nannte, das große Geschäft versprach. Man sah ihn fast täglich durch Karlsruhes Straßen fahren, um für seine Erfindung zu werben, aber auch größere Fahrten unternahm er. Von Karlsruhe bis an die französische Grenze bei Kehl soll er für rund 50 km nur drei Stunden benötigt haben, d. h. ein Viertel der Zeit, die die Pferdepost brauchte.<sup>6)</sup>

Der physikalische Ausgangspunkt seiner Erfindung war für Drais überzeugend: der Mensch hebt und senkt seinen Körper bei jedem Schritt um 4–8 cm, bei größerem Ausschreiten um 6 cm. Braucht man bei einem Kilometer 1333 Schritte, so benötigt man so viel Kraft, um 75 kg 80 m hochzuheben. Der Mensch kann beim Kraftaufwand von „1 Menschenstärke“ daher nicht längere Zeit mehr als siebeneinhalb Kilometer in der Stunde zurücklegen. Bei einer Fahrmaschine entfällt das ständige Heben und Senken. Es spielt nur das eigene Gewicht, die Achsenreibung und der Luftwiderstand eine Rolle. „Hierdurch wird nun ganz klar, warum der Erfindungsgeist des Menschen scharf zur Vervollkommnung seines Selbstfahrers einsetzen mußte, um

1. dessen Gewicht zu vermindern,
  2. die Reibung in den Achsen zu verringern,
  3. die Stöße der Bodenunebenheiten zu beseitigen, welche die vorwärts strebenden Massen aufhalten und nebenbei das Nervensystem des Menschen angreifen“,
- heißt es in einer „Geschichte des Fahrrads“<sup>7)</sup>.

Drais versuchte mit manchem Zusatz seine „Draisine“ zu verbessern, mit einer Laterne, Gepäckträger, ja einem Wind- und Wetter-schutz: die Geschwindigkeit von 13–15 km pro Stunde konnte er damit nicht steigern. Ein Zeitgenosse berichtet: „Auf sehr sandigen Wegen sowie in grundlosem Moraste geht die Laufmaschine zwar nur langsam und natürlich auch nicht geschwinder als ein Fußgänger; dasselbe gilt von steilen Bergen und steinigen Hohlwegen, wo man am besten absteigt und das leichte Fahrzeug an der Lenkstange neben sich schiebt. Auf dem Steinpflaster läuft sie ebenfalls weniger gut, und wer sie fahren will, muß für sehr elastische Polsterung des Sattels Sorge tragen.“<sup>8)</sup>

Anders war es in der Ebene oder bei sanft ansteigenden Hügeln, ein Fahrzeug also für das Rheintal.

Erst Instrumentenmacher Philipp Moritz Fischer aus Oberndorf bei Schweinfurt kam 1853 auf die Idee, am Vorderrad zwei Tretkurbeln anzubringen und der Franzose Ernest Michaux errang mit seinem eisernen Tretkurbelrad ab 1868 einen geschäftlichen Erfolg.

### Ein Erfinder ohne Fortune

All dies blieb dem Freiherrn v. Drais versagt, obwohl — oder weil — er so vielseitig war und mit seinen Einfällen der Zeit weit vorausseilte. Sein „Schreibclavier“, ein Vorläufer der Schreibmaschine, seine Stenographiema-schine, die Buchstaben nach dem System des späteren Morse-Alphabets verschlüsselte, vor allem sein „dyadisches Rechensystem“ be-weisen einen ausgreifenden Erfindergeist,

denn die Binär-Algebra des britischen Ma-thematikers George Boole wird als nichts an-deres als die Fortentwicklung des Draisschen „dyadischen Rechensystems“ angesehen, worauf die Computer unserer Zeit gründen. Drais also Urvater der EDV? Das tragische war die Weltfremdheit des eigenwilligen Junggesellen, der bald als ein Kauz, als ex-zentrisches Original galt.

Die Kinder johlten hinter ihm her, wenn er in seiner verschossenen Forstmeisteruniform, einem grünen Frack mit goldenen Knöpfen, schwarzer Hose und abgetragenen Käppi auf seiner Laufmaschine durch die Straßen holperte, zumal er zunehmend vom Alkohol abhängig wurde.

Als er sich 1835 in eine Wirtshausschlägerei mit einem Engländer einließ, sprach ihm der Großherzog die Kammerwürde ab, und zwar wegen seines „geistesverwirrten und anstandswidrigen Betragens“.<sup>9)</sup>

In den Revolutionsjahren 1848/49 von der Wache am Rathaus öfters zum Schoppen eingeladen, mußte er dafür zum allgemeinen



*Wohnbaus Hebelstraße 4, in dem Drais nach der irr-tümlichen Überlieferung des „I. Karlsruher Bicycle-Clubs von 1882“ gewohnt haben soll.*

(Foto: Stadtarchiv Karlsruhe)

Gaudi als Gegenleistung mit seiner „Draisine“ die Treppen herunterfahren.

Den immer Einfallsreichen hatte es weit herumgetrieben: Teilnahme an einer Forschungsreise nach Brasilien, Vorführung seiner Laufmaschine in Paris und London, dann wieder vergraben in seine Werkstatt in Waldkatzenbach im Odenwald, wo er nach dem Tod der Eltern lebte, bis er 1841 zu seinen Geschwistern nach Karlsruhe heimkehrte. Hier starb er einsam als verarmter Untermieter in seinem Quartier in der Zähringerstraße am 10. Dezember 1851.

Selbst nach seinem Tod, als man 1893 in der Kriegstraße ihm zu Ehren ein Denkmal errichtete, das sich heute in der Beiertheimer Allee befindet, erhoben sich warnende Stimmen, der Oberbürgermeister solle sich dafür nicht zu sehr engagieren, verdiene doch Drais nicht den Titel eines Erfinders des Fahrrads, der allein dem gebühre, der auch die Tretkurbel erfunden habe. Aber es fanden sich auch genug Gegenstimmen, die Drais diesen Ruhm nicht streitig machen wollten, und den 1. Karlsruher Bicycle-Club von 1882 drängte es, in einer Zeit zunehmender Popularität des Fahrrads am Gebäude

Hebelstraße 4, in dem sich heute das Oberschulamt befindet, eine Marmortafel anzubringen, auf der hingewiesen wird, daß hier einmal der Erfinder dieser heute so selbstverständlichen „Laufmaschine“ gewohnt habe.

---

*Anmerkungen:*

<sup>1)</sup> Adolf Kistner, Zur Geschichte der „Fahrmaschine“ und der „Laufmaschine“ des Freiherrn Karl von Drais, „Mannheimer Geschichtsblätter“ 1933, S. 172

<sup>2)</sup> M. J. B. Rauck, G. Volke, F. R. Paturi, Mit dem Rad durch zwei Jahrhunderte, Stuttgart 1979, S. 9

<sup>3)</sup> a.a.O., S. 11, vgl. auch F. M. Feldhaus, Frh. v. Drais, der Erfinder des Fahrrads, in „Mannheimer Geschichtsblätter“, 1903, S. 167 ff.

<sup>4)</sup> a.a.O., S. 9–10

<sup>5)</sup> a.a.O., S. 18

<sup>6)</sup> Ludwig Croon, Das Fahrrad und seine Entwicklung, in „Deutsches Museum“, 1939, S. 166  
Die Karlsruher Zeitung vom 1. August 1817 hatte bereits gemeldet, daß der Freiherr die Strecke von Mannheim, wo Drais einige Zeit lebte, zum Schwetzingen Relais und zurück in einer Stunde schaffte, wozu eine Kutsche vier Stunden benötigte.

<sup>7)</sup> Heinrich Kleyer, Die Geschichte des Fahrrads, Berlin 1916, S. 12

<sup>8)</sup> Rauck-Volke-Paturi, S. 22

<sup>9)</sup> Croon, S. 167

# Karl Friedrich Drais von Sauerbronn (1785—1851) — Ein badischer Erfinder — Ausstellung zu seinem 200. Geburtstag

Heinz Schmitt, Karlsruhe



Der Freiherr von Drais  
Erfinder der Schnelllaufmaschine;  
Bekannter Schnell- und Scharfdenker

*Carl Weymar Journal für die Kunst, Leipzig in Blöcher'sche Hof- und Buchh. 1815, p. 1.*

Freiherr von Drais auf dem Laufrad. Kolorierte Lithographie von Hoffmeister, die ihn vermutlich auf der Pappelallee zwischen Karlsruhe und Durlach zeigt (Städt. Reiß-Museum, Mannheim)

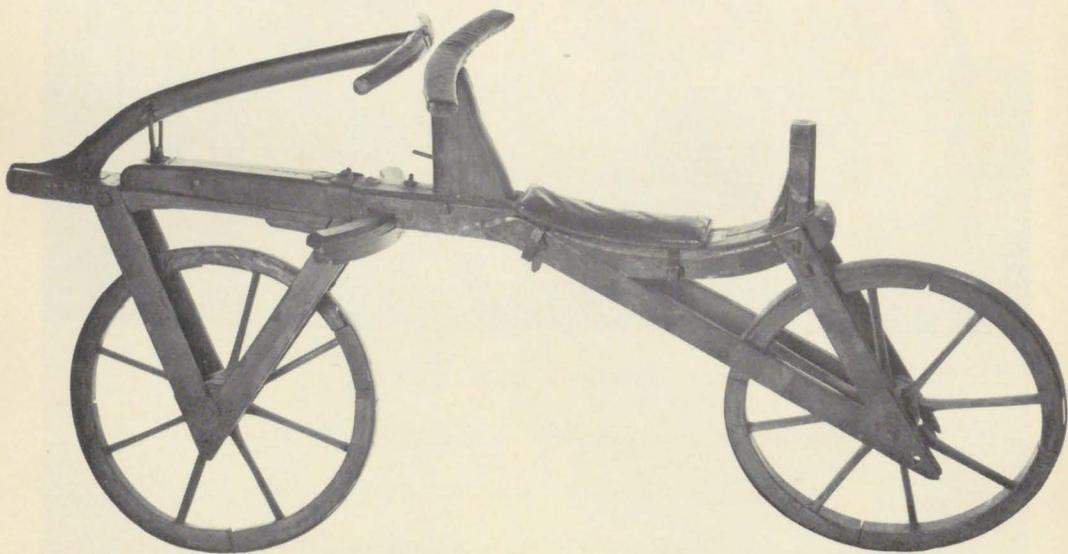
Die Stadt Karlsruhe gedachte in einer Ausstellung des 200. Geburtstages von Karl Friedrich Drais von Sauerbronn. Dieser ist zwar als Erfinder des Zweirades und schrullige Figur bekannt, doch weiß man über sein Leben und seine sonstigen Erfindungen nicht allzuviel, oder besser gesagt, man wußte nicht allzuviel, denn die Karlsruher Ausstellung, der zugehörige Katalog und eine gut geschriebene Draisbiographie von Hermann Ebeling trugen dazu bei, die Wissenslücken schwinden zu lassen. Hinzu kommen eine Vielzahl von Veranstaltungen verschiedenster Art, mit denen die Stadt Karlsruhe während des ganzen Jahres immer wieder an ihren bekannten, lange verkannten Sohn erinnert.

Die Ausstellung des Karlsruher Stadtarchivs im Prinz-Max-Palais fand nicht nur beim Karlsruher Publikum, vor allem auch bei Schulklassen, großen Anklang, sondern weit darüber hinaus im In- und Ausland. Zahlreiche Fernseh- und Rundfunksendungen dürften dazu das Ihrige beigetragen haben.

Karl Friedrich Drais von Sauerbronn wurde am 29. April 1785 in Karlsruhe geboren und

ist dort am 10. Dezember 1851 gestorben. Zwischen diesen Daten spielte sich ein Leben ab, das geprägt war von großen Hoffnungen und zeitweiligen Erfolgen, aber auch von Enttäuschungen und Mißerfolgen, und das schließlich in geistiger Umnachtung, Alkohol und Einsamkeit endete. Den hundertsten Geburtstag des Freiherrn hat niemand begangen und noch 1893, als die Radfahrer Drais in Karlsruhe ein Denkmal setzten, gab es Leute, die das gerne verhindert hätten. Wir können heute objektiver urteilen und die Person nach ihren Verdiensten, aber auch nach ihren Schwächen besser würdigen.

Die Ausstellung zeigte, eingebunden in den Lebenslauf des Freiherrn, die ganze Vielseitigkeit der Erfinderpersönlichkeit, denn zum Erfinder fühlte sich Drais berufen. Zwar hatte er sich im Forstfach ausbilden lassen und bezog auch sein Leben lang sein Forstmeistergehalt, doch übte er diesen Beruf nur kurze Zeit aus, um nur seinen Erfindungen und Entdeckungen leben zu können. Die Ausstellung listete alle auf und führte die meisten anhand von Modellen, Schaubildern, Schrifttafeln, Berichten und Zeichnungen



*Laufrad aus dem Nachlaß des Freiherrn von Drais. Frühes Modell, das er auf seiner Reise nach Brasilien bei sich gehabt haben soll.*

(Stadtarchiv Karlsruhe)

vor. Da außer dem Laufrad von Drais selbst nichts Gegenständliches hinterlassen wurde, war es schwierig, die Erfindungen anschaulich darzustellen, doch wurde diese Aufgabe museumstechnisch und didaktisch nach übereinstimmenden Urteilen hervorragend gelöst. So erfuhren die Besucher, daß Drais sich zunächst mit mathematischen Problemen beschäftigt und unter anderem bereits ein dyadisches Rechensystem dargestellt hatte, vergleichbar dem binären System, auf dem die heutige Computertechnik beruht. Eine frühe Erfindung von Drais war die Notenschriftmaschine, mit der ein Klavierspiel direkt aufs Papier übertragen werden konnte. Vieles andere schloß sich an: eine Schießmaschine, ein Periskop, eine Schnellschreibmaschine, Heiz- und Kühlsysteme, um nur das wichtigste zu nennen. Kaum etwas davon wurde weiter verfolgt und darin liegt die Tragik des Erfinders. Er war selbst nicht imstande, seine Erfindungen wirtschaftlich zu nutzen, fand auch niemanden, der dies gekonnt oder gewollt hätte. Die technische Entwicklung war in Deutschland noch nicht weit genug fortgeschritten. Dies zeigte sich gerade auch beim Laufrad, das in handwerklich bestimmter Wagnerarbeit in Holz hergestellt wurde, während die Engländer die Draissche Konstruktion sofort in Eisen umsetzten. Sie blieben im ganzen 19. Jahrhundert führend in der Fahrradherstellung.

Das Fahrrad war es denn auch, das als einzige Erfindung des Freiherrn von Drais dauernde Anerkennung finden sollte. Freilich hat es eine Entwicklung durchgemacht vom hölzernen Laufrad über die Tretkurbel-Michaeline, das Hochrad, das mit der Kette versehene Niederrad bis zu den heutigen Leichtfahrrädern. Am Anfang dieser Entwicklung steht aber die Erfindung des Freiherrn, ohne die das Zweirad nicht existieren würde. Die Draissche Erfindung war ein großer Schritt, der den Individualverkehr von tierischer Kraft unabhängig machte und damit ein Schritt in die moderne Zeit. Das Fahrrad mit seiner weltweiten Bedeutung hat von Ba-

den aus seinen Weg angetreten und darum feiert Baden den 200. Geburtstag des Erfinders.

Wer die Karlsruher Drais-Ausstellung besucht hat, kann sie auch in Mannheim besichtigen. Dort ist sie vom 5. Juli bis zum 18. August 1985 zu sehen.



Herr von Drais, Schattenriß signiert „C. St.“, der ihn im Alter von ca. 60 Jahren darstellt

(Städt. Reiß-Museum, Mannheim)

## Ernst Niefenthaler

Gerhard Jung, Lörrach



Ernst Niefenthaler, Portrait in Terracotta von Philipp Flettner

Ernst Niefenthaler, Bauer und Mundartdichter, geb. Bürchau 31. Dezember 1894, gest. Bürchau 17. August 1970.

Ehrenbürger der Gemeinde Bürchau; ausgezeichnet mit der Johann Peter Hebel Gedenkplakette 1960. Ehrenmitglied des Schwarzwaldvereins Schopfheim und der Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte und Volkskunde.

Veröffentlichungen: Dr Weg berguf (Mundartgedichte 1955), Hinterem Pflueg (Mundartgedichte 1967), Prologe zu den Hebelabenden (Mundartprologe 1965).

Gedichte und Geschichten in der Mundart sind dort am lebendigsten, kräftigsten und wohl auch am ehrlichsten, wo sich Umwelt und Innenwelt eines Menschen in ihnen widerspiegeln. Das ist freilich nur dort der Fall, wo die Mundart als selbstverständlicher Wesenszug zu dieser Umwelt und Innenwelt gehört — so wie bei Ernst Niefenthaler, dem „Buuredichter“.

„I bi ne Buur.“ Diese einfachen, kraftvollen Worte stehen hinter und über dem Werk des Bergbauern vom Bürchauer Bühl. Sie stehen hinter und über seinem Leben.

„I streu dr Some uf mii Land,  
er fliegt us miir in Gottes Hand!“

sagte er stolz. Und so, wie er den selbstgezeugenen Samen auf das eigene Land wirft, so streut er auch den geistigen Samen aus, Gedanken, die er nicht „importiert“ und weit herholt, sondern aus dem zieht, was seinen Alltag ausmacht, aus seiner Arbeit und seiner Umwelt, aus dem was er erlebt hat und erlitten.

Es ist also nicht mehr als recht, wenn Ernst Niefenthaler bei seinen Landsleuten „dr Buuredichter“ heißt oder „Heimetedichter“. Diese Bezeichnungen zeigen Standort und Charakter des Dichters wie auch des Werkes auf. Es wäre grundfalsch, ihn ihretwegen als „Feld-, Wald- und Wiesen-Poet“ zu betrachten. Wohl gibt ihm die Natur den Grundklang und Stoff, aus dem er seine Lieder formt, er läßt sie in ihrem ganzen Zauber darin aufklingen:

„Es tribt dr jungi Früehlig mi  
zuem enge Stübli uus,  
i mueß ällei im Freie sii,

*im große Gotteshuus.  
I wandle wie s mi glust un ziecht  
dur Felder un dur Gras;  
o Frühligsluft, no winterfüecht,  
was für e Gnuß isch das!“*

Aber Niefenthaler gibt sich nicht zufrieden mit einer „herzigen“ Naturschilderung. Die Natur ist ihm mehr als geistiges Fotoobjekt, sie ist ihm Fingerzeig für den tieferen Sinn aller Dinge, für das Jenseitige, das „Änedra“.

*„Wie isch das Menschli doch so arm,  
wo nit das Lebe gespürt,  
wo si so gheimnisvoll un warm  
in üsem Bode rüehrt.*

*S isch alles flüchtig, wandelbar,  
un niene nümmt's en End;  
s grüift eins ins ander, wunderbar,  
Natur un Firmament.“*

Aus dem Kleinen ins Große, aus der Heimat in die Weite geht der Gedankenflug des Bergbauern Niefenthaler. Welt und Gott verdichtet er in einem unglaublich zarten und unglaublich schönen Empfinden.

Daß er dieses Empfinden andern weitergibt mit seinen oft liedhaft frischen, oft grob zugehauenen und eigenwilligen Vers-Strophen, das ist das Wesentliche an der „Kunst“ Ernst Niefenthalers. „Kunst“ muß hier in Rufzeichen gesetzt werden, der „Buuredichter“ hat sich selbst nie als Künstler betrachtet. Ihm ist in allem, was er uns schenkte — der eine oder andere Hebelprolog vielleicht ausgenommen — das Wort stets wichtiger gewesen als die Form. „Kunstwerke“ wollte er nicht schaffen, er wollte etwas „sagen“.

„S isch mer eifach eso zuegflöge!“ konnte er erzählen, nie hat er das große Staunen verleugnet über die Kraft, die ihn — den einfachen Bauern — fähig machte, seine Empfindungen zu gestalten und weiterzugeben. Bei allem äußeren Erfolg, der seinem Schaffen zuteil geworden ist: Hebelplakette, Ehrenbürgerschaft und hohe Anerkennung, hat er nie verhehlt, daß er seine Gabe als Geschenk ansieht, nicht als eigenes Verdienst.

*„Was bruuch i denn e Huße Geld,  
e Name vor de Lüt?  
I bi nit ewig uf dr Welt,  
un mitneh chan i nüt.“*

Wer mit Ernst Niefenthaler leben oder auch nur freundschaftlich zusammenkommen durfte, weiß, daß seine Bescheidenheit echte Bescheidung war, kein Deckmäntelchen für eine versteckte „Ehrenkäsigkeit“, wie man sie nicht selten auch bei Dichtern findet. Niefenthalers Wesen war durch drei Eigenschaften besonders geprägt: er war demütig, tapfer und grundehrlich. Diese Eigenschaften sind in sein Werk eingewoben und machen zusammen mit der tiefen Liebe zur Natur und zu den Menschen, die ihm nahestanden, den Reiz seiner Gedichte aus.

Der Bauerndichter sah sich als „Lehrbueb“ des Meisters Johann Peter Hebel, dem seine große und nie angefochtene Verehrung galt. Zweifellos ist er seinem Vorbild von allen Dichtern im Oberland auch am nächsten, ohne jedoch ein „Nachahmer“ zu sein. Es besteht ein weiter Unterschied zwischen dem hohen Kirchenfürsten Hebel, der in der Karlsruher „Verbannung“ seine alemannischen Gedichte schuf als Ventil für seine aufgestaute Sehnsucht nach einem einfachen Leben und nach dem Land seiner Kindheit, und zwischen dem „zfridene Wälderbuur“, der hinter dem Pflug auch dem geistigen Ackerboden auf den Grund ging und seine einfachen und darum auch so grundsätzlichen Gedanken zu Papier brachte. Homerische Versmaße oder Goethesche Wortbauten, die man bei Hebel findet, brauchte Ernst Niefenthaler nie. Was sie aber beide verbunden hat und über Zeit, Raum und Bildung hinweg immer verbinden wird, ist die Liebe zur Heimat und zu ihrem Schöpfer. Sie war und ist zugleich Liebe (und damit Stolz) zur eigenen Art, deren Quelle und Brunnen sie in der gemeinsamen Muttersprache, der alemannischen Mundart fanden. In seinem ersten Prolog zu einem Hebelfest (1929) schrieb Niefenthaler:

„So, Fründ, jetz rot emol her un bi,  
was wird denn das für e Bründli sii?  
Es isch üse Hebel, sii selte riich Gmüet  
un das was er gschriebe in Gschichtli un Lied.  
ne berzerfrischend un lebig Bründli,  
so urchig, so klar un so unergründli!“

Urhaft, klar und doch unergründlich! Das hätte Johann Peter Hebel auch über den Dichter Ernst Niefenthaler und sein Werk schreiben können, wenn er ihn gekannt

hätte. So verstehen die Freunde im kleinen Wiesental und weit darüberhinaus Wesen und Werk ihres „Buuredichters“. Hebel, Dr. Burte und andere Dichter und Dichterinnen aus dem kleinen und großen Wiesental, dem Markgräflerland, dem Elsaß oder der Schweiz, sie wurden und werden bewundert und geachtet und auf ein geistiges Postament gestellt, Ernst Niefenthaler aber ist ihnen eigen geblieben, ist gleichsam Teil ihres Wesens geworden. Kann ein Dichter höheres erreichen?

## Philipp Flettner

*K. u. A. Fritz, Fahrmau*

Der Freundeskreis Philipp Flettner — Ernst Niefenthaler e.V., Bürchau gedenkt eines Mannes, der am 5. März 1984 seinen 80. Geburtstag hätte feiern können, wenn er nicht am 27. Januar 1974 von uns Abschied genommen hätte.

Philipp Flettner wurde 1904 in Frauenstein bei Wiesbaden geboren. Seine Mutter war Winzerstochter, sein Vater Metzgermeister in Eddersheim bei Frankfurt. Mainschiffer und später Landwirte waren seine Vorfahren aus diesem Gebiet.

Nach Schulabschluß begann Flettner 1916 eine Lehre in Kleinplastik und Holzbildhauerei bei Professor Mohr an der Kunstgewerbeschule in Frankfurt. In Abendkursen belegte er Unterricht in verschiedenen Zeichenarten. Anschließend war er Assistent bei Bildhauer Oly in Frankfurt. Nach dem Studium an der Kunsthochschule wurde er Meisterschüler bei Prof. Scheibe und besaß 2 Ateliers hinter dem Stadelmuseum in Frankfurt. Er arbeitete dort bis zur Zerstörung der Ateliers in der Dürerstraße 10, durch Bombardements im 2. Weltkrieg.

Als Student unternahm Flettner mit seinem Kommilitonen Schiffers Studienreisen nach Italien, mit Hildebrand Voigtländer Eng-

landreisen per Fahrrad. Flettner sprach als Autodidakt italienisch und englisch mit großem Vergnügen. Mit seinen Reisebekanntschaften blieb er verbunden bis zum Tod. In Frankreich interessierten ihn romanische Plastiken und nicht zuletzt Paris mit den bekannten Museen und Galerien.

1936 erhielt er als Stipendiat den Rompreis und arbeitete ein Jahr in der Villa Massimo in Rom.

Weihnachten besuchte er von dort aus mit einer Schar junger Künstler, das schon damals von ihm geliebte Bergdorf Bürchau und Familie Niefenthaler.

Im Mittelpunkt seines Schaffens stand immer der Mensch — als Auftragsarbeit zahlreicher Portraits oder Plastiken mit der von ihm gewählten Themenstellung. Ihn faszinierte das menschliche Antlitz. Er wollte das, was der Mensch in seinem Gesicht von seinem Wesen zeigte und zugleich das was ihm nicht bewußt erschien, darstellen. Seine bildhauerische Arbeit war dem Realismus verbunden in der Auseinandersetzung mit gesetzmäßiger formaler Gestaltung.

Als junger Künstler kannte er die Bauhauskünstler, die ihm seine Jugendfreundin, Martha Erps, erschloß. Er kannte alle Kunstrich-



*Ph. Flettner mit dem Relief von Hermann Burte-Strübe*

tungen und studierte die Plastiker an den ausgestellten Arbeiten im Städelmuseum, wie z. B. Despio oder Maillol.

In der Jugendbewegung, dem Wandervogel, fand er Freunde, die ihm verbunden blieben. Den Menschen bejahte Flettner als Individualist mit all seiner ihn fesselnden Vielfältigkeit.

Wie Flettner nach Bürchau kam und seine Verbundenheit zu Ernst Niefenthaler und der Niefenthalerfamilie entstand, soll hier noch kurz berichtet werden. In den Inflationsjahren nach dem 1. Weltkrieg ging es den jungen Künstlern, wie Flettner, nicht besonders gut. Die Stadt Frankfurt bemühte sich, oft mit Unterstützung jüdischer Mitbürger, den notleidenden Künstlern Arbeit zu vermitteln. Flettner hatte in dieser Zeit einen bekannten Frankfurter Waisenhausdirektor zu porträtieren. Diesem klagte er sein Leid, er sei so richtig „pflastermüde“ geworden

und sehne sich nach einem Gutshof in der Weite von Westpreußen. Flettner hörte lange nichts und hatte die Sache schon wieder vergessen, als der Gönner ihm einen anderen Platz im Grünen wußte. In Bürchau im südl. Schwarzwald hatten die Ehefrauen seiner Rotarierfreunde aus Zürich ein kleines Ferienhaus unterhalten und konnten einer Schar Waisenkinder aus dem Krieg etwas Erholung bieten. Es fehlte nur ein Betreuer, der für die Großstadtkinder kochte und mit ihnen wandern ging. Nun das „Heimeli“ gehörte E. Niefenthaler und „Onkel Fips“ holte in dem Bauernhaus Kartoffeln und Milch für die Heimelikinder, und wie wir Frau Marie Niefenthaler kennen, hatte sie gewiß so manches Gemüs', Obst und selbstgebackenes Brot dazu gegeben. In Niefenthalers Stube stand noch ein großer Bücherschrank und den jungen Künstler wunderte es, daß in einem Bauernhaus so viele Bücher zu finden

waren. Niefenthaler holte seine Gedichte hervor; es ergab sich ein näheres Kennenlernen und eine tiefe Verbundenheit mit dem Dichter.

Diese erste Bekanntschaft mit dem Dörflein Bürchau und seinen Einwohnern, den Matten und Brunnen, Bächen und Bergwaldpracht schenkte Flettner eine Liebe zu Land und Leuten. Er erlebte diese heile Welt noch ganz bewußt und ließ sich inspirieren zu vielen Arbeiten. Das er sich nach vielen Jahren beruflichen Erfolges in Frankfurt/Main, für ein stetiges und arbeitsreiches Leben in Bürchau entschied, spricht für seine Verbundenheit zu den Menschen und der Landschaft im Südlichen Schwarzwald. So lernt man den Künstler am besten in seinen Arbeiten kennen. Wir haben das Glück, daß sein künstlerischer Nachlaß im Besitz des Freundeskreises gepflegt, ausgestellt, ergänzt und lebendig erhalten wird.

Bekannt sind seine Arbeiten; das Portrait E. Niefenthaler ist anzusehen in der Niefenthalerstube in der „Sonne“ in Wieslet, die Alemannia, ein Marmorportrait einer jungen Bürchauerin, die Madlee, inspiriert nach H. Burtes Gedichtband. Die Bronzeplastiken

wurden nach Flettners Tod in der Heimatstube im „Adler“ zu Ried und im Gasthof „Löwen“ zu Gresgen aufgestellt. Bei der Schule in Maulburg ist der von Architekt Maurer, Basel, gestiftete Brunnen mit Reliefs von Prof. Strübe und Dr. Burte zu sehen. Ein Relief von dem Engelimoler Glattacker besitzen die Museen in Lörrach und Weil. Für das Krankenhaus Schopfheim arbeitete Flettner das Relief Prof. Jutzler, den Krankenhausgründer darstellend; den Schutzpatron St. Michael von Schopfheim findet man am Haus 16 in der Luisenstraße, jetzt zum Altenheim gehörend, dank dem Vermächtnis des Schopfheimer Kaufmanns Otto Meier. In der Heimatstube „Drei König“ zu Zell schmückt ein Relief v. Carl Maria v. Weber den Raum. Der Künstler arbeitete nach Fotos den drei Söhnen ein Portrait vom verstorbenen Fabrikanten Krückels, aufgestellt in der Maschinenfabrik in Zell. Ein Portrait von Prof. Dr. Jung, Neurophysiologe der Univ. Freiburg entstand und im Institut aufgestellt wurden die Portraits von Prof. Dr. Berger, dem Erfinder des EEG und des Schweizer Nobelpreisträgers Prof. Dr. Hess, das nach Flettners Tod auch angekauft wurde von der Universität Zürich.

## Friedrich Maurer zum Gedenken

*Alois Wolf, Freiburg*

Am 7. November 1984 starb im 87. Lebensjahr der em. Professor für germanische Philologie Dr. Friedrich Maurer in seinem Haus in Merzhausen. Maurer, gebürtiger Hesse, nahm, nachdem er verwundet aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt war, in Gießen sein Studium auf, habilitierte sich dort 1924, wurde dann Professor in Erlangen und übernahm 1937 den altgermanistischen Lehrstuhl an der Universität Freiburg, den er bis zu sei-

ner Emeritierung im Jahre 1966 innehatte. Maurer war einer der letzten Altgermanisten, die in Lehre und Forschung das Fach in seiner ganzen Breite, mit Einschluß volkskundlicher Fragestellungen, bearbeiteten; sein Bemühen erfaßte mit gleicher Intensität Sprache, Dichtung und deren Grundlage, die Textedition. Die Probleme der Sprache in ihrem geschichtlichen Werden und in ihrer räumlichen Verankerung führ-



ten ihn u. a. auch dazu, sich maßgebend mit der Erforschung des oberrheinischen Sprachraums zu beschäftigen und Forschungseinrichtungen ins Leben zu rufen, die diese Arbeiten auf eine breite und dauerhafte Grundlage zu stellen vermochten. Die Sprache, nun in ihrer metrischen Gestalt, zog ebenfalls immer wieder das Interesse Maurers auf sich, was eine stimulierende und grundsätzliche Diskussion in Gang brachte, die immer noch ihre Fruchtbarkeit erweist. Mit besonderer Hingabe widmete Maurer sich aber der Sprache als der Erscheinungsform der Dichtung,

vor allem der hochmittelalterlichen deutschen Dichtung. So erschloß er mit seinem Buch ‚Leid‘ von der Sprache her neue Zugänge zum Werk Wolframs, zum Nibelungenlied, zu Gottfried usw. Das Bemühen um die Dichtung brachte ihn auch dazu, sich der Textgestalt der Werke zu vergewissern. Schon früh legte er eine Ausgabe des Rolands- und des Alexanderliedes vor und stellte in der monumentalen Ausgabe der frühmittelhochdeutschen geistlichen Dichtung die Beschäftigung mit diesen Werken auf eine solide Grundlage. Immer wieder

aber kehrte Maurer zu Walther von der Vogelweide zurück, dem er noch im Alter eine Ausgabe mit einer verlässlichen Prosaübersetzung widmete. Maurer förderte auch mit Umsicht und Energie den Ausbau des Instituts in der Nachkriegszeit und zog zahlreiche Schüler heran, die nun an Lehrstühlen in der Bundesrepublik und der Schweiz tätig sind oder als Studienräte im Lande wirken. Es war Maurer vergönnt, die wohlverdiente nationale und internationale Anerkennung für seine Leistungen zu gewinnen: die Universität Marburg ehrte ihn mit dem Brüder-Grimm-Preis, die Heidelberger Akademie nahm ihn in ihre Reihen auf, die Universität Glasgow verlieh ihm die Ehrendoktorwürde und in Basel erhielt er den Jacob-Burckhardt-Preis.

An seinem Grabe verabschiedete sich der derzeitige geschäftsführende Direktor des Deutschen Seminars I mit folgenden Worten vom Gelehrten, Menschen und Vorgänger Friedrich Maurer:

Liebe Familie Maurer, verehrte Trauergäste, vor drei Jahren traf uns, erschüttert und völlig unvorbereitet, die Nachricht vom Tod unseres lieben Kollegen Boesch. Nur wenige Stunden hatte der Tod gebraucht, um diesen mächtigen Mann aus dem Leben herauszureißen.

Heute stehen wir am Grab des Altmeisters der Freiburger Altgermanistik, am Grab Friedrich Maurers. Mit ihm hatte es der Tod anders vor.

Als Herr Maurer zu seinem 80. Geburtstag vor fast 7 Jahren in unserem Institut in erstaunlicher Rüstigkeit Rückschau hielt über sein Leben, leitete er seine Rede ein mit dem Bibelvers, der vom Leben und vom Alter des Menschen handelt, von den 70 oder höchstens 80 Jahren, und der dann davon spricht, daß dieses Leben Mühsal sei. Herr Maurer, seine Familie und wir ahnten damals nicht, wie sehr das Sterben für ihn Mühsal sein würde. Nun hat Herr Maurer, gepflegt von der aufopfernden Liebe seiner Gemahlin,

ausgelitten, und wir vertrauen sein Vergängliches der Erde an.

Wenn ich im Namen des Altgermanistischen Instituts der Universität Freiburg das Wort ergreife, so bewegen mich wie alle meine Kollegen und Mitarbeiter Verehrung und Dankbarkeit gegenüber einem untadeligen Gelehrten, der sich den besten Traditionen verpflichtet fühlte und sie verkörperte, dessen Lebenswerk Anstöße gab, Maßstäbe setzte und Bleibendes schuf. Verehrung und Dankbarkeit aber auch gegenüber einem — bei allem Respekt, den er einflößte — liebenswerten Menschen. Als solchen habe ich ihn, als ich hierher kam und Herr Maurer längst Emeritus war, erlebt. Es bleibt mir unvergessen, daß er mindestens einmal in der Woche, so gegen elf Uhr, sachte an meine Tür klopfte und mit mir einen kleinen Plausch hielt. Nach 10—15 Minuten verschwand der freundliche alte Herr diskret wieder. Er nahm als Emeritus lebhaften Anteil am Institut und an unserer Arbeit, aber er ließ uns wohlwollend und wohl auch mit Genugtuung gewähren. Seit Jahren vermissen ich dieses sachte Klopfen an meiner Tür und es wird nun nicht mehr zu vernehmen sein. Mit Walther von der Vogelweide, dessen Werk Maurers ganzes Leben begleitete, können wir sagen, daß er nun an eine andere Tür klopft, nicht mehr nur zu einem kurzen Plausch, sondern um *ze herberge ze varen*. Herr Maurer braucht keine Angst zu haben vor dem *wirte*, denn *swes lebn sich sô verendet, daz got niht wirt gepfendet der sêle durch des libes schulde, und der doch der werlde hulde behalten kan mit werdekeit, daz ist ein nütziu arbeit*. Mit dem Wort *arbeit* aus Wolframs Parzival sind wir wieder bei Maurer selbst und seinem Bibelvers an seinem 80. Geburtstag.

Maurers Leben war *nütziu arbeit*; eine ganze Disziplin zehrt davon, zahlreiche Schüler haben die Wohltat dieser *arbeit* erfahren, seine Kollegen und Nachfolger am Institut können weiterarbeiten auf dem, was diese *arbeit* her-

vorgebracht hat, und seine Familie konnte sich des Segens dieser Lebens-*arbeit* erfreuen. Uns allen, die wir ihn kannten und die wir dankbar seiner gedenken, wird der Verstorbene gegenwärtig bleiben in der *arbeit* des Instituts, das das seine war. Er wird

gegenwärtig bleiben in unserer Lehre und Forschung, aber auch in unseren Gesprächen und geselligen Zusammenkünften, an denen er immer regen Anteil nahm. So wollen wir Abschied nehmen von unserem Friedrich Maurer.

## Robert Hensle zum 80. Geburtstag

*Peter Assion, Marburg/Walldürn*

Das badische Frankenland ist eine spröde Schönheit, deren Reize der Landschaft und Kultur entdeckt sein wollen. Glücklicherweise gab es immer wieder Entdecker, Kenner und Liebhaber, und gerade dann, wenn sie von weiter her und aus den großen Städten ins Frankenland kamen, blieben sie diesem mit besonderer Anhänglichkeit verhaftet. Mit Gewißheit darf dies von Robert Hensle gesagt werden: dem Mannheimer, der zum Wahlfranken wurde. 1985 wird Hensle in Heddesheim seinen 80. Geburtstag begehen können, und dieses Ereignis werden nicht nur seine Angehörigen und Freunde in und um Mannheim mit ihm feiern, sondern auch die Dorfbewohner von Erfeld im oberen Erfstal und die Einwohner der Gesamtgemeinde Hardheim, in die Erfeld eingemeindet ist. Denn ihnen ist Robert Hensle seit langem ein guter Freund. Er hat ihren Alltag mit ihnen geteilt (und tut dies besuchsweise noch immer), und er hat vor allem ihre Geschichte und Kultur erforscht, um in Wort und Schrift und im Museum davon zu künden. Davon hatte auch die allgemeine Geschichtsforschung und Volkskunde Nutzen, und der Verfasser dieser Zeilen ergreift gerne die Gelegenheit, dies Robert Hensle zu bestätigen und aus Anlaß seines 80. Geburtstages an den wichtigen Beitrag zu erinnern, den er aus dem Frankenland, und speziell aus dem

Bauland bzw. dem Erfstal, für die Wissenschaft erbracht hat.

Von Herkunft und Beruf war Robert Hensle der Werdegang, der ihn zum Bauländer Geschichtsforscher und schließlich noch zum Museumsleiter in Hardheim werden ließ, nicht vorgezeichnet gewesen. Er war am 15. Oktober 1905 in Mannheim als jüngster von vier Söhnen des Schuhmachermeisters Karl Hensle und dessen Ehefrau Anna, geb. Schwarz, geboren worden, und er hatte das Handwerk eines Kunst-, Bau- und Maschinenschlossers erlernt, um nach der Meisterprüfung 1929 eine Werkführerschule mit staatlichem Abschluß zu absolvieren und anschließend Betriebsleiter in einer Bronzebaufirma in Aschaffenburg zu werden. Nach zwei Jahren wechselte er an die Berufsschule in Aschaffenburg über, um dort 1932/33 Schulungskurse für Erwerbslose im metallverarbeitenden Handwerk zu leiten und auch Kurse im Kunstschmieden und Metalltreiben zu geben. 1934 kehrte er nach Mannheim zurück und leitete bis 1937 beim dortigen Arbeitsamt die gesamten Werkstätten für Erwerbslosenschulung. Im April 1937 wurde Robert Hensle in den badischen Schuldienst übernommen. Zu seiner neuen Wirkungsstätte wurde die Berufs- und Meisterschule des Kraftfahrzeughandwerks Mannheim, wo er als Technischer Oberlehrer bis 1943, und

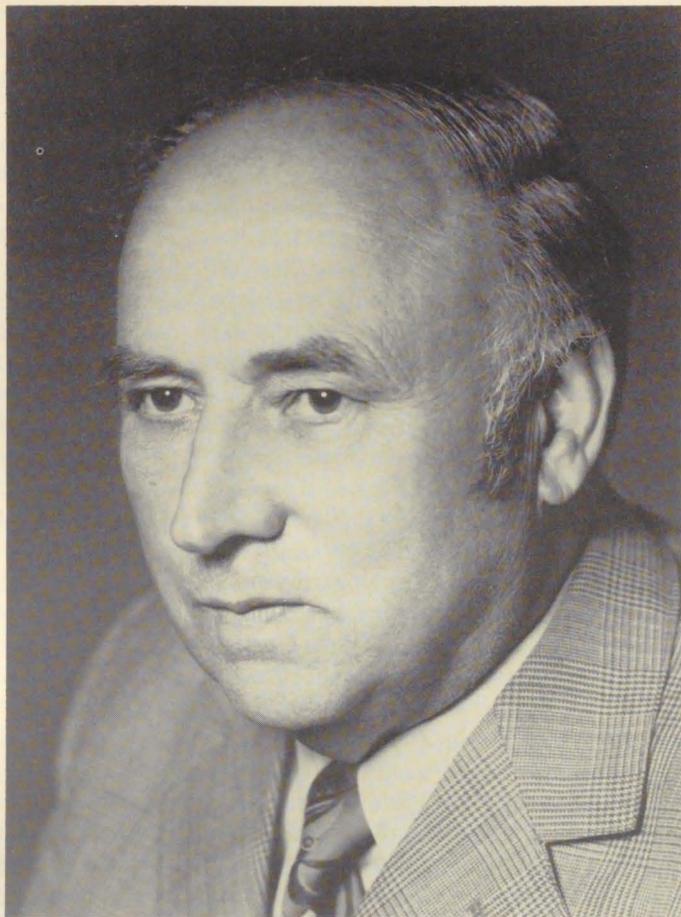
dann wieder von 1950 bis zur Pensionierung 1971 mit Erfolg den handwerklichen Nachwuchs der Kraftfahrzeugschlosserei unterrichtete.

Eine Unterbrechung dieses Werdeganges hatten der Krieg und die Verhältnisse der frühen Nachkriegszeit gebracht, und so wenig erfreulich dieser Einschnitt zunächst war, so brachte er doch auch glückliche Umstände mit sich und führte Robert Hensles Leben auf eine zweite und für ihn immer wichtiger werdende Bahn. Wie viele Städter war Hensle nämlich — er selber zunächst noch Soldat — mit seiner Familie aufs Land evakuiert worden: nach Erfeld, wohin seine Frau verwandtschaftliche Beziehungen hatte. Hier fand er bei freundlichen Menschen Aufnahme, und hier wurde er in einer Umgebung heimisch, die noch eine Lebensqualität bot, die in den Städten — in den zerbombten zumal — entschwunden war. In Erfelds Nachbardorf Bretzingen war einst schon Emil Baader — nach dem Ersten Weltkrieg als Lehrer hierher versetzt — heimisch gewesen, und hatte er Bretzingen als sein Dorf „im schönsten Wiesengrunde“ besingen können, so erlebte jetzt auch noch Hensle in Erfeld das naturverbundene Leben auf dem Lande mit, den Rhythmus des bäuerlichen Arbeitsjahres, die schwere Arbeit auf den kargen Äckern und Wiesen, aber auch die Zufriedenheit mit dem Erarbeiteten und die Verbundenheit in dörflicher Gemeinschaft. Als geselliger und mit viel Humor begabter Mensch hatte Hensle keine Schwierigkeiten, an diese Gemeinschaft Anschluß zu finden und in der gesamten Dorfbevölkerung Freunde zu gewinnen, so neu ihm die ländliche Umgebung zunächst auch war. Im Erfelder Heimatbuch bezeugte er später: „Fremd war uns der Ort und fremd waren uns die Menschen, obwohl Erfeld der Geburtsort des Großvaters meiner Frau war. Ferdinand Geiger war sein Name. Er stammte aus dem Hause ‚Josef-Veltes‘. Sieben Jahre wohnten wir in Erfeld mit unseren fünf Kindern. Es war für uns alle eine überaus glückliche Zeit.

Lernen wir doch das Dorf lieben und die Menschen schätzen, die uns in dieser schweren Zeit mit viel Liebe begegnet sind.“

Wie selbstverständlich nannte er Erfeld im Heimatbuch „unsere Gemeinde“ oder „unser Dorf“, und zur zweiten Heimat war ihm Erfeld schon so früh geworden, daß er sich auch gleich nach dem Krieg im örtlichen Vereinsleben engagierte. Nachdem nach den schweren Kriegsjahren die Lebensfreude ins Dorf zurückgekehrt war, half er als Karnevalist Mannheimer Prägung, die Erfelder Vereinsfastnacht mitzubegründen, und zusammen mit seiner Frau gestaltete er auch manches Ortsfest und wirkte beim Erfelder Heimattag 1950 mit. Zugleich begann er — an mehr Wissen über seine Umgebung interessiert — mit ersten historischen Erkundungen und volkskundlichen Erhebungen, in die er bemerkenswerterweise auch die nach Erfeld eingewiesenen Heimatvertriebenen einschloß. Wie sich bei ihm Erlebnis in wissenschaftliche Neugierde und schließlich in Feldforschungsarbeit umsetzte, hat er 1971 in der Festschrift für Heiner Heimberger („Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten“) anschaulich beschrieben: „Als die ersten Knallkörper wieder auf dem Markt zu haben waren, hatte ich an Weihnachten 1948 und Ostern 1949 ein eigenartiges Erlebnis. Vor und nach der Christmette, wie auch nach der Auferstehungsfeier, wurde in Erfeld geschossen. Es waren Neubürger, die aus dem gleichen Heimatbereich kamen. Dies war mir Anlaß, von Haus zu Haus zu gehen und die oft in ein und zwei Zimmern untergebrachten Familien aufzusuchen. Ich schrieb mir vieles, was die Heimatvertriebenen von zu Hause an Volksbräuchen aus der weihnachtlichen und österlichen Zeit zu erzählen wußten, auf.“ Und daraus entstand dann ein vergleichender Aufsatz über „Osterbräuche bei Alt- und Neubürgern“, der 1949 in den „Fränkischen Nachrichten“ erschien, sowie die in der Heimberger-Festschrift veröffentlichte Abhandlung über „Weihnachts- und Osterbrauchtum der Hei-

*Robert Hensle,  
der Geschichtsforscher und  
Volkskundler des oberen  
Erftales*



matvertriebenen einst und heute“, die den Brauchbestand bei den Heimatvertriebenen von 1948/49 mit dem von 1970/71 verglich. Schon zum Heimattag 1950 war auch der Gedanke aufgetaucht, eine kurzgefaßte Geschichte von Erfeld zusammenzustellen. Dazu war es nötig, in die Bestände des Fürstlich Leiningenschen Archives in Amorbach Einblick zu nehmen, und dies wiederum führte zum bedeutsamen Kontakt mit Domänenrat Max Walter (1888—1971), dem Archivbetreuer und bedeutenden Volkskundler des Frankenlandes. Es war Max Walter, der Robert Hensle den Rat gab, doch eine umfassende Ortsgeschichte zu erarbeiten, und

Walter — dem Hensle im „Ekkhart“ 1969 einen ehrenden Artikel widmete — unterstützte das Vorhaben dann auch mit vielfältigen Ratschlägen, Auskünften und Hinweisen. „Mit viel Freude habe ich mich neben meiner beruflichen Tätigkeit an diese Aufgabe gewagt“, schrieb Hensle später im Vorwort zum gelungenen Werk, das eine mühsame und fast zwanzigjährige Quellensuche und Quellenauswertung voraussetzte. Hensle leistete diese Arbeit, auch nachdem er 1950 wieder in den Schuldienst übernommen und nach Mannheim zurückgekehrt war. Um so höher ist einzuschätzen, was er dann 1969 abschließen und zum Erfelder Heimattag

1970 im Druck vorlegen konnte: sein Buch „Erfeld, eine Gemeinde des Baulandes (1244—1969)“, das die Siedlungs-, Herrschafts-, Kirchen- und Sozialgeschichte der Erftalgemeinde belegreich nachzeichnet, im volksgemündlichen Schlußteil auch die mündliche Überlieferung Erfelds dokumentiert und insgesamt für das Bauland exemplarische Bedeutung besitzt. Ein dazu auch höchst abwechslungsreiches, in gut lesbare Abschnitte gegliedertes und unterhaltsames Buch, das heute als „Hausbuch“ in fast jeder Erfelder Familie zu finden ist.

Schon die langjährige Arbeit an der Ortsgeschichte hatte sichergestellt, daß die Verbindung mit dem Erftal nicht abriß, aber auch der gute persönliche Kontakt bestand weiter, und so verbrachte Robert Hensle seine freie Zeit — wann immer es ihm möglich war — in Erfeld. Dadurch wurde er zum Zeugen des großen wirtschaftlichen und sozialen Umbruchs, der ab 1950 die deutschen Dörfer erfaßte. Er erlebte mit, wie die Landwirtschaft mechanisiert und in wenigen vollbäuerlichen Betrieben zentralisiert wurde, und er sah, wie sich dadurch das traditionelle bäuerliche Leben, das er noch zwischen 1943 und 1950 kennengelernt hatte, von Grund auf veränderte. Diesen Vorgängen stellte sich Robert Hensle, indem er noch möglichst viele der dahinschwindenden alten Überlieferungen aufzeichnete. Aber er registrierte ebenso das Neue und sammelte Material für vergleichende Betrachtungen, wie er eine solche etwa über „Das Backhaus im bäuerlichen Betrieb des oberen Erftales“ in den „Forschungen und Berichten zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971—1973“ vorlegte. Hier ist für Erfeld — und exemplarisch wieder für den ganzen Bauland-Bereich — exakt der Übergang von der Selbstversorgung mit Brot zur Austausch- und Handelswirtschaft beschrieben, mit Belegen aus jeder einzelnen Erfelder Familie. Eine ergänzende Studie über „Backtraditionen im oberen Erftal“, die auch auf die Gebildbrote einst und heute einging, ließ er 1976 in der Festgabe

für Gotthilde Güterbock („Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes“) folgen.

Arbeiten dieser Art mehrten sich, seit Robert Hensle die Arbeit am Heimatbuch abgeschlossen hatte und außerdem in den schulischen Ruhestand getreten war. Aber auch schon früher hatte er gelegentlich die Ergebnisse seiner Nachforschungen an die Öffentlichkeit gegeben, wobei es ihm ein besonderes Anliegen war, die Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten des Frankenlandes wachzuhalten. „Das Badische Frankenland, gar zu gerne als ‚Hinterland‘ oder ‚Badisch Sibirien‘ apostrophiert, hat zu allen Zeiten große Männer hervorgebracht, Männer, die in die Großstadt gingen und dort ihren Weg suchten und ihn fanden, bekannt und berühmt wurden“, schrieb er einleitend zur ersten Studie dieser Art. Sie erschien 1966 im „Ekkhart“ und war dem in Distelhausen an der Tauber geborenen Mannheimer Kunstschmied Josef Neuser gewidmet. Weitere biographische Würdigungen galten dem Namenforscher Edmund Nied aus Boxberg („Ekkhart“ 1968), dem Volkskundler Heiner Heimberger aus Adelsheim („Ekkhart“ 1970), dem Schwarzwaldmaler Julius Heffner aus Bretzingen („Ekkhart“ 1971) sowie dem Meteorologen Pater Ignaz Scherer aus Bretzingen (Artikelserie im August 1973 in den „Fränkischen Nachrichten“). Seit 1966 war Robert Hensle so auch ein treuer Mitarbeiter des Landesvereins „Badische Heimat“, für den er sich außerdem in der Ortsgruppe Mannheim engagierte. In den Lokalzeitungen des Frankenlandes brachte er gerne volks- und heimatkundliche Artikel, weil er damit ein noch größeres Publikum erreichte. Eine Bibliographie der Arbeiten von Robert Hensle hätte aber auch eine Reihe von Aufsätzen für berufliche Fachzeitschriften und Broschüren wie die über „Kunsthandwerkliche Metallarbeiten“ zu erfassen. Auch „Die Geschichte der Kraftfahrzeuginnung Mannheim“ brachte Hensle zum Druck, was hier wenigstens am Rande erwähnt sei, um an die Vielseitigkeit seines Schaffens zu erinnern.

Sein der Geschichte und Kultur des Frankensandes gewidmetes Wirken trat in ein neues Stadium, als ihn Bürgermeister Kurt Schmitter in Hardheim mit dem Neuaufbau des dortigen Heimatmuseums beauftragte, von dem aus der Vorkriegszeit nur noch kümmerliche Reste existierten. Um die gleiche Zeit wurden Erfeld und weitere Orte im Umkreis in die größere Marktgemeinde Hardheim eingegliedert, und so sah es Hensle mit Recht als seine Aufgabe an, nicht nur ein Orts-, sondern ein Landschaftsmuseum zu schaffen, in dem — neben der Handwerks- und Zunftgeschichte Hardheims — die bäuerliche Kultur des gesamten oberen Erftales dargestellt sein sollte. In dieser Auffassung bestärkte ihn der Verfasser dieser Zeilen als damaliger Leiter der Badischen Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br. anlässlich erster Vorgespräche: Hensle hielt stets mit der Fachwelt Verbindung und pflegte übrigens auch gute Beziehungen zum benachbarten Bezirksmuseum in Buchen bzw. zu dem Verein, der dieses Museum trägt, um von dorthier die Überzeugung zu gewinnen, daß die Museumsarbeit auch in Hardheim von einem Museumsverein wesentlich profitieren würde. Dessen Gründung erfolgte auf Hensles Initiative hin im Oktober 1972. Zugleich startete Hensle in den Ortsteilen Bretzingen, Erfeld, Gerichtstetten, Schweinberg und Rüdental sowie in Hardheim selbst eine Sammelaktion für Museumsgut und ging in den Erftaldörfern selber von Haus zu Haus, um bäuerliches Gerät und alten Hausrat für sein Museum zusammenzutragen, dem er den Namen „Heimat- und Landschaftsmuseum Erfatal“ gab. Auf großer Grundfläche im Dachgeschoß der ehemaligen Zehntscheuer in Hardheim wurde das Museum eingerichtet, und schon am 21. November 1973 konnte es eröffnet werden. Was die ersten Besucher zu sehen bekamen, war in der Hauptsache eine Dokumentation bäuerlicher Arbeit und Wirtschaft in vorindustrieller Zeit, wie sie kein Museum im weiteren Umkreis zu bieten hatte. Damit führte

sich das Hardheimer Museum sehr gut in die fränkische Museumslandschaft ein und regte dazu an, auch andernorts den Lebensgrundlagen der ländlichen Bevölkerungsmehrheit bei der Museumsarbeit mehr Beachtung zu schenken, als dies bisher der Fall gewesen war.

Nach seiner Eröffnung nahm das Museum indessen auch weiterhin Robert Hensle voll in Anspruch. Die Sammlungen wurden weiter ausgebaut und in stets noch verbesserter Form präsentiert, und es wurden Wechselausstellungen veranstaltet, u. a. eine solche zu Ehren des Malers Julius Heffner. Hensle war bestrebt, durch solche Ausstellungen die Besucher immer wieder neu ins Museum zu ziehen, und begeistert machte er auch mit, als Hardheim eine bedeutende Persönlichkeit für sich entdeckte: den Raumfahrtpionier Walter Hohmann (1880—1945). Derselbe war in Hardheim als Sohn eines zugezogenen Arztes geboren worden und hatte auswärts, u. a. in Essen, als Bauingenieur gewirkt. Als begabter Mathematiker hatte er sich seit 1914 mit astronomischen und ballistischen Studien befaßt und 1925 eine Schrift über „Die Erreichbarkeit der Himmelskörper“ veröffentlicht, die die technischen Möglichkeiten des Raumfluges darlegte und Hohmann zum theoretischen Bahnbrecher der Weltraumfahrt und der Weltraumforschung werden ließ. Im Raketenzeitalter beanspruchte Hardheim deshalb Walter Hohmann als großen Sohn der Gemeinde und rief zusammen mit dem Kuratorium „Der Mensch und der Weltraum e.V.“ spezielle „Walter-Hohmann-Tage“ ins Leben, an deren Gestaltung sich auch Robert Hensle beteiligte. Er erforschte und beschrieb Hohmanns Leben, Werk und Breitenwirkung, und bei den „Walter-Hohmann-Tagen“ 1974 überraschte er mit einer ständigen „Walter-Hohmann-Raumfahrt-Ausstellung“, die er mit Hilfe des Kuratoriums dem „Heimat- und Landschaftsmuseum Erfatal“ angegliedert hatte.

Für dieses Wirken wurde Robert Hensle 1984 eine besondere Ehrung zuteil. Die mit dem Kuratorium verbundene „Academica Cosmologica Nova“ verlieh ihm bei einer Festsitzung aus Anlaß des 90. Geburtstages des Raumfahrtpioniers Prof. Dr. Hermann Oberth in Nürnberg die Nicolaus-Copernicus-Medaille und nahm ihn als korrespondierendes Mitglied in ihre Reihen auf. In der Laudatio auf Hensle hieß es damals: „Für den Odenwaldkreis, besonders für den Gemeinde-Verbund Hardheim, wurde Robert Hensle zum Initiator und Mentor der Volkskunde und Heimatforschung. In Hardheim wurde der Raumfahrtpionier Walter Hohmann geboren (die Astronauten sagen noch heute, wir fliegen auf Kepler-Hohmann-Bahnen). Das brachte das Kuratorium mit Robert Hensle zusammen. Aus dieser Zusammenarbeit entstand das einzige deutsche Heimatmuseum mit instruktiver Weltraum-Abteilung von Peenemünde bis zum Flug in die Planetenräume. Robert Hensle verstand es, die bäuerliche und die bürgerliche Heimatgeschichte mit den Auswirkungen der Gedanken und Ideen eines großen Sohnes, nämlich Walter Hohmann, zu einem verbundenen Ausschnitt aus der Kulturgeschichte einer Landschaft zu vereinen. Weil ihm das gelang, weil er selbstlos dieses Beispiel pflegt und betreut, und weil er uns unermüdlich drängt, gemeinsam mit ihm noch mehr zu tun für die Auferstehung des Geistes von Walter Hohmann in seiner etwas vom großen Weltgetriebe abseits gelegenen Geburts-

heimat, deshalb verleihen wir ihm die Nicolaus-Copernicus-Medaille...“

An Ehrungen für Robert Hensle hatte es auch sonst nicht gefehlt. Für seine Verdienste um die Erforschung der Erfelder Heimatgeschichte war ihm 1970 die Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Erfeld verliehen worden, und 1982 hatte ihm der Landrat des Neckar-Odenwald-Kreises bei einem Festakt in Hardheim das Bundesverdienstkreuz am Band überreichen können. Robert Hensle hat sich über diese Ehrungen gefreut, doch sie nicht zum Anlaß genommen, sich auf dem Erreichten auszuruhen. Der Pensionär, der nun sein 80. Lebensjahr vollendet, ist vielmehr im „Unruhestand“ wie eh und je: voller Ideen und voller Tatendrang. Ein großes Werk hat er als nächstes noch abzuschließen: eine Heimatgeschichte von Hardheim, die er seit 1982 zusammen mit Hardheimer Helfern und Mitautoren in Angriff genommen hat, so schwer es auch war, damit den Anfang zu machen. Man darf auf dieses Buch gespannt sein, und man darf hoffen, daß Robert Hensle auch sonst noch so manchen lehrreichen Aufsatz und interessanten Artikel schreiben wird, um sie einem Werk hinzuzufügen, ohne das die landschaftsbezogene Geschichtsforschung und Volkskunde ärmer wären. Es begleiten ihn dabei die guten Wünsche aller, die ihn kennen und die ihn auch als offenen, stets freundlichen und hilfsbereiten Menschen schätzen gelernt haben.

## VI. Besprechungen

# Heimatgeschichtliche und heimatkundliche Jahrbücher im Kraichgau

Heinrich Hauß, Karlsruhe

Leider ist es der „Badischen Heimat“ nicht gelungen, für dieses Heft eine „Kraichgau-Bibliographie“ zusammenzustellen, obwohl gerade dies eine Aufgabe wäre, die der informativen und heimatkundlich zusammenfassenden Tendenz der Hefte der BH angemessen wäre. Deshalb soll in diesem Heft wenigstens hingewiesen werden auf die periodischen Publikationen von Heimatvereinen oder Stadtverwaltungen im Gebiet des Kraichgau. Es ist erstaunlich, welche publizistisch kontinuierliche Aktivitäten der Kraichgau mit seinen Städten Sinsheim, Bruchsal, Eppingen und Bretten in der Randlage seit den sechziger Jahren entfaltet hat. Seit 1956 erscheint das „Brettener Jahrbuch“, seit 1968 das „Kraichgau-Jahrbuch, 1982 schloß sich Eppingen mit seinen „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung“ an. Zuvor sei für den am Kraichgau interessierten Leser noch hingewiesen auf die Veröffentlichungen, die sich mit dem Kraichgau als Landschaft „zwischen Odenwald und Schwarzwald“ in Wort, Bild und in kartographischer Hinsicht beschäftigen:

Das Bändchen „**Der Kraichgau**“ der Langewieschen-Bücherei von Hugo Hagn und Aufnahmen von H. Krause-Wilklenberg aus dem Jahre 1960 ist wohl nur noch in Antiquariaten erhältlich. Im Jahre 1974 brachte Heinz Bischof den Bildband „**Der Kraichgau**“ heraus. Er ist im Badenia Verlag, Karlsruhe, erschienen, die Zeichnungen stammen von Richard Bellm. Beim RV Reise- und Verkehrsverlag ist vor kurzem eine „**Rad- und Wanderkarte**“ des Kraichgau erschienen, die begleitenden Worte schrieb Willy Bickel. Schließlich erschien in der HB-Bildatlas-Reihe als Band 44 „**Kraichgau — Nördlicher Schwarzwald**“. Die „Fremdenverkehrsgemeinschaft Erholungsgebiet Kraichgau e. V.“ hat einen ansprechenden Prospekt unter dem Titel „**Kraichgau — Gastliches Weinland zwischen Neckar und Rhein**“ herausgebracht (Lönsstr. 6, 7535 Königsbach-Stein).

**Brettener Jahrbücher für Kultur und Geschichte**, hg. von der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins „Badische Heimat“, Schriftleitung: Willy Bickel, Postweg 47, 7518 Bretten. Bisher sind 6 Jahrbücher erschienen (I. 1956, II. 1960, III. 1964/65, IV. 1967, V. 1972/73, VI. 1983/84).

Die „Brettener Jahrbücher für Kultur und Geschichte“ wurden im Jahr 1956 als Ersatz für die bis 1952 als Beilage zur Tageszeitung erschienene Monatsschrift „Der Pfeifferturm“ ins Leben gerufen. Von 1956 bis 1972 erschien das Jahrbuch durchschnittlich in einem Vierjahresrhythmus. Da die von der Stadt Bretten herausgegebene Reihe „*Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen*“ mit Darstellungen zu Stadtteilen wie Bauerbach (Bd. 4 — O. u. W. Bickel, Bauerbach — Vom Reichsdorf zum Brettener Stadtteil, 1978), Dürrenbüchig (Bd. 5, O. Bickel, Vom Vogteihof zum Brettener Stadtteil, 1978), Ruit (Bd. 6, E. Schneider, Geschichte und Gegenwart des Brettener Stadtteils Ruit 1978) und Sprantal (Bd. 7, E. Schneider, Sprantal — ein Brettener Stadtteil im Wandel der Jahrhunderte, 1983) eine „erhebliche Kapazität und Aufwendungen an Zeit und Geld erfordert haben“, ist die Reihe der Brettener Jahrbücher in dieser Zeit notwendigerweise in den Hintergrund getreten. So erklärt sich der elf Jahre umfassende Abstand von Jahrbuch V zu Jahrbuch VI im Jahre 1983/84.

## Brettener Jahrbuch

1983/84



Schwerpunkte des V. Bandes der Jahrbücher bilden Aufsätze zu Frühgeschichte (H.-P. Kraft, Neue archäologische Funde in und um Bretten, S. 115 ff.), Fachwerkhäuser (E. Huxhold, Fachwerkhäuser der Großen Kreisstadt Bretten, S. 7 ff. mit 36 fast durchgehend ganzseitigen Photos), Waldwirtschaft (G. Mayer, Wald und Waldwirtschaft in Bretten, S. 89), Medizinal-Familien und Wirtschaftsgeschichte (W. Bickel, Die alte Apotheke am Markt zu Bretten und ihre Inhaber, S. 121 ff.) und die „Huldigung des pfälzischen Oberamts Bretten für den Pfalzgrafen Ottheinrich 1556/58“ von O. Bickel. Nachahmenswert ist die Zusammenstellung der im Bereich der Großen Kreisstadt vorkommenden Brutvögel von H. H. Potel nach Vorarbeiten des verstorbenen H. v. d. Heydt. Besonders erwähnenswert ist, daß sich das Jahrbuch 1983/84 mit dem Bericht von E. Schallhorn zu „Stadtgeographische Untersuchungen in Bretten“ (S. 203 ff.) der heimatkundlichen Arbeit in der Schule annimmt. Schallhorn berichtet von den Ergebnissen einer Arbeitsgemeinschaft Erdkunde am Melanchthongymnasium, die sich mit dem Thema „Wohngebiete in Bretten — Strukturen, Funktionen, Veränderungen“ beschäftigte. Heimatverbundenheit wurde hier ganz konkret und „körperlich“ festgemacht an der Kenntnis des „Baukörpers“ der Stadt.

Zur Übersicht fügen wir eine Liste der Aufsätze des Bandes VI, 1983/84 und eine Inhaltsübersicht der Bände I—V (1956—1972/73) an.

Aufsätze des Bd. VI, 1983/84:

	Seite
1. Prof. Dr. Ing. Erwin Huxhold: Fachwerkhäuser der Großen Kreisstadt Bretten — Denkmäler dieser Stadt —	7
2. Dipl. Ing. Gunter Lange: Die Altstadtsanierung in Bretten	57
3. Otto Bickel: Die Huldigung des pfälzischen Oberamtes Bretten für den Pfalzgrafen Ottheinrich 1556/58	71
4. Gerhard Mayer: Wälder und Waldwirtschaft in Bretten — Streiflichter aus 3 Jahrhunderten —	89
5. Dr. Hans-Peter Kraft: Neue archäologische Funde in und um Bretten	115
6. Willy Bickel: Die alte Apotheke am Markt zu Bretten und ihre Inhaber — Ein Beitrag zur Medizinal-Familien- und Wirtschaftsgeschichte Brettens —	121
7. D. Dr. Otto Beuttenmüller: Bretten war einst Lebkuchenstadt	149
8. Klaus Schmich: Nostradamus und Bretten	155
9. Helmut Feil: Das Melanchthonhaus und seine Restaurierung	159
10. Fritz Betsch: Die Betsche aus Graubünden/Schweiz und ihre Ausbreitung im Raum Bretten	163
11. D. Dr. Otto Beuttenmüller: Eine interessante Abstammungslinie: Vom Gölshäuser Pfarrer Weiß zum künftigen Bundespräsidenten Richard v. Weizsäcker	171
12. Otto Bickel: Brettener Vereine vor 100 Jahren	175
13. Franz Gehring: Europa-Inschrift als Chronogramm am Bauerbacher Pfarrhaus	183
14. Willy Bickel: Zur Baugeschichte des Pfarrhauses in Bauerbach	185
15. Dr. Hans H. Potel: Die Brutvögel im Bereich der Großen Kreisstadt Bretten	189
16. Dr. Eberhard Schallhorn: Stadtgeographische Untersuchungen in Bretten als Beitrag zum heimatkundlichen Unterricht in der Schule	203
17. Hermann Hellmann: Erinnerungen „aus der guten alten Zeit“ — Ernstes und Heiteres seit der Jahrhundertwende —	213
18. Friedrich Zonsius †: Brettener Hundle als Exportartikel — Mundartgedicht —	222
19. Herbert Vogler: Die Einwohner von Gölshausen zwischen 1562 und 1700	223
20. Ernst Scheuble †: Volkskundliche Betrachtungen eines deutschen Landsers im Osten	243
21. Gedenkblätter: G. Ginter, H. Jäger, H. v. d. Heydt, A. Köbele	245
22. Buchbesprechungen und Hinweise auf neuere heimatkundliche und heimatgeschichtliche Veröffentlichungen	251

## Inhalt der Brettener Jahrbücher Nr. I. bis V.

### Jahrbuch Nr. 1 1956:

- Rudolf Groll: Grundzüge zur Geschichte Brettens bis 1689  
Herbert Martin: Die Wirtschaft der Stadt Bretten in Vergangenheit und Gegenwart  
Willy Bickel: Die Flurnamen und ihre Bedeutung für die Heimatgeschichte  
Georg Urban: Des Faufs zu Brethheim, Johann von Eltz, gewalttätiger Einfall in den Flecken Staffort 1598  
Otto Bickel: Die Rinklinger Talmühle — Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Kraichgaus  
Elfriede Letterer: Ein Beitrag zur Brettener Mundart  
Gottfried Ginter: Die Heimat in Sage und Schwank

### Jahrbuch Nr. 2 1960:

- Rudolf Groll: Der orleanische Krieg und die Zerstörung Brettens 1689  
Wolfgang Martin: Der Kraichgau in der Karolingerzeit  
Dr. Friedrich Wielandt: Münzwesen und Münzprägung zu Bretten in alter Zeit  
Hermann Erbacher: Philipp Melanchthon, Mann und Werk  
Otto Bickel: Wolffhard Heinrich Möller und seine Zeit — Ein Rinklinger Pfarrer und Diakon in Bretten 1680—1735  
Otto Bickel: Scharfrichter im Oberamt Bretten  
Dr. O. Beutenmüller: Heimatgeschichtliche Literatur in der Städt. Sammlung  
Gottfried Ginter: Die Heimat in Sage und Schwank  
Hermann v. d. Heydt: Seltene und geschützte Pflanzen unserer engeren Heimat  
Willy Bickel: Notizen zur Zeitgeschichte 1945—1950  
Otto Bickel: Sind Tagebücher noch zeitgemäß?

### Jahrbuch Nr. 3 1964/65:

- Willy Bickel: Bretten als Verwaltungs-, Kultur- u. Wirtschaftszentrum im Kraichgau  
Wolfgang Martin: Umfang und Wesen des Kraichgaus im hohen Mittelalter  
Heinz Schuchmann: Einwanderung der Schweizer in das ehemalige kurpfälzische Oberamt Bretten nach dem 30jährigen Krieg  
Julius Fr. Kastner: Zur Geschichte des Schwarzerdhofes bei Bretten  
Otto Bickel: Die Auswanderungen aus Bretten und Umgebung im 19. Jahrhundert  
Heinrich Jäger: Freilegung von Siedlungsresten aus der Römerzeit auf Gemarkung Bretten  
Rudolf Herzer: Splitter zur Geschichte der Kraichgaustädte Bretten und Gochsheim  
Rudolf Gugenmuß†: S' Brettener Hundle (aus schwäbischer Sicht) in mundartlichen Reimen  
Wilhelm Sprengel: Alte und neue nachbarschaftliche Beziehungen zwischen Bretten und Gondelsheim  
Klaus Hofmann: Philipp Melanchthons Musikauffassung und musikgeschichtliche Bedeutung  
Gottfried Ginter: Bretten als Eisenbahnknotenpunkt  
Hermann v. d. Heydt: Naturschutz und Naturdenkmale auf Gemarkung Bretten  
Otto Bickel: Dringende volks- und heimatkundliche Aufgaben, die auf ihre Bearbeitung warten  
Gottfried Ginter: Die Heimat in Sage und Schwank

### Jahrbuch Nr. 4 1967:

- Dr. Albrecht Dauber: Aus der Vorgeschichte der Gemarkung Bretten  
D. Dr. O. Beutenmüller: Zeittafel zur Geschichte Brettens  
Dr. Alfons Schäfer: Die erste Erwähnung Brettens am 7. 5. 767 im Lorscher Kodex  
Dr. Alfons Schäfer: Wann ist Bretten Markt und Stadt geworden?  
Otto Bickel: Streifzug durch die Geschichte der Bevölkerung des Kraichgaues  
Prof. Adolf Schuhmacher: Bretten, Gesicht einer Stadt — Entwicklung, Planung und Aufbau —  
Georg Urban: Bretten unter Kurfürst Ottheinrich, der die Reformation in Kurpfalz einführte  
Dr. Herbert Meyer: Schiller in Bretten

- Wolfgang Martin: Umfang und Wesen des Kraichgaus im späten Mittelalter  
 Willy Bickel: Historische Stadtbilder von Bretten  
 Wilhelm Mauer: Die kaiserliche Thurn und Taxis'sche Reichspost in Bretten  
 D. Dr. O. Beuttenmüller: Brettener Bürgersiegel  
 Klaus Schmich: Römerstraßen im Kraichgau  
 Julius Fr. Kastner: Das ehemalige kurpfälzische Oberamt u. badische Bezirksamt Bretten  
 Otto Bickel: Kleidermoden, Trachten und Uniformen von der Germanenzeit bis zur Kraichgauer Tracht  
 Wilhelm Bleier: Auswanderer und Ansiedler in der Kapp-Provinz Südafrikas aus Kraichgau und Neckartal  
 Friedrich Köllisch: Wer war 1812 dabei?  
 Gottfried Ginter: Aus der Geschichte der Brettener Schulen  
 Willy Bickel: Zur Heimatforschung und Heimatpflege in und um Bretten

**Jahrbuch Nr. 5 1972/73**

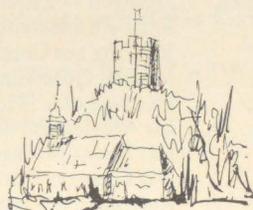
- Otto Bickel: Die Landwirtschaft im 18. Jahrhundert, besonders im pfälzischen Oberamt Bretten  
 Dr. K. Hillenbrand: Ziegler und Ziegel in unserer Heimat  
 Prof. A. Schuhmacher: Bretten, Gesicht einer Stadt — in Zeichnungen, im Modell, im Gedicht und archivalisch — mit einem Gedicht von Georg Lau, Stuttgart  
 Heinrich Schultheiß: Ein Beitrag zur Grundriß- und Bevölkerungsentwicklung von Bretten in Karte und Diagramm  
 D. Dr. O. Beuttenmüller: Die Vögte im früheren Oberamt Bretten  
 Friedrich Sinziger: Aus der Postgeschichte der Stadt Bretten  
 Wilhelm Mauer: Die Posthaltereien am alten Postweg zwischen Bretten und Rheinhausen-Speyer  
 Willy Bickel: Brettener Gastherbergen, Wirtschaften u. Wirte in 5 Jahrhunderten — Beitrag zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Brettens —  
 Gerhard Aßfahl: Aus dem 30jährigen Krieg: Das Jahr 1632 im Kraichgau und Bruhrain und in angrenzenden Gebieten  
 Dr. Ludwig Böer: Die Pfarrkirche St. Peter in Bretten-Bauerbach  
 Rudolf Herzer: Warum man im Jahr 1599 den Schultheißen Georg Benz von Gölshausen in Bretten in Verstrickungshaft legte  
 Karl Weisert: Von der alten Knittlinger Lateinschule  
 Hermann Hellmann: Von Sitten und Bräuchen, Volks- und Aberglauben in und um Bretten  
 Philipp Neubrand: Frühling im Kraichgau — Gedicht  
 Alfred Melter: Leopold Feigenbutz, ein Flehinger Lehrer und Heimatforscher  
 Willy Bickel: Prof. Dr. Friedrich Metz zum Gedenken

Kraichgau — Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung hg. vom Heimatverein Kraichgau unter Förderung der Stiftung Kraichgau. Anschrift der Geschäftsstelle des Heimatvereins Kraichgau e. V.: Hirtenwiesenstr. 4, 6906 Leimen Stadt, Folge 7, 1981, Folge 8, 1983.

# KRAICHGAU

## Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung

Die heute unter dem Namen „Kraichgau — Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung“ im Abstand von zwei Jahren herausgebrachte Publikation ist entstanden aus den „Beiträgen zur Heimatforschung im Landkreis Sinsheim; die erste Folge dieser Jahrbücher erschien 1968. Im Jahre 1965 hatte der Landrat Dr. Herrmann zu einer Sitzung mit Heimatkundlern eingeladen, Ziel war die Gründung eines „heimatkundlichen Arbeitskreises im Landkreis Sinsheim“. Im gleichen Jahre erhielt ein Redaktionsausschuß den Auftrag, eine periodisch erscheinende Schrift vorzubereiten. Die finanzielle Sicherung des Jahrbuches wurde durch eine Stiftung des Landkreises Sinsheim bewerkstelligt. „Eine schnelle, weitblickende Initiative vollbrachte die nahtlose Erweiterung der Heimatforschung im Landkreis Sinsheim zur Landschaft und Heimatforschung des gesamten Kraichgau.“



Nachdem die Gebietsreform neue politisch-administrative Verhältnisse geschaffen hatte, wurde am 8. Juli 1972 der „Heimatverein Kraichgau“ gegründet. Im Jahre 1983 konnte der Heimatverein die 8. Folge des Jahrbuches vorlegen. Folgen wir dem Bericht von Adolf Gängel† anlässlich des 10. Jahrestages des Bestehens des Heimatvereins (Folge 8, 83, S. 207—212), so war es „natürlich nicht immer leicht, das Gefälle in dieser Landschaft zu überwinden, wie es sich nach der Gemeindereform abzeichnete“. „Man weiß, daß der

**Folge 8**  
**1983**

**Herausgegeben vom  
Heimatverein Kraichgau unter Förderung  
der Stiftung „Kraichgau“**

südliche Kraichgau mit Bretten als Mittelpunkt ein starkes Selbstbewußtsein aufgrund eigener Leistungen besitzt. Um so beachtlicher ist es, daß der Heimatverein Kraichgau stets die zentrale Bedeutung Sinsheims erkannt und die Mitte der Landschaft, den Steinsberg, zu seinem Symbol gewählt hat.“ So sieht auch der Heimatverein nach der Gebietsreform seine Hauptaufgabe darin, den Belangen des ganzen Kraichgau zu dienen. Diesem Anliegen dienen besonders die Berichte zur Heimatforschung und Heimatpflege im südlichen Kraichgau (Edmund Kiehle, Folge 7, 1981, S. 247—253; Willy Bickel, Folge 8, 1983, S. 198—203) südöstlicher Kraichgau (Edmund Kiehle, Folge 7, 1981, S. 254—258) westlicher Kraichgau (Heinz Teichert, Folge 7, 1981, S. 259) und „Vom westlichen zum nördlichen Kraichgau“ (Heinz Teichert, Folge 8, 1983, S. 203—206). Neben den Beiträgen bringt der Verein vierteljährlich „Informationen für Mitglieder und Freunde“ heraus und hat damit die Möglichkeit, über das aktuelle Vereinsgeschehen zu berichten und die Jahrbücher ganz dem „bunten Kaleidoskop über Land und Leute aus dem Kraichgau“ mit historischen, kulturellen, literarisch, biographischen und volkskundlichen Themen zu widmen. Zu abgeschlossenen Themen, deren Umfang für eine Veröffentlichung in den Jahrbüchern zu umfangreich sind, bringt der Verein Sonderdrucke heraus. Bisher liegen vor: „Dieter und Ravan Göler von Ravensburg, Die Göler von Ravensburg, 1979; Hermann Humberger, Volksmund im Land am Steinsberg, 1980; Diefenbacher/Pfister/Hotz, Die Schweizer Einwanderung in den Kraichgau, 1983.

## Inhalt der Folge 8, 1983

- Heinz Teichert, Zur Einführung, S. 6  
Karl Serden, Als der Motor streikte, S. 9  
Oswald Zehe, Minnesänger des Kraichgaus, S. 11  
Oswald Zehe, Das Symbol des Wappenrabens, S. 26  
G. Fouquet, Das Schloßarchiv Schatthausen, S. 29  
Wolfg. v. Moers-Messmer, Der Mensch von Mauer und der Mensch von Steinheim, S. 37  
Hubert Pfisterer, De Urweltfund odder Karl der Erschte, S. 56  
Heinz Teichert, Wie der Steinsfurter Gigantenreiter gerettet wurde, S. 60  
Franz Gehrig, Der Bruhrain, seine Landfaute und andere Amtmänner, S. 73  
Bernd Röcker, Reichsritterschaft und Reformation, S. 89  
Hans Leopold Zollner, Ettligen — Esslingen — Gemmingen (Irenicus), S. 107  
Doris Ebert, Elisabeth Silbereisen, S. 112  
Ludwig Böer, Joß Fritz aus Untergrombach, S. 117  
Reinhard Hauke, Mathias Quad von Kinckelbach, S. 123  
Arthur Hochwarth, Der Freihof in Wiesloch, S. 131  
Rolf Dieter Opel, Die Mühlen und die Müller in Mühlhausen und Rotenberg, S. 147  
Ludwig Metz, Das Elsenz-Neckar-Hochwasser vor 200 Jahren, S. 158  
Karl Wieser, Das Eppinger Patriziergeschlecht Diemar, S. 163  
H. H. Bracker, Kolonisten aus dem Kraichgau im Herzogtum Schleswig, S. 167  
Marliese Klingmann, Auswonerer, S. 169  
Hans Leopold Zollner, Dem Erbe Weinbrenners verpflichtet, S. 171  
Gernot Umminger, Johannes Künzig zum Gedenken, S. 173  
Martha Ambiel, Wie's früher war!, S. 180  
Roland Heinzmann, Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete im Kraichgau, S. 183  
Roland Heinzmann, Denkanstöße zur inhaltlichen Neufassung des Begriffs „Landschaftspflege“, S. 195  
Willy Bickel, Zur Heimatforschung und Heimatpflege im südlichen Kraichgau, S. 198  
Heinz Teichert, Vom westlichen zum nördlichen Kraichgau, S. 203  
Adolf Gängel, Ansprache anlässlich der Feier zum 10jährigen Bestehen des Heimatvereins Kraichgau am 8. Juli 1982, S. 207
- Was uns verbindet
1. Margarete Dagies, Joseph Benedikt von Eichendorff, S. 213
  2. Margarete Dagies, Das Käthchen von Rohrbach und der schlesische Dichter, S. 215
  3. Dieter Neuer, Nikolaus Lenau und Heidelberg, S. 217
- Roland Heinzmann, Heinz Teichert zum 77. Geburtstag, S. 220

## Inhalt der Folge 7, 1981

- Edmund Kiehle, Kraichgaukarte, S. 6  
Heinz Teichert, Zur Einführung, S. 7  
Barbara Schmidt, Wirtshausschilder im Kraichgau, S. 9  
Hermann Lau, Dühren 1600 bis 1900, S. 29  
Dietrich Lutz, Erste Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen der ehemals ellwangischen Propstei Wiesenbach, S. 41  
A. Bedal/W. Metzger, Ein Freilichtmuseum für Nordbaden?, S. 61  
Edmund Kiehle, Hausbau im Unterland, S. 103  
Klaus W. Töniges, Neue geologische Erkenntnisse vom Steinsberg, S. 123  
Hans-Peter Kraft, Der Kraichgau, ein fundarmes Gebiet?, S. 135  
Helmut Eckert, Der Fluchtversuch des Kronprinzen Friedrich von Preußen in Steinsfurt am 5. August 1730, S. 139  
Ludwig Vögely, Der französische Kuckuck, S. 151  
Oswald Zehe, Alte Kult- und Kulturdenkmale, S. 165  
Artur Hochwarth, Die Baugeschichte der Pankratiuskapelle in Altwiesloch, S. 170  
Ludwig Merz, Durch das Karlstor in den Kraichgau, S. 177  
Heinrich Neudeck, Lobbach Lobenfeld, Von der Klostermühle, S. 187

Josef Hartlieb,	Was sagen die alten Akten über die 3 Kreuzsteine im Wald zu Östringen aus?, S. 190
Franz Gehrig,	Notfeuer bei Tierseuchen, Osterfeuer, S. 192
Franz Gehrig,	Ofenplatten von Kastenöfen, S. 197
A. Willaschek/F. Raap,	Ein weltbekannter Botaniker: Prof. K. H. Zahn, S. 203
Karl Banghard,	Gerechtigkeit — Phantom des Franz von Sickingen, S. 213
Bernd Röcker,	Friedrich Hecker — zum 100. Todestag, S. 219
Inge Frese,	In memoriam Ernst Wahle, S. 231
H. Benz/H. Bräumer,	Die Juden in Neckarbischofsheim, S. 233
Heinz Teichert,	Zur Geschichte des Judenfriedhofs im Mühlbergwald, S. 240
Karl Kollnig,	Baden im 19. Jahrhundert, S. 243
Adolf Eiseler,	Barock in Baden-Württemberg, S. 245
Willy Bickel,	Zur Heimatforschung und Heimatpflege im südlichen Kraichgau, S. 247
Edmund Kiehnle,	Südöstlicher Kraichgau, S. 254
Heinz Teichert,	Westlicher Kraichgau, Bruhrain, unteres Elsenzthal, S. 259
Karl Kollnig,	25 Jahre Metzlerkreis, S. 260
Inge Frese,	Friedrich Wielandt zum 75. Geburtstag, S. 261
Adolf Gängel,	Blick über den Zaun, S. 262



Aufsätze des I. Bandes (1979):

- Edmund Kiehnlé: Vom Ursprung der Stadt Eppingen bis zum Ende der Kurpfalz, S. 10  
Manfred Pfefferle: Die vorgeschichtliche Besiedlung der Eppinger Gemarkung, S. 20  
Kurt Zittel: Die Pfälzer Chronik anno 1692 und Eppingen, S. 24  
Franz Gehrig: Allerhand Chroniken und der angebliche Kirchenbau um 630, S. 26  
Edmund Kiehnlé: Der Ottilienberg zu Eppingen, S. 35  
Franz Gehrig: Vom Königshof zur staufischen Reichsstadt, S. 49  
Bernd Röcker: Der „Pfaffe“ Anton Eisenhut und der Bauernkrieg im Kraichgau, S. 63  
Edmund Kiehnlé: Der Kreuzstein am Speyerer Weg, S. 73  
Franz Gehrig: Die Eppinger Stadttore, S. 76  
Edmund Kiehnlé: Eppingen bei Merian und in anderen alten Darstellungen, S. 82  
Adolf Neureuther †: Die Hartmann'sche Stiftung von 1512, S. 93  
Bernd Röcker: Magister Leonhard Engelhart, Rektor der Lateinschule Eppingen 1550—1562, S. 103  
Edmund Kiehnlé: Eppingens „Alte Universität“, S. 114  
Franz Gehrig: Eppinger Bürgersiegel, S. 123  
Edmund Kiehnlé: Wie Eppingen im Dreißigjährigen Krieg gerettet wurde, S. 136  
Karl Türck: Der Gemarkungs-Grenz-Atlas anno 1729, S. 138  
Elfriede Stelter: Die „Churpfälzischen Bedienten“ anno 1729, S. 147  
Edmund Kiehnlé: Modellhäuser in Eppingen, S. 148  
Peter Barth: Hundert Jahre Kraichgaubahn, S. 155  
Fritz Luz: Hermann Gebhard zum 100. Geburtstag und zum 50. Todestag, S. 161  
Edmund Kiehnlé: Epping (Essex), S. 164

Aufsätze des II. Bandes (1982):

- Manfred Pfefferle: Vor- und frühgeschichtliche Funde der letzten Jahre auf Eppinger Gemarkung, S. 11  
Karl Dettling: Die Entdeckung einer alten Römerstraße — Zur Situation der römischen Forschungen im Stadtgebiet Eppingen, S. 18  
Franz Gehrig: Die Ämter der Stadt Eppingen und ihre Inhaber, S. 24  
Dr. Reinhold Bührlen: Die Freiherren von Gemmingen, S. 41  
Franz Gehrig: Die „Ratsschänke“ — Das älteste Haus im Elsenzgau, S. 48  
Karl Dettling: „... durch die mark der drier fruchte ...“ Flurgang durch Eppinger Gemarkungen anhand einer alten Urkunde, S. 51  
Reinhard Hauke: Eppinger Studenten an deutschen Universitäten (1348—1648), S. 60  
Reinhard Ihle: Das Wasserschloß in Adelshofen, S. 74  
Bernd Röcker: Magister Konrad Költer — Ein Eppinger Schulmeister als Wegbereiter des Humanismus in der Reichsstadt Heilbronn, S. 80  
Johannes Hauser: Die Fresken in der Martinskirche Kleingartach, S. 92  
Franz Gehrig: Zur Geschichte des Weinbaus in Elsenz, S. 100  
Edmund Kiehnlé: Das „Baumann'sche Haus“ zu Eppingen, S. 102  
Frank Dähling: Von Schlüsseln, Schließmechanismen und Beschlägen aus alter Zeit, S. 107  
Karl Wieser: Eppingen im Dreißigjährigen Krieg, S. 118  
Franz Gehrig: Jagdleidenschaft in Eppingen, S. 121  
Helmut Binder: Eppinger Eichenstämmen für das Heidelberger Faß — „Jeder Stamm vor zwey Gulden“, S. 128  
Doris Demel/Bernd Röcker: Der französische Reichsbaron Joh. Christian Kuhmann — Biographisches zur Hauptfigur einer Kalendergeschichte Hebels, S. 132  
Franz Gehrig: Warum Eppingen keinen Marktplatzbrunnen mehr hat, S. 138  
Dietrich Duhm: Die Richener Kirchen, S. 140  
Edmund Kiehnlé: Schloß Schomberg bei Eppingen, S. 142  
Karl Türck: Zur Geschichte der städtischen Mühlen, S. 146  
Dietrich Duhm: Das Backhaus in Richen, S. 153  
Frank Dähling: Namen, Zahlen und Zeichen auf alten Malterssäcken, S. 155  
Karl Tubach: Der Volksaufstand im Revolutionsjahr 1848 in Sulzfeld — Ursachen, Verlauf und Prozesse gegen die Beteiligten, S. 160  
Bernd Röcker: Gustav Rupp — ein Pionier auf dem Gebiet der Lebensmittelchemie. Im Anhang Stamm-  
baum, erstellt von Klaus Rupp, S. 174

Fritz Luz: Ein Eppinger übersetzte die Bibel in die Balisprache — Ein Abriß des Lebens des Missionars Adolf Vielhauer. Im Anhang: Feriensommer 1899 in Eppingen. Aus dem Jugendtagebuch A. Vielhauers, S. 179

Michael Ertz: Adolf Vielhauer als Missionar, Theologe und Bibelübersetzer, S. 188

Bernd Röcker: Brandkatastrophen in Eppingen im 19. Jahrhundert, S. 196

Edmund Kiehnle: Eppingen 1803—1933, S. 203

Karl Türck / Anna Katharine Stroh (†): „Töpfer von der Pike auf“. Zur Erinnerung an ein ausgestorbenes Eppinger Handwerk, S. 227

Karl Wieser: Die Besetzung der Stadt Eppingen im April 1945 durch französische Truppen — Erinnerungen an eine schwere Zeit, S. 232

**Kraichtal Jahrbuch**, hg. von der Stadtverwaltung Kraichtal, Redaktion G. Kunz, 1. Ausgabe 1974, 2. Ausgabe 1978

Das Kraichtal Jahrbuch, das 1974 erstmals erschien, wird im Gegensatz zu den anderen Jahrbüchern des Kraichgau nicht von einem Verein, sondern von der Stadtverwaltung Kraichtal herausgegeben und hat die Aufgabe, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger der Gemeinden zu stärken, die nach der Gebietsreform „zusammengewürfelt“ (2. Ausgabe, 1978) wurden. So versuchen die Jahrbücher einen „Querschnitt durch das kommunale, kulturelle und wirtschaftliche Geschehen der Stadt“ zu geben (2. Ausgabe 1978: erster Teil: Kommunalpolitik, S. 11—40; zweiter Teil: Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft, S. 41—63; dritter Teil: Öffentliche Einrichtungen und Infrastruktur, S. 64—77). Den Berichten der vielfältigen Vereine der einzelnen Stadtteile wird breiter Raum in der Chronik zugestanden (1. Ausgabe 1974, S. 76—98, 2. Ausgabe 1978, S. 78—123). Die Kraichtal Jahrbücher haben bisher jeweils ein heimatgeschichtliches Ereignis zum Anlaß der Herausgabe genommen, so 1974 die Wiederindienstnahme des früheren Ebersteinschen Schlosses, 1978 die Renovierung des Gemeindebackhauses in Gochsheim („Das Bäckereimuseum im Stadtteil Gochsheim“, 2. Ausgabe 1978, S. 9—10). Für den Heimatfreund sind über die kommunalen Anliegen hinaus besonders informativ die Aufsätze zu „Kraichtal und seine Stadtteile“ (Unteröwisheim) von Kurt Stuhlmüller (I, 74, S. 12—16), „Kraichtal und seine Baudenkmäler — Die Geschichten über die Gochsheimer Burg und Schlösser“ von R. Herzer (I, 74, S. 30—41) und die „Zeittafel zur Geschichte der Stadt Kraichtal und ihrer Stadtteile“ (II, 78, S. 158—178).



# Buchbesprechungen

**HB Bildatlas Kraichgau — Nördlicher Schwarzwald.** 97 S., Hamburg 1984, DM 8,80.

Heft 44 der bekannten Reihe vermittelt mit recht guten Bildern und einem „Autoatlas“ (eine Übersichtskarte 1:400 000, acht Karten 1:100 000 zu den einzelnen Abschnitten) Anreize zum Besuch des Kraichgaus und des Gebietes um Karlsruhe, Rastatt, Pforzheim. In den Kapiteln „Wo gibt es was?“ findet der Leser Hinweise auf Geschichte, Sehenswürdigkeiten, Freizeiteinrichtungen usw. der wichtigsten Orte; die Nennung von Restaurants erscheint willkürlich.

Einzelne Irrtümer (z.B. Erwähnung eines nicht vorhandenen Weinlehrpfades, Verlegung des Karlsruher „Dörfle“ in den Schloßbereich) sei den verantwortlichen Nordlichtern verziehen.

Alles in allem ist das Ziel erreicht, dem Reisenden einen allgemeinen Überblick und erste Orientierungshilfe zu geben.

Der Kraichgaufreund bedauert, daß nicht das ganze Heft dem Kraichgau vorbehalten blieb.

## Rad- und Wanderkarte Kraichgau

Die Fremdenverkehrsgemeinschaft Erholungsgebiet Kraichgau hat die neu aufgelegte, erweiterte und auf den neuesten Stand gebrachte Rad- und Wanderkarte Kraichgau vorgelegt. Diese Karte, Maßstab 1:50 000, entspricht allen Anforderungen, die der Reisende und Wanderer an eine solche stellt. Räumlich deckt sie den Kraichgau vollkommen ab; sie reicht im Norden von Wiesloch bis nach Mühlacker im Süden, die Linie Speyer — Karlsruhe bildet die Westgrenze, im Osten grenzen Gemmingen und Pfaffenhofen das Gebiet ab. Die Karte enthält außer den Rad- und Wanderwegen Hinweise auf touristische Anziehungspunkte (z.B. Burgen, Kirchen, Klöster, Aussichtspunkte usw.) und die vielfachen und reichen Freizeiteinrichtungen, welche die Bemühungen des Kraichgaus, ein Ferienland zu werden, widerspiegeln. Die topographisch gut gestaltete Karte zeigt den Reichtum des Kraichgaues an Feldern, Wiesen, Wäldern und Weinbergen. Ausgezeichnet sind die ausgewählten Bilder auf der Rückseite, Perlen der Landschaft. Sie werden hervorragend ergänzt durch den Text von Willy Bickel „Kleine Lektion über den Kraichgau“. Dem Autor, ein treuer Sachwalter des Kraichgaus, ist es gelungen, diese lie-

benswerte Landschaft mit ihrer reichen Geschichte und hohen kulturellen Werten dem Leser nahe zu bringen.

Rad- und Wanderkarte Kraichgau, RV Reise- und Verkehrsverlag Stuttgart, 6,80 DM.

L. Vögely

**Schweizer Einwanderer in den Kraichgau nach dem Dreißigjährigen Krieg mit ausgewählter Ortsliteratur.** Hrsg. von Karl Diefenbacher, Hans Ulrich Pfister, Kurt H. Hotz unter Verwendung und Überarbeitung von Namenssammlungen Friedrich Zumbachs, Heinz Schuchmanns und anderer. Ladenburg: 1983 Frank-Offsetdruck. 296 S., DM 18,—

Privatdruck. Bestellungen (Deutschland) bei dem Heimatverein Kraichgau e. V., Hirtenwiesenstraße 14, D-6906 Leimen

Am 13. Dezember 1983 wurde im Albert-Metzler-Kreis für Heimat- und Familienforschung, Heidelberg, ein Sammelband über Schweizer Einwanderer in den Kraichgau als Druck (außerhalb des Buchhandels) der Öffentlichkeit übergeben.

Damit fand eine Arbeit ihren Abschluß, mit der eine große Zahl von ehrenamtlichen Mitarbeitern beschäftigt war. Mit diesem Buch liegt eine für alle mit genealogischen Fragen unseres Raumes beschäftigten eine höchst willkommene Veröffentlichung vor.

Diese Gemeinschaftsarbeit hat — wie im Vorwort von Karl Diefenbacher ausgeführt wird — ihre verzweigte Geschichte: In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg trug der Karlsruher Lehrer Friedrich Zumbach in mühseliger Kleinarbeit aus über 200 kirchlichen und sonstigen Archiven des Kraichgaus Unterlagen über Schweizer Einwanderer in den Kraichgau zusammen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen und Durchforstungen veröffentlichte er in Maschinschrift 1947 unter dem Titel „Schweizer Zuwanderung in den Kraichgau nach dem 30jährigen Krieg, ein Beitrag zur Bevölkerungsbewegung während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts“, Tumbringen, in der er nach ca. 200 Orten gliedert über 4500 Namen von Schweizer Einwanderern aufführte. In nur wenigen Exemplaren vervielfältigt ist diese Arbeit nur wenigen Interessenten bekannt worden. Ein Versuch der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins Badische Heimat auf eine gedruckte Veröffentlichung zu erreichen, blieb leider stecken.

Dr. jur. Karl Zbinden, a. Staatsanwalt (Luzern), bekannter Schweizer Heimatforscher und Genealoge, nahm sich der Frage der Veröffentlichung an, nachdem er bei Studien 1976 in der Schweizer Landesbibliothek in Bern auf diese Veröffentlichung aufmerksam gemacht worden war.

Seine vielfältigen Bemühungen in Schrift und Rede im In- und Ausland um Drucklegung brachten „den Stein ins Rollen“ und so entstand nach vielen Verhandlungen und Absprachen unter der tatkräftigen Leitung von Karl Diefenbacher das vorgelegte Werk.

Mit ihm liegt eine revidierte und erweiterte Ausgabe des Zumbachschen Manuskriptes vor, das in Teil I mit einer eigenen geschichtlichen Übersicht und interessanten Vorbemerkungen zu den Namenslisten das Kernstück des Buches, die Namensliste mit 5334 Eintragungen und das Ortsregister mit einer Karte des Kraichgau enthält, vor. Teil II bringt das Kraichgauer Heimatschrifttum unter dem Titel „Ausgewählte Ortsliteratur“. Die einzelnen Teile sind sorgfältig und übersichtlich untergliedert, je mit klärenden Abkürzungsverzeichnissen, Übersichtskarten und (T. II) einem Verzeichnis der Kraichgauorte mit Postleitzahlen versehen. Wer dienstlich oder privat mit genealogischen Fragestellungen befaßt ist, dem lacht das Herz angesichts der Zusammenstellung der Ortsliteratur, die eine Fundgrube an versteckter, meist unselbständiger, schwer ermittelbarer Literatur aufweist.

Ein vom Albert-Metzler-Kreis, Heidelberg, unter der Leitung von Karl Diefenbacher erarbeitetes, von Mitgliedern der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung anhand von Schweizer Unterlagen unter Leitung von Hans Ulrich Pfister, Winterthur, überarbeitetes („kontrolliertes“) Werk bietet sich dem Fachmann an. Es wird als optimale Grundlage für weitere Forschungen dienen. Das vorzügliche Literaturverzeichnis (Bibliographie der Literatur über die Kraichgauorte, zusammengestellt von Kurt H. Hotz) wird für weitere Forschungen eine große Hilfe sein und vielen Literatursuchenden nützlich sein.

Genealogen werden nie fertig. Wenn in den folgenden Jahren die eine oder andere Namensform korrigiert oder einer anderen Lesart der Vorzug gegeben werden sollte, so tut das der guten Sache keinen Abbruch und mindert den Wert der Veröffentlichung nicht wie auch die Zumbachsche Pionierarbeit stets ihren Wert behalten wird.

Den Initiatoren, dem tatkräftigen Herausgeber und seinen rührigen Mitarbeitern im In- und Ausland sei Dank für die viele mühselige Kleinarbeit, die nur mit grenzenlosem, heute immer seltener zu findendem Idealismus, zu bewältigen war.

Dr. Herbert Haas, Heidelberg

**Koch, Ursula: Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden.**

4°, 233 S., 2 Kartenausschn., 7 Tafeln mit Fotos, 80 Tafeln mit Zeichn., Ln. m. Schutzumschl., Bd. 12 Reihe Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, hgg. v. Landesdenkmalamt Bad.-Württ., ISBN 3 806 2076 2. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag, 1982. DM 70,—

Für die Zeit der Zuwanderung germanischer Bevölkerungsgruppen, zwischen dem Ende der Römerherrschaft und dem Einsetzen schriftlicher Überlieferung, bilden Bodenfunde beinahe die einzige geschichtliche Quelle zur Erforschung von fünf Jahrhunderten, in denen grundlegende Strukturen entstanden, die noch lange nachwirkten. Mit am wichtigsten sind dabei die Beigabefunde aus germanischen Reihengräberfriedhöfen.

Das Buch stellt zwei solche Friedhöfe aus dem Kraichgau vor, die bei Ortserweiterungen angeschnitten wurden, weshalb schnell weitere Untersuchungen und Bergungen vorgenommen werden mußten.

Im Wollenbachtal liegt Barga (damals Kreis Sinsheim/Els., heute zu Helmstadt im Rhein-Neckar-Kreis gehörend), wo anlässlich der Erschließungsarbeiten für den Schulhausneubau A. Dauber und K. Bauer 47 Gräber bergen konnten. Das Gräberfeld wurde zu Beginn des 7. Jahrhunderts angelegt und diente als Friedhof bäuerlicher Familien. Barga ist erstmals 792 im Lorscher Kodex urkundlich bezeugt.

Eine reichere Ausstattung ergab sich aus den Funden der ausgegrabenen 106 Gräber in Berghausen im Pfinztal (Kreis Karlsruhe). Hier waren 1897 sieben Steinplattengräber entdeckt worden. Berghausen erscheint 771 erstmals urkundlich, ebenfalls im Lorscher Kodex. Sein germanischer Friedhof wurde um die Mitte des 7. Jahrhunderts angelegt. Hier lassen sich mehrere Bauernfamilien und das Entstehen einer adeligen Schicht nachweisen. Im Buch werden zunächst geographische Lage, Topographie, Anfänge der Ortsgeschichte und die Fundumstände in beiden Dörfern beschrieben. Es folgen Bemerkungen zur Chronologie, Beschreibungen der Gräber und Vergleiche mit andern Fundorten und schließlich Zusammenfassungen und Ergebnisse. Im Katalogteil sind die gefundenen Grabbeigaben einzeln beschrieben und abgebildet sowie Zeichnungen der Gräberfelder und wichtigsten Gräber gegeben.

Aufgrund genauer und sorgfältiger Beobachtungen gelingt es der Verfasserin gültige Aussagen über die Stammeszugehörigkeit, landwirtschaftliche Tätigkeit, Begräbnisfolge und soziale Schichtung zu gewinnen. Damit werden uns an zwei Bei-

spielen aus dem Kraichgau wichtige Einblicke in das dörfliche Leben aus der Entstehungszeit zweier Ansiedlungen erschlossen.

Edmund Kiehle

**Schadt, Jörg und Caroli, Michael, Heidelberg unter dem Nationalsozialismus.** Hrsg. im Auftrag der Stadt Heidelberg, Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, Studien zur Verfolgung, Widerstand u. Anpassung, 574 S., kartoniert, 104 Fotos, Grafiken, Tabellen, DM 48,—, Heidelberg 1985

Mit dem Auftrag der Stadt Heidelberg, dieses Werk zu verfassen, hat sie den Anstoß zu einem Beitrag notwendiger Vergangenheitsbewältigung und -aufarbeitung gegeben, wie es öfter erfolgen sollte, schon der kommenden Generation wegen. Das Buch umfaßt fünf große Untersuchungen: 1. Aufstieg der NSDAP in Heidelberg in den Jahren 1928—1933 (Antje Sommer). Die Analyse umfaßt die Konfessionszugehörigkeit, die politische Tradition in Heidelberg, die Wirtschaftsstruktur und das sich daraus ergebende unterschiedliche Wahlverhalten in den Heidelberger Stimmbezirken. 2. Kampf der Nationalsozialisten gegen die Kirche in Heidelberg (Klaus Heidel und Christian Peters). Dieses 180 Seiten starke Kapitel ist hoch interessant; erstmals genutzte Quellen ermöglichen ein objektives, lebendiges Bild des kirchlichen Lebens in Heidelberg schlechthin, auch der Persönlichkeiten jener Jahre, z. B. des in Heidelberg unvergessenen späteren Prälaten Hermann Maas. 3. Kampf und Gleichschaltung der katholischen Tageszeitung „Pfälzer Bote“ 1930—1935 (Christine Weber). 4. Die Judenverfolgung in Heidelberg von 1933—1945 (Arno Weckbecker). 5. Verfolgung und Widerstand der Arbeiterparteien von der Machtübernahme bis Kriegsende (Friederike Reutter). Damit werden alle Bereiche erfaßt, welche in der Zeit von 1933—1945 von politischer Bedeutung waren und die deshalb von den Nationalsozialisten bekämpft wurden. Die auf sorgfältiger Durchforschung des vorliegenden Quellenmaterials mit Einbezug der Aussagen von Augenzeugen beruhenden Beiträge vermeiden jede Polemik und vermitteln gerade dadurch ein facettenreiches, fesselndes Bild jener Jahre. Darüber hinaus werden die Persönlichkeiten beleuchtet, welche in Heidelberg die Last des Widerstandes trugen, aber auch jene, die für Kampf und Verfolgung verantwortlich waren, denn — so die Verlagsanzeige —: „Es kann nicht anders ein, als daß in einem solchen Buch auch zahlreiche Persönlichkeiten jener Jahre erkennbar werden — Menschen mit ihren alltäglichen Stärken und Schwächen. Nicht zuletzt da-

durch erlangt dieses Buch einen hohen Grad an Anschaulichkeit und Wahrheit über den Alltag im Dritten Reich.“

L. Vögely

**Ebeling, Hermann, Der Freiherr von Drais,** 132 S., 70 Abb., farbiger Festband, 34,80 DM, Verlag Braun, Karlsruhe, 1985

Zum 200. Geburtstag des „verrückten Barons“ brachte der Braun-Verlag, Karlsruhe, die Lebensgeschichte des Karl von Drais heraus, ein Erfindungsschicksal im Biedermeier, wie es im Untertitel heißt. Der Autor Hermann Ebeling hat sich der Aufgabe unterzogen, eine Biographie zu schreiben, die dem Leben und den Erfindungen des Freiherrn gerecht wird. An eine solche Aufgabe hat sich Ebeling als erster gewagt, denn was bisher über Drais vorlag waren Aufsätze und zwei kleinere Broschüren, die vor der Jahrhundertwende erschienen waren. Die Schwierigkeiten für den Verfasser lagen einmal darin, daß — und das klingt unwahrscheinlich — die verlässlichen Berichte über Drais verhältnismäßig spärlich sind: „Sein Nachlaß ist verschollen, es sind fast keine privaten Briefe von ihm bekannt, seine Erfindungen, mit Ausnahme des Laufrades, sind verschwunden, die Familie der Freiherren Drais von Sauerbronn ist ausgestorben.“ (Vorwort) Eine schwierige Situation, die viele und lange Studien in den Archiven und Nachforschungen an den Lebensstationen des Erfinders notwendig machten. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist eine hervorragende Arbeit, die alles übertrifft, was bisher über Drais publiziert wurde.

Was den Leser beeindruckt, ist die Schilderung, wie der dem Fortschritt verhaftete Drais langsam zur Karikatur wird, zum „Don Quichotte auf dem Fahrrad“. Zum andern aber wird deutlich, daß dieser Karl von Drais kein komischer Mensch mit vielen kuriosen Einfällen war, der in seinem Beruf nicht Fuß fassen konnte und dessen Erfindungen ihm nichts einbrachten, sondern ein Mann, dessen Leben voll Tragik war. Ein tragisches Leben also wird enthüllt, das Leben eines Mannes, dessen mächtiger Vater und die Zugehörigkeit zu einem alten Adelsgeschlecht mit allen seinen Vorteilen nichts nützten, das Leben eines Mannes, der an der Zeit und an sich selbst scheiterte.

Das ausgezeichnet geschriebene Buch, vorbildlich vom Verlag ausgestattet, füllt eine wirkliche Lücke aus, ein schönes Geschenk für den Freiherrn von Drais zu seinem 200. Geburtstag.

L. Vögely

## Anschriften der Autoren dieses Heftes

*Dr. Siegrid Alföldy-Thomas,*  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,  
Außenstelle Karlsruhe, Amalienstr. 36,  
7500 Karlsruhe

*Prof. Dr. Peter Assion,*  
Universität Marburg, Bahnhofstr. 5a,  
3550 Marburg

*Dr. Rolf-Heiner Behrends,*  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,  
Außenstelle Karlsruhe, Amalienstr. 36,  
7500 Karlsruhe

*Willy Bickel,*  
Postweg 47, 7518 Bretten

*Dekan i. R. Helmut Feil,*  
Melanchthonverein Bretten, Kurpfalzstr. 7,  
7518 Bretten

*Karl Fritz,*  
Hammerschmiedgasse,  
7860 Schopfheim-Fahrnau

*Dipl.-Ing. Albert Gamon,*  
Am Schellberg 30, 6232 Bad Soden 2

*Heinrich Hauß,*  
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

*Gerhard Jung,*  
Obermattweg 11, 7850 Lörrach

*Edmund Kiehnle,*  
Stadtarchiv Eppingen, 7519 Eppingen

*Marliese Klingmann,*  
Oberstraße 29, 6925 Eschelbronn

*Präsident Dr. Leonhard Müller,*  
Oberschulamt Karlsruhe, Postfach 4840,  
7500 Karlsruhe

*Prof. Berthold Rudolf,*  
Friedlander Str. 3, 7500 Karlsruhe

*Dr. Heinz Schmitt,*  
Direktor des städtischen Archivs  
und der Bibliothek, Rathaus,  
7500 Karlsruhe

*Reg.-Dir. Udo Theobald,*  
Regierungspräsidium Karlsruhe,  
7500 Karlsruhe

*Ludwig Vögely,*  
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

*Prof. Dr. Alois Wolf,*  
Deutsches Seminar,  
Abt. für Sprache u. ältere Literatur,  
Universität Freiburg,  
7800 Freiburg

---

Die Schriftleitung dankt  
Herrn *Prof. Dr. Richard Bellm* für die Zeichnungen zu den Arbeiten von Herrn Prof. B. Rudolf und  
Herrn W. Bickel. Wir danken auch der *Stadt Karlsruhe und dem Stadtarchiv* für die Freundlichkeit, aus  
dem Katalog zur Ausstellung die Bilder auf den Seiten 459, 461, 463, 464 übernehmen zu dürfen. Herz-  
lichen Dank geht auch an *Edmund Kiehnle*, der die „Kraichgaukarte“ (Seiten 324—325) zu Verfügung  
gestellt hat.